

biblos

Beiträge zu Buch,
Bibliothek und Schrift

Erster Weltkrieg Die bewahrte Erinnerung



biblos

*Beiträge zu Buch,
Bibliothek und Schrift*

Erster Weltkrieg
Die bewahrte Erinnerung

Biblos

Beiträge zu Buch,
Bibliothek und Schrift
Herausgegeben
von der Österreichischen
Nationalbibliothek

Herausgeberin

Dr. Johanna Rachinger
Generaldirektorin der
Österreichischen Nationalbibliothek

Redaktionsteam

Christian Gastgeber (verantwortlicher
Redakteur); Michaela Brodl,
Ernst Gamillscheg, Katrin Jilek,
Bettina Kann,
Monika Kiegler-Griensteidl,
Daniela Lachs, Gabriele Mauthé,
Solveigh Rumpf-Dorner,
Alfred Schmidt

Postanschrift

Redaktion Biblos
Christian Gastgeber
Österreichische Nationalbibliothek
Josefsplatz 1, A-1015 Wien

Verlag

Phoibos Verlag, Wien

Umschlagbild

Italienische Gräben an der Durch-
bruchstelle bei Flitsch
© Österreichische Nationalbibliothek
(Bildarchiv WK1/ALB043/11751)

MedieninhaberIn

Österreichische Nationalbibliothek
A-1015 Wien, Josefsplatz 1
Herausgeberin:
Dr. Johanna Rachinger,
Biblos, A-1015 Wien, Josefsplatz 1
(Österreichische Nationalbibliothek)
Auslieferung: Phoibos Verlag
Anzengrubergasse 16/9
A-1050 Wien
Tel.: (+ 43 1) 544 03 191;
Telefax: (+ 43 1) 544 03 199,
e-mail: office@phoibos.at

Bezugsbedingungen

Jahresabonnement € 45,- (Inland,
ohne Versandkosten); Einzelheft
€ 25,- (Inland, ohne Versandkosten).
Biblos erscheint halbjährlich.
Wissenschaftliche Arbeiten in
deutscher, englischer, französischer
und italienischer Sprache werden
zur Veröffentlichung angenommen,
die noch nicht veröffentlicht oder
einem anderen Publikationsorgan
angeboten wurden. Der Nach-
druck, auch in Auszügen, bedarf
der Zustimmung der Herausgeberin
bzw. der Redaktion. Manuskripte
sind als Word-Dokument einzusenden.
Das Inhaltsverzeichnis ist abfragbar
unter: <http://www.onb.ac.at/biblos>

Druck

Printed in the EU
Prime Rate Kft, Budapest
© 2014 by Phoibos Verlag Wien

ISSN 0006-2022

ISBN 978-3-85161-073-4

Inhalt

- 5 **Gabriele Mauthe**
Die k.k. Hofbibliothek wird Nationalbibliothek
- 15 **Lydia Jammernegg, Helga Hofmann-Weinberger**
*„Kriegsgewinn der Frauen“?
Lebensrealitäten und politische Forderungen österreichischer Frauen während
des Ersten Weltkriegs*
- 39 **Eva Maria Hois**
*Der Große Krieg als „echter Segenbringer“
Über das Sammeln von Soldatenliedern während des Ersten Weltkriegs*
- 71 **Franz Halas**
*Fenster zur Geschichte
Fotografien des Ersten Weltkriegs im Bildarchiv der Österreichischen
Nationalbibliothek*
- 87 **Zsuzsanna Brunner, Susanne Tremml**
*Die historische Kriegssammlung online
Die Digitalisierung zum Ersten Weltkrieg an der Österreichischen
Nationalbibliothek im Rahmen von Europeana Collections 1914–1918*
- 99 **Alfred Pfoser**
*Wien im Ersten Weltkrieg
Die vielen Aktivitäten der Wienbibliothek im Jahr des Weltkriegsjubiläums*
- 111 **Lukas Cladders**
*Freunde, Kollegen, Kriegsgegner
Gustav Glücks Kontakte zu Museumsleuten und Kunsthistorikern nach dem
Ersten Weltkrieg anhand des Korrespondenznachlasses in der Österreichischen
Nationalbibliothek*
- 131 **Bernhard Fischer**
*Esaia Reusners „Neue Lauten-Früchte“ und „Hundert Geistliche Melodien
Evangelischer Lieder“ in der Österreichischen Nationalbibliothek*

139 Buchbesprechungen

Manfried Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*. Wien 2013

(Gabriele Mauthe)

Wolfram Dornik, Julia Walleczek-Fritz, Stefan Wedrac, unter Mitarbeit von **Markus Wurzer (Hrsg.)**, *Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich*. Wien 2014

(Gabriele Mauthe)

Christa Hämmerle, *Heimat/Front. Geschlechtergeschichte/n des Ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn*. Wien 2014

(Gabriele Mauthe)

Jean-Paul Bled, *Franz Ferdinand: Der eigensinnige Thronfolger*. Wien 2013

(Gabriele Mauthe)

Edgard Haider, *Wien 1914: Alltag am Rande des Abgrunds*. Wien 2013

(Gabriele Mauthe)

Alfred Pfoser, Andreas Weigl (Hrsg.), *Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg*. Gemeinschaftsprojekt des Wiener Stadt- und Landesarchivs, der Wienbibliothek im Rathaus sowie des Vereins für Geschichte der Stadt Wien. Wien 2013

(Gabriele Mauthe)

Manfried Rauchensteiner (Hrsg.), *An Meine Völker! Der Erste Weltkrieg 1914–1918*. Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek vom 13.3. bis 2.11.2014. Wien 2014

(Gabriele Mauthe)

Hermann Hauke, Wolfgang-Valentin Ikas, *Katalog der lateinischen Fragmente der bayerischen Staatsbibliothek München, Band 3: Clm 29550–29990 (Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Monacensis IV 12,3)*. Wiesbaden 2013

(Katrín Jilek)

Christoph Wagner-Trenkwitz, *Sie kannten Richard Strauss. Ein Genie in Nahaufnahme*. Mit 55 Abbildungen. Wien 2013,

(Tina Bayer)

159 AutorInnenverzeichnis

160 Abbildungsverzeichnis

Am 21. November 1916 verstarb Kaiser Franz Josef I. Zu den Kriegseignissen kam nun der endgültige Zerfall der „Alten Welt“. Da es noch keinen neuen Rechtsträger gab, stellten auch die ehemaligen habsburgischen Sammlungen herrenloses Gut dar. Wer für den Weiterbestand der k.k. Hofbibliothek verantwortlich sein sollte, wurde schrittweise geklärt, gesetzliche Voraussetzungen mussten erst geschaffen werden. 1919 ging die Verwaltung der Hofbibliothek an das Österreichische Staatsamt für Unterricht über¹. Zunächst führte der Amtsdirektor des Hofärars, Wilhelm von Weckbecker, die provisorische Verwaltung. Definitiv in die Verwaltung des Unterrichtsamtes ging die Bibliothek dann mit Beschluss des Kabinettsrates vom 18. Juni 1920 über².

Mit der Übernahme der Institution in Staatsbesitz war auch die Frage ihres Namens aktuell geworden. Mehrere Varianten wie „Staatsbibliothek“, „Staatszentralbibliothek“, „Bundes-Bibliothek“ oder auch „Landesbibliothek“ wurden erörtert³. Direktor Josef Donabaum schlug in seiner Stellungnahme am 28. Juni 1920 die Bezeichnung „National-Bibliothek“ vor.

Auf Anraten von Unterstaatssekretär Dr. Otto Glöckel beschloss der Kabinettsrat am 6. August 1920, dass die ehemalige k.k. Hofbibliothek von nun an die Bezeichnung „Nationalbibliothek“ zu tragen habe. In einer Aussendung dazu hieß es als Begründung: *„Für diese Neubenennung war insbesondere die Erwägung maßgebend, daß einerseits dieser Name am besten das Wesen und den Charakter dieser Bibliothek im Gegensatz zu den übrigen Staatsbibliotheken kennzeichnet, andererseits durch diesen Namen jeder staatsrechtliche Hinweis vermieden und lediglich die Zugehörigkeit zur Allgemeinheit ausgedrückt wird.“*⁴

¹ Österreichische Nationalbibliothek, Archiv, HB 122/1919.

² Österreichische Nationalbibliothek, Archiv, HB 369/1920.

³ Österreichische Nationalbibliothek, Archiv, HB 350/1920

⁴ J. Stummvoll, *Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek*, Band 1. Wien 1968, 580.

Staatsamt k. Hofbibliothek
für Inneres und Unterricht
350
Untersuchungsamt.
25. 10. 1920

Wien, am 6. August 1920.

Z. 13230/ IV. - Abt. 10b

Künftig: Benennung der Hofbibliothek.

An

die Direktion der Hofbibliothek

in

W I E N.

Mit Hinblick auf die in der dortigen Eingabe vom
28. Juni 1920., Z. 350 vorgebrachten Argumente sehe ich mich veranlaßt,
den Titel der bisherigen Hofbibliothek in Nationalbibliothek umzuändern,
welche Bezeichnung von nun an in allen amtlichen Beziehungen zu füh-
ren sein wird.

Der unterstaatssekretär:

Groß

Abb. 1: Umbenennung der ehemaligen Hofbibliothek
(© ÖNB, Archiv, HB 350/1920)

Die Hofbibliothek in
 Wien ist in der
 Hofbibliothek in Wien
 nach dem Zusammenbruch
 der Monarchie im Jahre
 1918/1920 in die
 Österreichische
 Nationalbibliothek
 umgewandelt worden.
 Die Hofbibliothek
 ist die älteste
 Bibliothek in Wien
 und hat eine
 Geschichte von
 über 500 Jahren.
 Sie ist eine
 wichtige
 Institution
 für die
 Wissenschaft
 und die
 Kultur.
 Die Hofbibliothek
 ist eine
 öffentliche
 Bibliothek
 und ist
 für alle
 Bürger
 zugänglich.
 Die Hofbibliothek
 ist eine
 wichtige
 Institution
 für die
 Wissenschaft
 und die
 Kultur.
 Die Hofbibliothek
 ist eine
 öffentliche
 Bibliothek
 und ist
 für alle
 Bürger
 zugänglich.

Wien, am 28. Juli 1920.

Die Hofbibliothek
 ist eine
 öffentliche
 Bibliothek
 und ist
 für alle
 Bürger
 zugänglich.

Abb. 3: Umbenennung der ehemaligen Hofbibliothek
 (© ÖNB, Archiv, HB 350/1920)

K. k. Hofbibliothek
 Z. 350
 Procentur am 1. VII 1920

O. V. A.

die bevorstehende Umbenennung der Hofbibliothek
 durch den Reichsrath ist eine Sache, die
 nicht ohne Weiteres aufzuheben ist, sondern
 eine Sache, die eine gewisse Zeit in Anspruch
 nehmen wird. Ich bin daher der Meinung,
 dass es am besten wäre, wenn man sich
 für die Zeit, in der die Umbenennung
 erfolgt, mit der alten Bezeichnung begnügt.
 Ich bin daher der Meinung, dass man
 sich für die Zeit, in der die Umbenennung
 erfolgt, mit der alten Bezeichnung begnügt.
 Ich bin daher der Meinung, dass man
 sich für die Zeit, in der die Umbenennung
 erfolgt, mit der alten Bezeichnung begnügt.

7 in Österreich

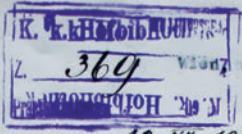
Abb. 4: Umbenennung der ehemaligen Hofbibliothek
 (© ÖNB, Archiv, HB 350/1920)

Staatsamt
für Inneres und Unterricht

Unterrichtsamt.

Z. 13328-IV-Abt. 10b

Definitive Übertragung der
Verwaltung der wissenschaftl.
Hofinstitute an das Unterrichtsamt.



A n

die Direktion der Hofbibliothek

i n

W i e n .

Der Kabinettsrat hat in der Sitzung vom 16. Juni l. J. unter Vorbehalt der seinerseitigen Entscheidung über die definitive Zugehörigkeit der Archivbestände des ehemals Oberstkammererentens folgenden Beschlusses gefasst:

„Die bisher von Unterrichtsamt provisorisch geführte Verwaltung der beiden ehemaligen Hofbibliothek samt der Etensischen und der Weltreisensammlung, denn der beiden Schatzkammern, der Hofbibliothek, sowie der Kunstsammlung Albertina, ferner die Verwaltung der Familienfideikommissbibliothek wird dem Unterrichtsamt definitiv übertragen und dasselbe ermächtigt, im Einvernehmen mit den betreffenden Stellen diesbezüglich und wegen Übernahme der bei der Verwaltung der genannten Institute in Verwendung stehenden Angestellten, bei welchen die allgemeinen Voraussetzungen für die Übernahme in den österr. Staatsdienst vorhanden sind, in den Dienst der Republik Oesterreich die hienach weiters erforderlichen Verfügungen zu treffen.“

In Durchführung dieses Kabinettsratsbeschlusses werden die bisher von der Amtsdirektion der Verwaltung des Hofrathes Abt. II provisorisch geführten Amanden der beiden ehem. Hofbibliothek samt der Etensischen und der Weltreisensammlung, sowie der Schatzkammer und der Hofbibliothek vom Unterrichtsamt direkt übernommen, bzw. zum Teile den betreffenden Administrationen zur selbständigen Be-

Abb. 7: Umbenennung der ehemaligen Hofbibliothek
(© ÖNB, Archiv, HB 369/1920)

sorgung übertragen, worüber an die betreffenden Stellen noch
weitere Weisungen ergehen werden.

Die wegen der Übernahme der gegenwärtig an den Sammlun-
gen in Verwendung stehenden Angestellten in den d.Ö. Staatsdienst
mit den in Betracht kommenden Stellen im Sinne des Kabinettsrats-
beschlusses zu pflegenden Verhandlungen sind bereits eingeleitet
worden.

Die an deren Abschluss und vorbehaltlich des Ergebnis-
ses derselben werden die gegenwärtig an den Sammlungen in Verwen-
dung stehenden Angestellten, soweit sie den allgemeinen Vorausset-
zungen für die Übernahme in den Österr. Staatsdienst entsprechen,
in ihrer derzeitigen Verwendung vorläufig belassen.

Als dieses Anlasses werden diese Angestellten der Repu-
blik Oesterreich die eifrigste Erfüllung aller Pflichten aus Anteil
und des Dienstes zu geloben und dieses Gelübnis durch Verschiebung
zu bekräftigen haben.

Wegen Leistung dieses Gelübnisses wird in kurzem Wege
eine Mitteilung nachfolgen.

Eine Abschrift dieses Erlasses folgt für den Anlege-
brauch der Administrationskanzlei mit.

Der Unt. Staatssekretär:

Groemer

Abb. 8: Umbenennung der ehemaligen Hofbibliothek
(© ÖNB, Archiv, HB 369/1920)

k. k. Hofbibliothek
L. 369 Pfl ichtengelbnis.
Pflanztag 12. VII 1920

Der Kabinettsrat hat in der Sitzung vom 18. Juni l. J. über den von Unterstaatssekretär Glöckel diesbezüglich gestellten Antrag folgenden Beschlus gefasst:

Die bisher vom Unterrichtsente provisorisch geführte Verwaltung der beiden ehemaligen Hofausseen, samt der Estensischen und der Weltreisensammlung, denn der beiden Schatzkammern, der Hofbibliothek, sowie der Kunstsammlung „Albertina“, ferner die Verwaltung der Familienfideikommissbibliothek wird dem Unterrichtsente definitiv übertragen und desselbe ermächtigt, im Einvernehmen mit den betreffenden Stellen diesbezüglich und wegen Übernahme der bei der Verwaltung der genannten Institute in Verwendung stehenden Angestellten, bei welchen die allgemeinen Voraussetzungen für die Übernahme in den k. k. Staatsdienst vorhanden sind, in den Dienst der Republik Oesterreich die hienach weitere erforderlichen Verfügungen zu treffen.

Die wegen der Übernahme der gegenwärtig an den Sammlungen in Verwendung stehenden Angestellten in den d. k. Staatsdienst mit den in Betracht kommenden Stellen im Sinne des Kabinettsratsbeschlusses zu pflegenden Verhandlungen wurden bereits eingeleitet. Bis zum Abschlusse und vorbehaltlich des Ergebnisses dieser Verhandlungen werden die Angestellten, soweit sie den allgemeinen Voraussetzungen für die Übernahme in den d. k. Staatsdienst entsprechen, vorläufig in ihrer derzeitigen Verwendung belassen.

Aus diesem Anlasse werden Sie der Republik Oesterreich die eifrigste und gewissenhafteste Erfüllung aller Pflichten des Amtes und des Dienstes geloben und lade ich Sie hienit ein, dieses Gelöbnie durch Handschlag zu bekräftigen.

Abb. 9: Umbenennung der ehemaligen Hofbibliothek
(© ÖNB, Archiv, HB 369/1920)

*Lebensrealitäten und politische Forderungen österreichischer
Frauen während des Ersten Weltkriegs*



Abb. 1:
Frauen beim Ausbessern der Straße am Wiener Gürtel
(© ÖNB, Bildarchiv 448503B)

Abb. 2:
Der Bund 9,8 (1914) 1



Die Tatsache, dass Frauen – meist ohne direkt involviert zu sein – zu den Leidtragenden von Kriegen gehören, ist nicht neu. Niemals zuvor waren sie es jedoch in einem derart breiten Ausmaß wie während der beiden großen Kriege des letzten Jahrhunderts. Der Erste Weltkrieg, die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, stellte im Vergleich zu den kriegerischen Konflikten der früheren Jahrhunderte einen völligen Paradigmenwechsel dar. Er war der erste industriell-technologisch geführte Krieg mit einer Mobilisierung von Millionen von Soldaten und hatte immense Auswirkungen auf das Hinterland, das Leben der „Daheimgebliebenen“, also neben den nicht wehrdienstfähigen Männern vor allem der Frauen und Kinder.

Der Erste Weltkrieg war ein Volkskrieg, der die gesamte Gesellschaft miteinbezog. Sowohl Männer als auch Frauen wurden dafür mobilisiert – wie die geschlechtergeschichtliche Historiografie festgestellt hat. Frauen kam also in diesem Krieg eine bedeutende Rolle zu – und zwar an der so genannten „Heimatfront“. Historikerinnen bemängeln, dass die Historiografie des Ersten Weltkriegs bisher die Kategorie Geschlecht vernachlässigt hat und die Perspektive auf den Krieg männlich und militärgeschichtlich dominiert war und ist. Im hundertsten Erinnerungsjahr findet die Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht langsam Eingang in die Forschungsarbeiten und es werden zunehmend

Abb. 3:
Arbeiterinnen-Zeitung
26,17 (1914) 1



auch geschlechtergeschichtliche Perspektiven auf den ersten Weltkrieg publiziert¹.

In diesem Beitrag werden Themen aufgegriffen, die während der Kriegsjahre 1914–1918 in der österreichischen Frauenbewegungspresse² – dies waren vor allem Vereinsorgane – zentral behandelt wurden. Diese Zeitschriften erschienen während des gesamten Krieges in erstaunlicher Dichte – wenn auch von Kriegsbeginn an immer wieder zensuriert. Nur wenige Nummern konnten, aufgrund von Papierknappheit oder finanzieller Engpässe, nicht erscheinen, viele Hefte wurden als Doppelnummern herausgegeben oder in reduzierter Form.

Von Kriegsbeginn an wurden Fragen nach der Positionierung der Frauenbewegung zum Krieg in den Zeitschriften und Zeitungen thematisiert und, welche Konsequenzen der Weltkrieg für die Frauenbewegung/en hatte. Es gab auch immer wieder Ausblicke auf nationale und internationale Verbindungen und Netzwerke der Frauenbewegung sowie auf Proteste gegen den Krieg. Diese politischen Fragen, aber auch Themen des Kriegsalltags von Frauen an der Heimatfront sind Gegenstand dieser Ausführungen.

Die Frauenbewegung hatte bereits über Jahrzehnte Aufbauarbeit geleistet. Fortschrittlich denkende bürgerliche und sozialdemokratische Frauen hatten sich aufgrund rechtlicher und gesellschaftlicher

Diskriminierungen begonnen zu organisieren. Marianne Hainisch – langjährige Vorsitzende des *Bundes Österreichischer Frauenvereine (BÖV)* – hatte bereits 1870 den niedrigen Bildungsstand der Frauen als Wurzel für deren soziale Benachteiligung und Unmündigkeit erkannt und die Einrichtung von Mädchengymnasien gefordert. Nach und nach bildeten sich Frauenvereine in Wien und anderen Orten der Kronländer der Donaumonarchie heraus, die sich dem Kampf um die Rechte der Frauen in Familie und Gesellschaft verschrieben. Dieser Kampf konnte allerdings meist nicht offen geführt werden, denn laut Paragraph 30 des Vereinsgesetzes durften Frauen – neben Ausländern und Minderjährigen – nicht Mitglied eines politischen Vereines sein. Dieser Paragraph sollte erst 1918 fallen. Trotz aller Hindernisse gelang es den fortschrittlich gesinnten Frauen, Geschlechtsgenossinnen für ihre Ideen zu gewinnen. Höchster Ausdruck dieses Emanzipationsprozesses war die Forderung nach dem Frauenwahlrecht, das bereits Ende des 19. Jahrhunderts von Frauen aus vielen Teilen der Monarchie laut formuliert wurde und das durch den Zusammenbruch Altösterreichs und die Ausrufung der Ersten Republik politische Realität werden konnte.

Die österreichischen Frauen wurden vom auslösenden Ereignis – den Schüssen von Sarajevo – genauso überrascht wie der Rest der Bevölkerung. Man hatte zwar das Säbelrasseln der miteinander im imperialen Expansionsbestreben konkurrierenden europäischen Nationalstaaten vernommen, doch angesichts mannigfaltiger Friedensaktivitäten nicht mit einem tatsächlichen Waffengang gerechnet. Nun trat eine ganze Kriegsmaschinerie in Gang: Ultimaten und diplomatische Noten, Bündnisverpflichtungen und Kriegserklärungen mündeten in ein Inferno, von dem sich Europa lange nicht erholen sollte.

Im Juli-Heft des Jahres 1914 erschien im *Neuen Frauenleben*, dem Organ des *Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins (AÖF)*, ein Artikel zum Tod von Bertha von Suttner³. Die große Pazifistin war am 21. Juni gestorben. Ein gnädiges Schicksal hatte ihr erspart zu erleben, wie kurze Zeit später ihr Friedensruf mit einem Schlag im Kanonendonner unterging. Der Artikel könnte auch als ahnungsvolle letzte Mahnung engagierter Frauen vor dem Waffengang gelesen werden. Suttners außerordentliche Verdienste um den Frieden wurden hervorgehoben und gelobt, dennoch kann auch leise Kritik gelesen werden: Sie habe bei den Friedensbestrebungen mehr auf das Bemühen von Fürsten und Diplomaten gesetzt und weniger auf den Willen des Volkes. So galt für Suttner wegen seiner Einberufung der Haager Friedenskonferenz der russische Zar als „Friedensfreund“.

In der Zeitschrift *Die Postanstaltsbeamtin*, dem Vereinsorgan der „Postmeisterinnen, Expedientinnen, Offiziantinnen und Aspirantinnen“ wurden ebenfalls die politischen Machtspiele beklagt, die der Menschheit den „mörderischsten Krieg“ aufzwangen, der jemals in Europa ausgebrochen sei. Dies ein Hinweis darauf, dass sich die im Staatsdienst stehenden berufstätigen Frauen keine Illusion über die Art des Waffengangs machten und das Unglück voraussahen, das dieser über die Völker Europas bringen würde. Auf der anderen Seite ist im gleichen Artikel ein Satz zu lesen, der eher einem Wunschenken entspricht

denn einer realistischen Einschätzung: „Wäre die Hälfte der Menschheit, die Frauen, nicht von allen staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossen, wir hätten heute dieses Elend nicht zu ertragen.“⁴ Der Krieg wird auch als ein gewaltiger „Wendepunkt“ der Geschichte betrachtet und damit die Hoffnung verbunden, es möge aus all dem Leid eine „Verbrüderung des neuen Menschengeschlechts“ erstehen.

*Frauenbewegung/en im Ersten Weltkrieg
Kriegsunterstützung und Selbst/Mobilisierung*

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges stand die „Kriegshilfe“ im Mittelpunkt der Arbeit vieler Frauenvereine. Vor allem die Vereine der gemäßigt bürgerlichen Frauenorganisationen appellierten in ihren Zeitschriften an die Frauen sich für den „Dienst im Kriegsfall“ zu Verfügung zu stellen. Marianne Hainisch, Vorsitzende des Dachverbandes der moderaten bürgerlichen Frauenbewegung, hatte bereits einen Tag vor der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien einen patriotischen Aufruf „an die Frauen Österreichs“ gerichtet:

„Beklagenswerte Ereignisse haben Österreich den Krieg aufgezwungen. (...) Sollen wir passiv dulden und leiden? Das geziemt der Gattin und Mutter, der Staatsbürgerin nicht, sondern es ist an uns zu versuchen, wie wir die Not lindern, unsern Soldaten Erleichterungen, der Kriegsführung Unterstützung zuführen können. An den Frauen ist es jetzt ihre Arbeitskräfte, ihre organisatorischen Fähigkeiten (...) dem bedrängten Vaterlande zur Verfügung zu stellen.“⁵

Hainisch wies auf die riesigen Rüstungsausgaben hin, die keinem aufmerksamen Menschen entgangen sein konnten und ein „schweres Ungewitter über Europa“ ankündigten. Aber, so gab sie sich ganz patriotisch, in der „Schicksalsstunde“ stünden die Frauen Österreichs treu zum Vaterland und seien „überzeugt, dass eine Entscheidung durch das Schwert gegen gehässige Wühlarbeit, Bomben und Attentate unausweichlich war“. Vereint waren ein Großteil der organisierten Frauen wie der übrigen Bevölkerung in der festen Überzeugung und dem „unerschütterliche[n] Glaube[n] an die siegreiche Kraft des deutschen Volkes“⁶. Die öffentliche Meinung in Deutschland und Österreich glaubte an einen aufgezwungenen Verteidigungskrieg, die Berechtigung dieses Krieges stand außer Zweifel. Dass dieser Artikel bereits teilweise der Zensur der Militärbehörde zum Opfer fiel, war nur der Anfang einer im Laufe des Krieges oft geübten Praxis, welche vor allem auch die *Arbeiterinnen-Zeitung* und das *Neue Frauenleben* in besonderem Maße betrafen.

Nicht passiv, sondern aktiv wollten die Frauenorganisationen an diesem Krieg mitwirken und weibliche „Arbeitskräfte“ zur Kriegsunterstützung mobilisieren. Die Frauenbewegung stellte somit ihr organisatorisches Potential den „Behörden“ zur Verfügung. So wie die „Männer auf dem Schlachtfelde“, so wurden gleichfalls die Frauen aufgerufen, daheim und selbstaufopfernd ihre „Pflicht“ gegenüber dem Land zu erfüllen. Attribute die im Geschlechterdiskurs traditionell den Frauen zugeordnet werden, wie Pflege, Obsorge, Hilfsleistungen und Opferbereitschaft wurden von der Frauenbewegung bereitwillig übernommen und in ihren Zeitschriften rezipiert. Die bestehende Geschlechterdicho-

tomie wurde damit bestätigt. Emanzipatorische Forderungen, die die bürgerliche Frauenbewegung der letzten Jahrzehnte kennzeichneten, mussten „für den Augenblick verstummen“.

In der *Arbeiterinnen-Zeitung* richtete das sozialdemokratische *Frauenreichskomitee Österreichs* zu Kriegsbeginn am 11. August 1914 das Wort an die „Arbeiterfrauen, Arbeiterinnen und Parteigenossinnen“: „Der Weltkrieg, der Schrecken der Völker, ist entbrannt. [...] Wir sind machtlos gegen das Entsetzliche und vermögen das furchtbare Geschick nicht abzuwenden.“⁷ Die sozialdemokratischen Frauen machten gemäß ihrer sozialistischen Überzeugung die imperialistischen Bestrebungen der europäischen Großmächte für den Ausbruch des Krieges verantwortlich und betonten, dass die Arbeiterklasse keine Verantwortung dafür übernehmen würde. Die *Sozialdemokratische Arbeiterpartei* unterstützte trotzdem in den ersten Jahren des Ersten Weltkriegs die Kriegspolitik Österreich-Ungarns. Die Frauen hielten sich – obwohl sie der Partei nicht angehör(t)en (konnten) – an die Parteilinie. Erst am Parteitag 1917 ging die Partei auf Distanz zur Staatsführung, und so konnten die Frauen auch wieder für den Frieden agitieren.

Die patriotische Welle erreichte – wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung – nicht nur die breiten Massen, sondern auch die organisierten Frauen, die sich seit Jahrzehnten ein politisches Denken angeeignet hatten. Stimmen, die den Krieg ablehnten, waren in verschwindender Minderheit. Die in den Frauenvereinen organisierten Mitglieder begannen – im ersten Enthusiasmus weitgehend unkoordiniert – ihre Hilfsleistungen auf verschiedensten Gebieten auszuüben: Geld- und Kleidersammlungen, Näh- und Strickarbeiten für die Soldaten, Ausspeisung Bedürftiger, Hilfe in Lazaretten usw. Leopoldine Kulka, Vizepräsidentin des AÖF, warf einen differenzierten Blick auf all diese Aktivitäten, indem sie dahinter einen Drang vermutete, die „*eigene Sorge und Unruhe zu betäuben*“ und merkte an:

„*Es sind nicht unsere geistigen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte, sondern vor allem die alten Hausfrauenkenntnisse, die jetzt gebraucht werden: Krankenpflege, Kinderpflege, Armenpflege, Kochen, Nähen etc. Aber ein wichtiges modernes Element tritt dazu: die Organisation all dieser Tätigkeiten, bei der auch die Frauen großen Anteil haben.*“⁸

Mit der Einrichtung einer Zentrale der *Frauen-Hilfsaktion im Kriege* (unter dem Vorsitz von Berta Weiskirchner, der Frau des Wiener Bürgermeisters) im Wiener Rathaus und von für die einzelnen Wiener Bezirke zuständigen Arbeitskomitees kam allmählich Struktur in die Hilfsaktionen. Ein Handeln war sofort möglich, weil sich viele Frauen engagierten, die in den Jahrzehnten zuvor die Organisation der Frauenbewegung aufgebaut hatten. Neben bürgerlichen und katholischen Frauen beteiligten sich ebenfalls Sozialdemokratinnen, obwohl viele von ihnen gleichzeitig Kriegsgegnerinnen waren. Es wurden Sammlungen von Waren- und Geldspenden, Ausspeisungen und Kinderbetreuungen, Arbeitsvermittlungs- und Auskunftstellen organisiert. Eine von Helene Granitsch, der Vorsitzenden der *Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs (ROHÖ)*, verfasste Broschüre über Kriegsdienstleistung der

Frauen erschien 1915 und bewies einen hohen Organisationsgrad der Hilfsaktionen⁹.

Die Frauenbewegung unterstützte mit wenigen Ausnahmen die Kriegsführung und verkündete einen politischen „Burgfrieden“, im Rahmen dessen sie ihr internationales Engagement und politische Forderungen – etwa nach dem Frauenwahlrecht – hintanstellte. „*Der Kampf der Frau um ihre Rechte [müsse] zurücktreten.*“¹⁰ Sobald Friede sei, könnten diese Forderungen wieder gestellt werden. Es herrschte Einmütigkeit unter allen großen Frauenorganisationen, dass es „weder wünschenswert noch möglich [sei], daß die Frauen sich in einem solchen Augenblick von ihrer Nationalität loslösen. [...] sie sind der Meinung, daß jetzt nicht der Augenblick ist, um einseitige Forderungen zu Gunsten des eigenen Geschlechts zu stellen.“¹¹ Daisy Minor, die Vizepräsidentin des BÖF, argumentierte, wenn Frauen die gleichen politischen Rechte wie Männer wollten, dann seien sie auch verpflichtet für die Nation einzustehen und am nationalen Krieg mitzuwirken.

Schon hier zeigte sich, dass abweichende Meinungen von Vertreterinnen der Frauenbewegung als unpatriotisch abgelehnt wurden. Die Loyalität zum Vaterland war nun zentral, nicht mehr die zu den Frauen und zur Frauenbewegung als einer internationalen sozialen Bewegung. Die affirmierte „Einheit“ der Nation, in die nun auch die Frauen eingebunden waren, und der Kampf für ein Ziel, in dem die Gesellschaft vereint war (anstatt einen Minderheitenkampf in der Frauenfrage zu führen) barg auch schon die Hoffnung auf die Anerkennung als Staatsbürgerinnen – nach der Bewährung im Krieg. Frauen, denen es versagt war, sich wie ihre männlichen Geschlechtsgenossen für das Vaterland im Felde zu bewähren, drängten danach, an der so genannten „Heimatfront“ zu zeigen, zu welchen Leistungen sie in ernstesten Zeiten imstande waren.

Erwartung/en eines „Gewinns“

Viele der Zeitschriften beschäftigten sich gerade im ersten Kriegsjahr mit der Frage, was der Krieg für die Frauenbewegung bedeutete und erläuterten auch schon von Kriegsbeginn an ihre Erwartungen für die Zeit nach dem Kriegsende. Gisela Urban, Vorstandsmitglied des Österreichischen Frauenstimmrechtskomitees, meinte: „*Die Kriegsdienstleistungen der Frauen*“ – auf verschiedenen Gebieten – „*sind zumeist direkt ein Erfolg der Frauenbewegung*“. Hätten die Frauenvereine sich nicht der Aufgabe der Organisation der Hilfstätigkeiten angenommen, hätten diese nicht ein dermaßen breites Ausmaß erreichen können. Die Frauenbewegung schrieb sich die erfolgreiche Mobilisierung der Frauen auf die eigenen Fahnen: Ihre Arbeit und Maßnahmen hätten die Frauen über Jahrzehnte so geschult, dass sie jetzt als verantwortungsbewusste Bürgerinnen agierten. „*So kann die Frauenbewegung ruhig den Tagen entgegenblicken, da von ihr Rechenschaft für ihre Leistungen im Kriege gefordert werden könnte.*“ Urban drückte auch ihre Hoffnung aus, dass den Frauen, nachdem sie ihren Einsatz für die Nation bewiesen hätten, Rechte zugestanden würden. Ein Großteil der Frauenbewegung vertrat die Ansicht, dass sich die Frauen mit dieser Kriegsunterstützung politische Gleichberechtigung verdienen könnten. Die *Arbeiterinnen-Zeitung* meinte dazu kritisch, dass

„die bürgerlichen Frauen zu den kühnsten Hoffnungen verleitet [sind]. Die bürgerlichen Frauen schwelgen schon im Lohn, der nach dem Kriege kommen [werde].“¹³

Im *Neuen Frauenleben* verlieh die Herausgeberin Christine Touaillon der Hoffnung Ausdruck, dass die Frauenbewegung aus dieser schweren Zeit mit einem Gewinn hervorgehen würde. Theoretische Fragen ruhten zwar, aber die praktische, soziale Arbeit, die bis vor kurzem noch belächelt wurde, war bedeutsam geworden und die Frauenbewegung könne daraus nur Nutzen ziehen, argumentierte sie. „Vieles was die Frau sonst hätte erkämpfen müssen, wird ihr von selbst zufallen. Das größte und wichtigste Recht, das Recht auf Arbeit, besitzt sie jetzt in vielen Gebieten und an ihr wird es in erster Linie liegen, es zu bewahren.“¹⁴ Der Zugang für Frauen zu verschiedensten Berufsfeldern – eine langjährige Forderung der bürgerlichen Frauenbewegung – wurde im Krieg in kürzester Zeit Realität. Ziel war, dass diese Ausweitung der Frauenerwerbsarbeit als „Gewinn“ für die Frauen auch nach dem Krieg erhalten bleiben sollte. Die Journalistin Maria Klausberger erwartete, dass die Zunahme an erwerbstätigen Frauen auch dazu führen würde, dass diese aufgrund ihrer Kriegserfahrungen ihre politischen Rechte einfordern und sich der Frauenbewegung aktiv anschließen würden. Sie erhoffte sich neben einer Eingliederung neuer Schichten von Frauen in den Arbeitsmarkt auch gleichzeitig einen Aufschwung für die „politische Frauenbewegung“¹⁵.

Nicht nur in Österreich, auch in den anderen kriegsführenden Ländern Europas hofften die Frauenorganisationen, aufgrund ihrer patriotischen Kriegsunterstützung und -arbeit und des Einsatzes der Frauen belohnt zu werden. Die große Mehrheit der Feministinnen sah im Krieg eine Chance für die Frauenbewegung, sich zu beweisen.

Österreichische Kriegsgegnerinnen

Eine weitere Kontroverse innerhalb der Frauenbewegung während des Ersten Weltkriegs stellte die Debatte um den Pazifismus dar. Leopoldine Kulka schrieb zu Kriegsbeginn im *Neuen Frauenleben*: „An uns Frauen ist es, inmitten des Krieges mit all seinen Heldengrößen, unser altes Ideal des Friedens aufrechtzuerhalten“¹⁶ und gab damit die Linie des AÖF und seiner Aktivistinnen vor, die auch im Krieg beibehalten wurde. Der AÖF, dem so genannten radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung zugerechnet, hielt im Gegensatz zu anderen bürgerlichen Frauenvereinen an seiner pazifistischen Grundhaltung fest und unterstützte Initiativen zur Beendigung des Krieges auf internationaler Ebene¹⁷.

Im *Neuen Frauenleben* nahmen die Stellungnahmen zu Krieg und Frieden breiten Raum ein. Olga Misar, Vorstandsmitglied des AÖF und des *Österreichischen Frauenstimmrechtskomitees*, ging der Frage nach, wieso Frauen den Krieg unterstützten und was den „Umschwung der Stimmung“ bewirkte: „Haben wir nun wirklich, vom Standpunkte einer inneren, unabhängigen Sittlichkeit aus, jetzt die Pflicht kriegerischer Gesinnung oder sollen wir unser Friedensideal erhalten?“ Sie vermutete, die Frauen hätten Bedenken „nicht [als] reife Staatsbürger zu gelten“¹⁸, wenn sie die Ziele des Krieges nicht verstehen und billigen könnten und plädierte dafür, sich nicht von der allgemeinen Kriegsbegeisterung mitreißen zu lassen.

Die Ablehnung des Krieges bedeutete keineswegs die Ablehnung, „*persönliche Kraft in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen*“ und Aufgaben zu erfüllen, die sich im Krieg den Frauen stellten. Es sei „*kein Widerspruch, wenn man gegen den Krieg ist und doch voll Bewunderung für die heroischen Leistungen der Krieger*“¹⁹ so die Schriftstellerin und Gründungsmitglied des AÖF Rosa Mayreder. Die Ablehnung des Krieges schloss für Mayreder weder die Anerkennung patriotischer Leistungen noch bestimmte Formen von Mitarbeit aus. Ob der AÖF – wie die radikalen deutschen Pazifistinnen – der *Frauenhilfsaktion* und weiteren Kriegshilfsaktionen fernblieb, kann bezweifelt werden. Die deutschen Frauen verweigerten die Beteiligung an jeglicher Kriegshilfe, sozialen Hilfstätigkeiten und Pflegearbeiten und agitierten ausschließlich für den Frieden. Auch gab es unter den österreichischen Feministinnen keine so prononcierten und prominenten Pazifistinnen wie die Ungarin Rosika Schwimmer oder die Deutschen Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann. Unklar ist auch, wie stark die Anfeindungen oder wie isoliert die Pazifistinnen mit ihren Positionen waren. Zu offene Opposition wollte vermutlich kaum jemand hören oder in Zeitschriften lesen.

Der gemäßigte und der radikale Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung waren vor dem Ersten Weltkrieg auch auf internationaler Ebene in der Friedensbewegung aktiv, der AÖF war jedoch – im Gegensatz zum BÖF – in keinem der internationalen Frauenverbände Mitglied. Rosa Mayreder beschäftigte die Frage, wie sich die „*patriotischen Pflichten*“ zum Internationalismus der Frauenbewegung verhalten. „*Daß sie in einer Epoche, zu deren mächtigsten Faktoren das Nationalitätsprinzip gehört, sich die Freiheit der internationalen Gesinnung bewahrte, bildete eine Gewähr für ihre Unabhängigkeit von den herrschenden Männerwerten.*“²⁰ Sie betonte die Wichtigkeit der internationalen Organisation der Frauenbewegung gerade in Kriegszeiten als Gegengewicht zu einer Einengung auf die Nation. Die nationale Idee sei weit über den ihr gebührenden Raum „*aufgebläht*“ wie kaum eine andere ideelle Richtung und an den Ursachen des Krieges in hohem Maße beteiligt. Europa als gemeinsamer Kulturraum werde durch diese Nationalitätenfrage zerstört. Mayreder meinte, Aufgabe der Frauen sei es, da sie keine politischen Rechte besaßen, zwischen den Nationen zu vermitteln.

Der AÖF wurde im Ersten Weltkrieg (vermehrt) in der Frauenfriedensbewegung auf (inter)nationaler Ebene aktiv. Dazu gehörte die Beteiligung von drei Personen aus dem AÖF auf dem *Haager Friedenskongress* im April 1915. Im Dezember 1916 trat erstmals ein *österreichischer Ausschuss des Internationalen Komitees für dauernden Frieden* in Erscheinung²¹.

Die Friedensangebote der Mittelmächte von Dezember 1916 und Sommer 1917 hatten keinen Erfolg. Ernüchterungen im Laufe des Krieges und Widerstand gegen den Krieg wurden ab 1917 vielerorts sichtbar und waren auf die sich zusehends verschlechternde „*wirtschaftliche Not der Einzelnen*“ zurückzuführen und weniger auf eine pazifistische Haltung. Kriegsenttäuschungen und -nöte ließen inzwischen viele (Frauen) für Frieden eintreten und die Forderungen danach wurden lauter. Ab 1917 gewann auch die österreichische Friedensbewegung wieder an Dy-

namik und viele Versammlungen wurden abgehalten. Friedenskundgebungen fanden zunehmend starke Unterstützung in der Bevölkerung und bei den Frauen – „so massenhaften Zuspruch, daß jedesmal Hunderte von Frauen keinen Einlaß finden konnten.“²²

Mit dem Ersten Weltkrieg war der Kampf um das Frauenwahlrecht zunächst unterbrochen. Ab 1916 begannen bürgerliche und sozialdemokratische Frauen wieder für das Frauenwahlrecht zu agitieren, wobei Versammlungen während des Krieges verboten waren. Ab Mai 1917 und der Wiederaufnahme der Tätigkeit des Österreichischen Parlaments brachten Frauenorganisationen gemeinsame Anträge für das Frauenwahlrecht ein. Der Ausbruch der Revolution in Russland führte auch in Österreich-Ungarn zu einer Lockerung der Zensur sowie der Vereins- und Versammlungsfreiheit²³. Kundgebungen für den Frieden und das Frauenwahlrecht, zuerst von sozialdemokratischer Seite, aber dann auch von bürgerlicher, waren jetzt auf der Tagesordnung. 1917 gab es eine Frauenwahlrechtskampagne, die durch das in Aussicht gestellte Gemeinderatswahlrecht in Wien angestoßen wurde. Das Frauenwahlrecht wurde (wieder) von Seiten der gemäßigt bürgerlichen und sozialdemokratischen Frauenbewegung und schließlich auch von den katholischen Frauenorganisationen gefordert. „Alle waren einig in der Forderung nach allgemeinem, gleichen, aktiven und passiven Frauenwahlrecht.“²⁴

Internationale Frauenfriedensbewegung

Ende des 19. Jahrhunderts begannen organisierte Frauen, ihre Stimme gegen Kriege zu erheben und Vorstellungen einer geschlechtergerechten Friedenskultur als Alternative zur traditionellen Außen- und Sicherheitspolitik zu entwickeln. In diesem Kontext entstanden auch internationale Frauenorganisationen. Die österreichische bürgerliche Frauenbewegung – vor allem die gemäßigte – besaß aus der Vorkriegszeit intensive Kontakte zu ausländischen Frauenvereinen und war in den beiden großen internationalen Frauenorganisationen *International Council of Women (ICW)* und *International Women Suffrage Alliance (IWSA)* vertreten. Mit Ausbruch des Krieges wurde „die Friedenstätigkeit nahezu aller bestehender Vereinigungen, welchen Zwecken sie bis dahin auch gewidmet waren, plötzlich eingestellt oder aber gründlich gewandelt“²⁵. Die Vizepräsidentin des gemäßigt bürgerlichen ICW, die Engländerin Millicent Garrett Fawcett bedauerte, dass „die gewöhnliche internationale Stimmrechtsarbeit zurzeit unterbunden ist.“ Das Frauenstimmrecht war europaweit durch den Krieg auf die lange Bank geschoben worden. Innerhalb des IWSA kam es zu kontroversiellen Meinungen. Rosika Schwimmer, Schriftführerin des IWSA, reiste bei Kriegsausbruch zur Friedensvermittlung in die USA und traf gemeinsam mit Carrie Chapman Catt, der Präsidentin des IWSA, den Präsidenten der USA Woodrow Wilson, um ihm eine Petition mit dem Ersuchen zu überreichen, sich für eine Beendigung des Krieges einzusetzen. Ein für den Sommer 1915 geplanter Internationaler Frauenstimmrechtskongress wurde von den Veranstalterinnen, dem *Deutschen Stimmrechtsverband*, aufgrund des Krieges, der internationale Veranstaltungen unmöglich mache, abgesagt. Dies war einer der Gründe, warum der Frauenfriedenskongress auf neutralem

Boden in Den Haag von einem eigens gegründeten Komitee einberufen wurde.

Für die bürgerlich organisierten Frauen Österreichs bestanden Frauennetzwerke und freundschaftliche Beziehungen zu Frauen anderer Länder fast ausschließlich mit den Kronländern und den Kriegesverbündeten – also nach Deutschland und Ungarn. Diese Frauen wurden zu Vorträgen eingeladen, es wurden Tagungen abgehalten und gegenseitig Konferenzen besucht²⁷.

Der Krieg erzeugte innerhalb der Frauenbewegung – national wie transnational – eine Aufspaltung in jenen Teil, der den Krieg unterstützte, und in eine kleine pazifistische Minderheit, deren Vertreterinnen zumeist dem radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung oder der proletarischen Frauenbewegung angehörten. Nur den Pazifistinnen gelang es, ihre transnationalen Kontakte während des Krieges und in der Zeit danach aufrechtzuerhalten – unter anderem durch ihre Friedensinitiativen während des Krieges²⁸.

Bald nach Kriegsbeginn im Jänner 1915 wurde in Amerika die *Woman's Peace Party* von Jane Addams und Carrie Chapman Catt gegründet. Dreitausend Frauen nahmen an der Gründungsversammlung teil und forderten das Frauenwahlrecht sowie eine Konferenz der Neutralen Staaten, um die Beendigung des Krieges zu unterstützen²⁹.

In der österreichischen Frauenpresse berichtete allein die *Arbeiterinnen-Zeitung* über die *Internationale Konferenz sozialistischer Frauen gegen den Krieg*, die vom 26. bis 28. März 1915 in Bern stattfand. Das *Neue Frauenleben*³⁰ brachte eine Kurzmeldung. Clara Zetkin, die Führungsfigur der proletarischen Frauenbewegung und Sekretärin der *Sozialistischen Fraueninternationale*, war maßgeblich an der Organisation dieser Frauenfriedenskonferenz sozialistischer Frauenrechtlerinnen in Bern beteiligt. Österreichische Sozialdemokratinnen nahmen an dieser Konferenz nicht teil. Begründet wurde dies in der *Arbeiterinnen-Zeitung* so: „entscheidend mußte der Gedanke sein, daß eine wirksame Aktion unserer Frauenorganisation nur im Zusammenhang und im Einvernehmen der sozialdemokratischen Partei möglich ist.“³¹ Die österreichischen Genossinnen befürchteten, es könnte zu Unfrieden mit der eigenen Partei kommen. Ebenso wurde von den deutschen und französischen sozialistischen Frauenorganisationen von einer Teilnahme abgesehen. So wie die österreichische unterstützten die dortigen sozialistischen Parteien zu dieser Zeit noch die Regierungen ihrer Länder. Anders als die Österreicherinnen nahmen einzelne Frauen aus diesen Ländern dennoch teil. Das Treffen wurde zur ersten nennenswerten Friedenskundgebung, an der sich Frauen sowohl der Mittelmächte wie der Entente beteiligten. Die Konferenz verurteilte den Krieg scharf und forderte seine sofortige Beendigung. Die Positionen dieser Frauenkonferenz spiegelten somit nicht die Haltung ihrer Parteien wider.

Eine weitere Friedensinitiative entstand schon bald unter den radikalen bürgerlichen Frauen. Von 26. April bis 1. Mai 1915 fand in Den Haag eine Frauenfriedenskonferenz mit rund 1200 Delegierten statt. Rosa Mayreder meinte, schon allein durch das Zusammentreffen von Frauen kriegsführender und neutraler Staaten habe der Kongress seinen



Abb. 4:
Internationaler Frauenfriedenskongress in Den Haag 1915
Women's International League for Peace and Freedom (WILPF)
(© Rembrandt, Den Haag, Collectie IAV – Atria, institute for gender equality and women's history, Amsterdam)

Hauptzweck erfüllt³². Die Frauen protestierten gegen den Krieg und arbeiteten an Vorschlägen für eine friedliche Konfliktlösung. Dieser große Frauenfriedenskongress wurde nicht von internationalen Frauenorganisationen, sondern von Einzelpersonen organisiert, nachdem sowohl der ICW als auch der IWSA es ablehnten, während des Krieges Friedensinitiativen zu unterstützen. In Kriegszeiten war für viele Frauen die Anreise schwierig oder sogar gefährlich. In Den Haag tagten Teilnehmerinnen aus zwölf Ländern – darunter 28 deutsche Frauen. Auch fünf Österreicherinnen, aus dem Umfeld des AÖF und des *Neuen Frauenklub*³³ nahmen teil. Keine Pässe erhielten Frauen aus Russland, der Schweiz und Frankreich. Erstmals waren Sozialistinnen auf einer Tagung bürgerlicher Frauen vertreten. Bisher hatten sie dies entschieden abgelehnt, obwohl es eine weitgehende Übereinstimmung ihrer Ziele mit dem radikaleren Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung gab.

Das Programm des Kongresses knüpfte an die pazifistische und Stimmrechtsbewegung an. Grundlagen aller Verhandlungen waren zwei Punkte als gemeinsame Ausgangsbasis: die Forderung nach Schiedsgerichten zur Schlichtung der Völkerkonflikte und nach dem Frauenwahlrecht. Die verabschiedete Resolution forderte diese Punkte sowie internationale Abrüstung, Demokratisierung der äußeren Politik, das Selbstbestimmungsrecht für jede Nation. Die Kongressbeschlüsse wurden von der Niederländerin Aletta Jacobs und Jane Addams den europäischen Staatsmännern und dem amerikanischen Präsidenten Wilson persönlich überreicht mit der Aufforderung, den Krieg zu beenden und Friedensverhandlungen einzuleiten. Sie wurden auch in Österreich von Regierungsvertretern empfangen³⁴.

Ausführliche Berichte in der österreichischen Frauenbewegungspressen rund um den Kongress in Den Haag beleuchteten die divergierenden politischen Standorte der Frauenorganisationen, der nationalen wie internationalen. Gertrud Bäumer, die Vorsitzende des *Bundes Deutscher Frauenvereine* meinte in einem Protest gegen den Kongress, dass die Frauenbewegung in dieser Zeit „ausschließlich zu unserer Volke gehören“ könne und auch die nationalen und internationalen Frauenverbände mit ihren Friedenskommissionen der Meinung seien, dass der Kampf der Frauen für den Frieden ein Verrat gegenüber dem Vaterland sei³⁵. Die gemäßigte österreichische bürgerliche Frauenbewegung stimmte mit Bäumer darin überein: Die „österreichische Frauenbewegung und ihre Führerinnen [haben] [...] die Teilnahme für untunlich gefunden und abgelehnt“. Die Frauenbewegung könne keine Friedenspropaganda machen. Die Pazifistinnen waren mit dem Vorwurf konfrontiert, dass sie mit „Friedenspropaganda den Kämpfern ihres Vaterlande[s] in den Rücken fallen würden“³⁶. Viele meinten, sich im Interesse der Frauenbewegung vom Kongress fernhalten zu müssen. Mayreder sah diesen Krieg als eine Zwangslage, deren Ursachen nicht zu billigen seien, „moralischer Mut“ sei notwendig, um für die eigenen Überzeugungen und Ideale auch dann zu kämpfen, wenn dies schwierig sei und Widerständigkeit erfordere.

Im Anschluss an die Den Haager Konferenz bildete sich das *Internationale Frauenkomitee für dauernden Frieden* mit nationalen Komitees in verschiedenen Ländern³⁷.

Eine erste *Internationale Konferenz von Frauen für Völkerverständigung* wurde von Schweizer Frauen in Bern vom 14. bis 19. April 1918 veranstaltet. Hauptanliegen dieser Konferenz war die Frage, wie Frauen sich auf die Teilnahme an Friedensverhandlungen vorbereiten und was sie zur Mitarbeit am Wiederaufbau nach dem Kriege beitragen könnten. Frauen erhofften sich nach dem Krieg größeren Einfluss und wollten dafür ihre internationalen Netzwerke und Organisationen nutzen³⁸.

Der Kriegsalltag und seine Auswirkungen auf die Frauen Zwischen Arbeitslosigkeit und Kriegsarbeit

Zur Überraschung vieler, die einen durch den Abgang der Männer bedingten Arbeitskräftemangel erwartet hatten, bedeutete der Kriegsausbruch für jene Frauen, die bereits im Arbeitsprozess standen, also vor allem für Fabriks- und Heimarbeiterinnen, zunächst den Wegfall

ihrer Arbeitsplätze. Der Krieg brachte für das Wirtschaftsleben des Hinterlandes spürbare Nachteile: Verkehr, Kreditwesen, Konsum, Handel etc. stagnierten bzw. entwickelten sich stark rückläufig und viele Arbeiterinnen und Arbeiter wurden freigesetzt. Um die ärgste Not zu lindern mussten also zunächst Hilfsaktionen (Ausspeisungen, Hilfe bei der Arbeitssuche, Kleiderspenden) vor allem für die arbeitslos gewordenen Frauen und ihre Familien ins Leben gerufen werden. Durch den Wegfall der einberufenen Männer als Haupternährer und durch die Umstellung auf die Kriegswirtschaft mit all ihren Beschränkungen gerieten die Familien rasch in eine prekäre Situation.

Die „*helfenden Hände*“ der Frauen am Arbeitsmarkt wurden erst allmählich gebraucht. Die Erwartung, der Krieg sei ein kurzer Waffengang und die siegreichen Soldaten würden zum Weihnachtsfest wieder mit ihren Familien vereint sein, stellte sich bald als Illusion heraus. Es erfolgten die ersten militärischen Niederlagen der österreichisch-ungarischen Armee und die erste „Kriegsweihnacht“ ohne Söhne, Ehemänner und Väter. Spätestens jetzt mussten die Frauen erkennen, dass aus dem Krieg bitterer Ernst geworden war. Sie waren gezwungen, die Ernährerinnenrolle in der Familie zu übernehmen und drängten immer stärker auf den Arbeitsmarkt. Unterstützend wirkten dabei die von der Frauenbewegung ins Leben gerufenen Arbeitsvermittlungsstellen für Frauen.

Da die Mobilisierung der Truppen immer größere Ausmaße annahm und ein Mindestmaß an Aufrechterhaltung der staatlichen und wirtschaftlichen Strukturen dringend nötig war, begannen die österreichischen Frauen – wie in den anderen kriegsführenden Ländern auch – die im Feld kämpfenden Männer in diversen Berufssparten nicht nur in Industrie und Gewerbe, sondern auch in der Verwaltung zu ersetzen.

Soziale Hilfstätigkeit, wie sie vor allem von existentiell abgesicherten bürgerlichen Frauen geleistet wurden, stand zu Kriegsbeginn im Zentrum der weiblichen Aktivitäten an der Heimatfront. Bald setzte eine notwendig gewordene weibliche Erwerbs- und Berufstätigkeit ein. Es galt, die Männer in den verschiedenen Sparten des Wirtschafts- und Sozialwesens zu ersetzen: in Gewerbe- und Industriearbeit, in der Landwirtschaft, im Post-, Telefon- und Verkehrswesen, im Gesundheitsdienst, in der Fürsorgetätigkeit. Dieses durch die Kriegsnotwendigkeiten bedingte Eindringen von Frauen in völlig neue, früher oft als „unweiblich“ betrachtete Berufsfelder wurde von Exponentinnen der Frauenbewegung einerseits begrüßt, andererseits wurde aber auch die Negativseite dieser Entwicklung erkannt. Gisela Urban betonte in ihrem Artikel *Ziele der Berufsarbeit*³⁹, dass es immer auch ein Anliegen der Frauenbewegung war, neben dem Geldverdienst den kulturellen Aspekt der Arbeit mitzudenken: Frauen sollten für den von ihnen gewählten Beruf gewissenhaft vorgebildet werden, und dieser sollte ihrer Eignung, Neigung und Fähigkeit entsprechen. Davon konnte in Kriegszeiten keine Rede sein. Im Gegenteil: Frauen wurden dorthin gestellt, wo man sie kriegswirtschaftlich brauchte, ungelernete Arbeiterinnen überschwemmten den Markt und verrichteten meist geistlose, mechanische Arbeiten, ohne dass ein Mindestmaß an arbeitsrechtlichen oder gesundheitlichen Regelungen zum Schutz der Arbeiterinnen eingehalten wurde.

Ihnen gegenüber standen die vereinsmäßig gut organisierten Postanstaltsbeamtinnen, die zwar auch schlecht bezahlt wurden, aber sich der Kriegsrelevanz ihrer Arbeit bewusst waren und bereits bei Kriegsbeginn Forderungen an ihren Arbeitgeber zu richten begannen: Aufhebung des so genannten „Eheverbots“ für Frauen im Staatsdienst, Teuerungszulagen, die wenigstens annähernd die immensen Preissteigerungen abfedern sollten, Arbeitsschutzbestimmungen und gleichen Lohn für gleiche Leistung mit den männlichen Kollegen. Von staatlicher Seite wurden die meisten dieser Forderungen zwar aufgenommen, aber dringenderen militärischen Staatsinteressen geopfert.

Der Krieg schuf also Frauenarbeit (Abb. 1): In der Militäradministration wurden Frauen bereits seit Beginn des Krieges eingesetzt und die industrielle, verkehrsmäßige und landwirtschaftliche Infrastruktur an der Heimatfront konnte nur durch den Einsatz von Frauen aufrechterhalten werden. Dies veranlasste Leopoldine Kulka zu folgender Bemerkung: *„Es liegt eine wirklich tragische Ironie darin, dass eine ganze Reihe von Forderungen, denen der jahrzehntelange Kampf der Frauenbewegung galt, sich nun im Krieg erfüllen.“*⁴⁰

Im Dezember 1916 erließ das Kriegsministerium eine Verlautbarung, dass weibliche Arbeiterinnen stärker in den für die Wehrmacht produzierenden Industriebetrieben beschäftigt werden sollten. Diese für Frauen besonders anstrengenden und gesundheitsgefährdenden Arbeitsplätze in der Rüstungsindustrie und die kriegsbedingten Deregulierungen auch in den anderen Arbeitsbereichen riefen die Frauenvereine auf den Plan. Viele wollten mit der Zustimmung zur Frauenarbeit in kriegswichtigen Betrieben auch Forderungen nach neuen Frauen-Schutzbestimmungen (wenigstens für Friedenszeiten) verknüpfen – es wurde aber bei einer diesbezüglichen Sitzung keine Einigkeit erzielt und das Problem daher – wie so häufig in Österreich – vertagt⁴¹.

Die sozialdemokratischen Frauen grenzten sich von Beginn des Krieges an von den Aktivitäten der bürgerlichen Frauen weitgehend ab – die Klassenunterschiede wurden als zu groß empfunden. Die von ihnen vertretenen Arbeiterinnen waren durch den Wegfall der zum Krieg eingezogenen Familienernährer meist in eine besonders bedrohliche Situation geraten. Sie hatten zunächst unter Arbeitslosigkeit, später unter den gesundheitsschädigenden Arbeitsplätzen der Rüstungsarbeit zu leiden und ihre Familien waren wegen des geringen Einkommens in einem besonderen Maße der Armut ausgeliefert. Auch sie forderten vor und während des Krieges arbeitsrechtlichen Schutz. Während des Krieges ging die gewerkschaftliche Organisation stark zurück, was bedeutete, dass die Rechte der Arbeiterinnen in den Fabriken und besonders in der Heimarbeit kaum bzw. schlecht vertreten wurden.

Erst gegen Kriegsende wurde von bürgerlichen⁴² und katholischen⁴³ Arbeitnehmerinnen-Vertreterinnen das Thema des Schutzes der arbeitenden Frauen vor Ausbeutung neuerlich aufgegriffen und Maßnahmen für eine „Nachkriegsordnung“ der Frauen eingefordert. Sie reichten von Forderungen nach Einführung von Höchstarbeitszeiten, Arbeitslosenunterstützung, Gesundheitsversorgung und Berufsorganisationen über das Nachtarbeitsverbot, die Einstellung von Gewerbeinspektorin-

nen, Fabrikpflegerinnen, Betriebsärztinnen, Kinderbetreuungseinrichtungen bis zur Gleichstellung der Löhne mit denen der Männer.

Die Diskussion um das Frauendienstjahr

Im April 1915 fand auf Initiative des *Österreichischen Frauenstimmrechtskomitees* ein Vortrag von Daisy Minor mit anschließender Diskussion über das so genannte „Frauendienstjahr“ statt⁴⁴. Die Idee eines verpflichtenden sozialen Dienstes für Mädchen, der ein weibliches Äquivalent zum Militärdienst der jungen Männer darstellen sollte, wurde seit Jahren immer wieder diskutiert. Jetzt, da der Kriegsfall eingetreten war, wurde diese Idee von patriotischen Gefühlen aufgeladen. Minor fordert neben einer theoretischen Schulung auch „*bewußte kommunale und soziale Arbeit*“ in Form von Praktika in verschiedenen Einrichtungen und sah das Hauptziel in der „*staatsbürgerlichen Erziehung der weiblichen Jugend*“. Der Vortrag wurde unterschiedlich aufgenommen, die Haupteinwände bestanden in der langen Vorbereitungszeit und im großen Organisationsaufwand, in den unterschiedlichen Voraussetzungen in Stadt und Land und in der unterschiedlichen sozialen Herkunft der Mädchen. Die Angelegenheit wurde mit der Absicht, weiter Propaganda dafür zu machen, wieder einmal vertagt. Ein Jahr später wurde im *Bund* das Thema Frauendienstjahr neuerlich aufgenommen: Dieses Mal war von Freiwilligkeit die Rede, aber auch von Disziplin, Willensschulung, Unter- und Einordnung, von der Heranbildung leistungsfähiger Mitglieder des Staates. Der Verein *Lyzeum* könnte, so wurde erwogen, als Vorreiter für die Durchführbarkeit des Frauendienstjahres fungieren, da die Absolventinnen von Lyzeen – so wurde allen Ernstes argumentiert – nach längerer „*geistiger Anstrengung*“ die praktische Arbeit als „*Erholung*“ empfinden würden⁴⁵. 1916 erscheint ein kleines Buch zum Thema, in dem die Autorin⁴⁶ durchaus nationalistische Töne anschlägt: Es wurde von einer weiblichen „*Jugendwehr*“ gesprochen mit streng militaristischer Durchorganisation. In einer Rezension sprachen sich die sozialdemokratischen Frauen vehement gegen dieses paramilitärische Konzept aus. Für sie war das Frauendienstjahr zwar kein generell abzulehnendes Projekt, aber auch kein besonders dringliches – die zur Erwerbsarbeit gezwungenen proletarischen Frauen hatten andere, existentiellere Sorgen. Gemäß der Doktrin des sozialistischen Internationalismus traten die Sozialdemokratinnen auch entschieden dagegen auf, die Frau für den Kriegsfall zu rüsten. Vielmehr sollten die Mädchen ausgebildet werden für den Dienst als „*Erzieherin, Pflegerin, Fürsorgerin auf dem Gebiet der sozialen Wohlfahrt*“ und die Friedensbereitschaft in ihnen gefördert werden. Außerdem sei es der Arbeiterinnenschutz, der das dringendste Problem des Augenblicks darstelle und dem alle Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte⁴⁷.

Angesichts der Verschärfung der Kriegshandlungen an den Fronten und nach dem „*Hungerwinter*“ 1916/17 trat auch die Frage des Frauendienstjahres als nicht mehr relevant in den Hintergrund. Die Frauen im Hinterland mussten sich spätestens ab diesem Zeitpunkt mit Problemen herumschlagen, die lebensbedrohlich wurden.

Ernährungslage und Gesundheitsversorgung

Was die Versorgungslage der Daheimgebliebenen betraf, so war den Frauen bereits im Herbst 1914 klar, dass mit starken Einschränkungen zu rechnen war. Es gab zwar noch Vorräte an gewissen Lebensmitteln (z.B. Zucker), aber bereits beim Getreide waren bald Engpässe zu verzeichnen, zumal die Kornkammern der Monarchie in Galizien und Ungarn durch die Kriegsentwicklungen wegfielen. Galizien ging im Kampf mit den russischen Truppen verloren und Ungarn stoppte die Getreidelieferungen ins österreichische Hinterland, da es die Hauptlast der Versorgung der kämpfenden Soldaten zu sichern hatte. Das so genannte „Kriegsbrot“, das mit Beimengung von Gerste, Mais oder Kartoffelmehl hergestellt wurde, war ein erstes Symbol für die neue Lebensmittelknappheit.

In fast allen Frauenzeitschriften war fortan der Umgang mit dieser Knappheit ein Thema: Es wurden Kriegskochbücher herausgegeben, Kriegsrezepte publiziert, die so genannte „Kochkiste“ und Konservierungsmethoden propagiert, über den sparsamen Umgang mit den vorhandenen Ressourcen informiert (z.B. die ersatzweise Verwendung von Magermilch statt Vollmilch, von Hammelfleisch und Seefisch statt Rind- und Kalbfleisch, von Zucker statt Fett, von Braunkohle statt Steinkohle). Auch die Einführung von Gemeinschaftsküchen, die Anlage von Kleingärten im Stadtgebiet und die Verwendung von Wildkräutern aus der Natur zur Versorgung mit einem Mindestmaß an frischen Produkten wurden empfohlen.

Fanny Freund-Marcus von der *ROHÖ* beklagte 1917, dass es die Frauen vor dem Krieg verabsäumt hatten, sich rationelle (haus-)wirtschaftliche Kenntnisse anzueignen. Nun fehlten ihrer Meinung nach sowohl den Hausfrauen als auch den in der Landwirtschaft tätigen Frauen grundlegende Voraussetzungen, um mit der angespannten Versorgungslage umgehen zu können.

Verschärft wurde der Notstand durch das Aufkommen von Spekulation und Lebensmittelwucher und die damit einhergehende Teuerungswelle. Forderungen der Frauen nach staatlicher Intervention in Form einer Einführung von Höchstpreisen, Aufhebung von Getreidezöllen, staatlichen Beschlagnahmung der Ernte und der regulierten zentralen Abgabe von Grundnahrungsmitteln wurden im Laufe der Kriegsjahre immer wieder erhoben, aber nur ansatzweise erfüllt. 1918, nach dem Friedensschluss mit Sowjetrußland, gab es neue Hoffnung auf eine Besserung der Versorgungslage mit Grundnahrungsmitteln. Diese trat jedoch nur zögerlich ein und war wiederum durch Missbrauch bedroht, wie eine an das *k. k. Amt für Volksernährung* gerichtete Petition zeigt: In ihr wurde gefordert, die eingeführten Bodenerzeugnisse vor der zweckentfremdeten Verarbeitung zu Bier und Branntwein zu schützen⁴⁸. Im letzten Kriegsjahr gab es vermehrt Anstrengungen, dem Schleichhandel beizukommen, indem freiwillige Helferinnen zur Überwachung auf die Märkte geschickt wurden: Sie sollten Unregelmäßigkeiten sofort bei der Polizei zur Anzeige bringen. Der Erfolg dieser Aktionen blieb zweifelhaft.

Dass die jahrelangen Entbehrungen auch auf gesundheitlichem Gebiet Spuren hinterließen, versteht sich von selbst. Margarete Hilferding, eine der ersten praktischen Ärztinnen in Wien, hielt bereits 1914 einen Vortrag über „Krieg und Seuchengefahr“⁴⁹. Sie wies auf die Ansteckungsbedrohungen (Ruhr, Cholera, Flecktyphus, Blattern etc.) hin, welche von den von der Front zurückgekehrten Soldaten und den Flüchtlingen aus Galizien ausgingen und hielt die Frauen zu besonderer Reinlichkeit an. Es waren Säuglinge, Kinder und Jugendliche, die in besonderem Maße unter Hunger und den damit verbundenen Mangelerscheinungen litten. Für sie wurden zwar wohlthätige Einrichtungen geschaffen, wie z.B. Kinder-Freitische, die das Problem aber nur ansatzweise lindern konnten.

Unter den erwachsenen Frauen waren vor allem die Fabrikarbeiterinnen in der Rüstungsindustrie von der schlechten Versorgung betroffen: Sie mussten unter krankmachenden Bedingungen Schwerstarbeit leisten und konnten für ihre Kinder kaum die allernotwendigsten Nahrungsmittel herbeischaffen. Maßnahmen zum Mutterschutz und eine gesetzliche Krankenversicherung, welche die gesundheitliche Wiederherstellung der erwerbstätigen Frauen gewährleisten sollten, waren deshalb immer wieder Hauptforderungen von Seiten der organisierten Frauenvereine. Es wurde damit argumentiert, dass Frauen die Garantinnen für eine gesunde Nachkommenschaft seien und der Staat gerade nach den menschenvernichtenden und gesundheitsschädigenden Jahren des Krieges ein fundamentales Interesse an einer gesundheitlichen Wiederherstellung des Volkes haben musste. Im November 1917 genehmigte Kaiser Karl I. ein *K. k. Ministerium für Volksgesundheit und soziale Fürsorge*, das aber erst nach Kriegsende seine volle Tätigkeit aufnahm – immerhin als erstes derartiges Ministerium in Europa.

Neben gesundheitsschädigenden Wohnsituationen, wie feuchten, lichtlosen Räumen und dem so genannten Bettgeherwesen, die eine besondere Ansteckungsgefahr für Tuberkulose darstellten, waren Frauen und Kinder einer weiteren kriegstypischen Bedrohung ausgesetzt: Diese bestand in der Zunahme der Geschlechtskrankheiten bei den kämpfenden Soldaten. Immer wieder wurde von Seiten der Frauenvereine darauf gedrängt, dass die Männer nicht ungeheilt aus dem Kriegsdienst entlassen werden sollten, dass Mädchen durch die Einrichtung von Heimen für arbeitslose junge Frauen von der Prostitution abgehalten und dass eigene Spitalsabteilungen zur Behandlung von Geschlechtskrankheiten eingerichtet werden sollten. Die Aufhebung der ärztlichen Schweigepflicht gegenüber Angehörigen der Soldaten wurde ebenso in Betracht gezogen, wie Gesundheitsattests vor der Eheschließung und Bestrafung und Schadenersatzansprüche bei Ansteckung⁵⁰.

Die Hinterbliebenen: Witwen und Waisen und ihre Versorgung

Bereits mit Beginn des Krieges und dem durch die Massenmobilisierung bedingten Wegfall der Männer als Familiernährer und vor allem mit den ersten Meldungen von verwundeten und gefallenen Soldaten sah sich die Frauenbewegung veranlasst, ausführliche Informationen für die betroffenen Frauen bereitzustellen. Es wurden eigene Beratungs-

stellen geschaffen und auch in den diversen Frauenzeitschriften eingehend auf die oft komplizierten Bestimmungen der staatlichen Unterhaltsbeiträge von Einberufenen, Invalidenversorgung und Hinterbliebenenfürsorge eingegangen. Vielfach wurden genaue Berechnungen über Anspruchshöhen angestellt und Hinweise gegeben, wie die Ansprüche amtlicherseits geltend gemacht werden konnten. Dabei stellten sich vor allem die unehelichen Kinder gefallener Väter als besonders benachteiligte Opfer des Krieges heraus. Die organisierten Frauen wurden nicht müde immer wieder zu verlangen, dass diese Kinder den ehelichen gleichgestellt werden sollten und dass auch die hinterbliebenen unverheirateten Mütter den Familiennamen des gefallenen Verlobten und den Titel „Frau“ anzunehmen das Recht hatten, was schließlich im Jahr 1917 durch Kaiser Karl bewilligt wurde⁵¹.

Da die staatliche Unterstützung der Kriegerwitwen und -waisen im Normalfall für ein Auskommen der Frauen und Mütter nicht ausreichend war, wurden Konzepte entwickelt, den verwitweten Frauen den Einstieg in einen Beruf zu erleichtern, und zwar durch Berufsberatung, die Schaffung von Ausbildungs- und Fortbildungsmöglichkeiten sowie materielle Unterstützung. Außerdem wurde angeregt, die Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft durch die Einrichtung von Jugendfürsorgeeinrichtungen zu erleichtern. Allerdings konnte Erwerbstätigkeit auf der anderen Seite für die Frauen zur Falle werden, weil das selbständige Einkommen der Frauen ein Hindernis dafür darstellte, in der Not zusätzliche staatliche Unterstützung zu bekommen.

Kriegerwitwe zu werden, bedeutete für Mütter neben einer prekären finanziellen Situation und einem (vor allem für Frauen aus dem Bürgertum) damit verbundenen sozialen Abstieg auch, eine neue Rolle im Familiengefüge zu übernehmen, d.h. als Familienoberhaupt zu fungieren. Angesichts der zu erwartenden zunehmenden Zahl von Kriegswaisen und des Mangels an männlichen Vormündern wurde bereits zu Kriegsbeginn in einer Novelle im Reichsgesetzblatt vom 12. Oktober 1914 den Frauen das Recht zugestanden, die Vormundschaft über eigene sowie über fremde Kinder zu übernehmen⁵². Um dieses Recht hatte die Frauenbewegung bereits Jahre vor dem Krieg gekämpft und nun erfüllte sich ihr Wunsch – wenn auch unter äußeren Umständen, die alles andere als positiv waren.

Dennoch gingen die Frauenvereine sofort ans Werk und organisierten Informationsveranstaltungen, um über die neue rechtliche Situation aufzuklären und stießen damit – zu ihrer eigenen Überraschung – auf großes Echo. Viele bürgerliche Frauen wollten in den Jahren der allgemeinen Kriegsnot ihre „Mütterlichkeit“ unter Beweis stellen und meldeten sich freiwillig, um das Amt der Vormundschaft über Kinder zu übernehmen, die Teil- oder Vollwaisen waren oder deren Mütter aus der Not heraus nicht angemessen für sie sorgen konnten. Diese neue Sparte der sozialen Fürsorge erforderte eingehende Vorbereitung und Schulung und so wurden rasch Vorträge⁵³ veranstaltet und Kurse ins Leben gerufen. 1915 wurde auch ein eigener *Verband für weibliche Vormundschaft* gegründet, der beratend tätig war.

Es kann in diesem Zusammenhang von ersten Initiativen eines professionellen Einstiegs von Frauen in sozialfürsorgerische Berufe gesprochen werden – ein Sektor, der nach dem Krieg für viele engagierte Frauen noch große Bedeutung erlangen würde. Die Ökonomin und Sozialwissenschaftlerin Ilse von Arlt erwarb sich in dieser Hinsicht besondere organisatorische Verdienste. Schon vor dem Krieg hatte sie so genannte „Fachkurse für Volkspflege“ eingerichtet, eine Art von Fürsorgeschule, deren Absolventinnen sich in der gesellschaftlichen Ausnahmesituation im und nach dem Krieg besonders bewährten.

Resümee

Die Erwartungen an einen Kriegsgewinn – wie er vor allem von der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung formuliert wurde – erfüllte sich nach dem Krieg nur sehr bedingt. Frauen waren in den Kriegsjahren zwischen 1914 und 1918 gezwungen, für sie ungewohnte staatsbürgerliche und berufliche Fähigkeiten herauszubilden und dem Kriegsalltag mit neuen Strategien und Kompetenzen zu begegnen. So gab es sowohl kriegsbedingte ‚Errungenschaften‘ als auch Rückschläge.

Der Krieg brachte den Frauen das Mitbestimmungsrecht. Am 12. November 1918 kam es zur Einführung des Frauenwahlrechts in Österreich. Die Frauen wurden dabei weniger für ihr Engagement und ihre Leistungen belohnt, sondern ausschlaggebende Faktoren waren die veränderten politischen Kräfteverhältnissen und die starke Position der Sozialdemokratie. Generell wird von Historikerinnen die Zuerkennung politischer Rechte an Frauen zu Kriegsende – auch in anderen Ländern – nicht als Verdienst für die breite Kriegsunterstützung der Frauen, sondern als Folge des politischen Umsturzes und der geänderten Machtverhältnisse in einer neuen politischen Situation interpretiert. In Ländern, in denen es diese Umwälzungen nicht gab, wie in England, Belgien oder Frankreich, mussten die Frauen noch länger auf die politische Gleichstellung warten.

Frauenarbeit erreichte im Kriegsverlauf und kriegsbedingt, da Frauen erstmals viele Arbeitsbereiche übernahmen, die zuvor von Männern verrichtet wurden, eine große Sichtbarkeit und Ausweitung, wenn auch ein großer Teil der Frauen nach dem Krieg wieder vom Arbeitsmarkt verschwand. Mit dem Ende des Krieges setzte ein Geschlechterkampf um Arbeitsplätze ein, wie Christa Hämmerle feststellt. Die Arbeitslosenpolitik begünstigte die Kriegsheimkehrer, Frauen sollten in ihre traditionelle Frauenberufe und -rollen zurückkehren. Diese Zurückdrängung gelang nicht vollständig⁵⁴.

Obwohl der Erste Weltkrieg einerseits eine „Krise“ für die Frauenbewegung/en in Europa und den Vereinigten Staaten bedeutete und eine Aufspaltung in diejenigen, die sich dem Ruf zur Unterstützung ihrer Nation unmittelbar anschlossen und diejenigen, die trotzdem eine Vision des Pazifismus und ihre internationalen Kontakte beibehielten, führte er andererseits zu einem Aufschwung für die internationalen Frauenfriedensbewegung. Frauen agierten nun erstmals in der bis dahin männlichen Domäne der internationale Außen- und Sicherheitspolitik.

- 1 Vgl. dazu u.a. C. Hämmerle, *Heimat/Front*. Wien 2014; A. S. Fell, I. Sharp (Hrsg.), *The Women's Movement in Wartime*. Basingstoke (u.a.) 2007; I. Sharp, M. Stibbe (Hrsg.), *Aftermaths of war*. Leiden (u.a.) 2011.
- 2 Zur Auswertung herangezogen wurden: *Arbeiterinnen-Zeitung*, *Der Bund*, *Neues Frauenleben*, *Österreichische Frauenrundschau*, *Die Postanstaltsbeamtin*, *Zeitschrift für Frauenstimmrecht*.
- 3 Vgl. Die Waffen nieder! Zum Tode Bertha von Suttners. *Neues Frauenleben* 16,7 (1914) 197–199.
- 4 *Die Postanstaltsbeamtin* 6,8 (1914) 1–2.
- 5 M. Hainisch, Der Krieg. *Der Bund* 9,8 (1914) 3.
- 6 E. Fürth, Der Weltkrieg und die Frauen. *Zeitschrift für Frauenstimmrecht* 4,8 (1914) 1.
- 7 Arbeiterfrauen, Arbeiterinnen und Parteigenossinnen! *Arbeiterinnen-Zeitung* 23,16 (1914) 1.
- 8 L. Kulka, Unsere Frauenpflichten. *Neues Frauenleben* 16,8/9 (1914) 236.
- 9 Vgl. H. Granitsch, *Kriegsdienstleistung der Frauen*. Wien 1915.
- 10 C. Touaillon, Ein Brief. *Neues Frauenleben* 16,15 (1914) 286.
- 11 D. Minor, Ueber den Internationalen Haager Frauenkongress. *Der Bund* 10,6 (1915) 10.
- 12 G. Urban, Hausfrauenerziehung und Frauenbewegung. *Der Bund* 10,3 (1915) 7.
- 13 M. E., Die Frauenhilfsaktion. *Arbeiterinnen-Zeitung* 23,17 (1914) 4.
- 14 C. Touaillon, Ein Brief. *Neues Frauenleben* 16,15 (1914) 287.
- 15 Vgl. M. L. Klausberger, Neuorientierung in der Frauenbewegung. *Österreichische Frauenrundschau* 14,139 (1916) 2–4.
- 16 L. Kulka, Der Wille zum Frieden. *Neues Frauenleben* 16,12 (1914) 1.
- 17 Weiters sind für Österreich aus dem Neuen Frauenklub zumindest Einzelpersonen bekannt, die sich gegen den Krieg stellten.
- 18 O. Misar, Für Frieden und Völkerverständigung. Wollen die Frauen Krieg oder Frieden? *Neues Frauenleben* 17,3 (1915) 60–62.
- 19 R. Mayreder, Die Frau und der Internationalismus. *Neues Frauenleben* 18,2 (1916) 28.
- 20 R. Mayreder, Die Frau und der Internationalismus. *Neues Frauenleben* 18,2 (1916) 25.
- 21 In Folge von Den Haag entstand dieser österreichische Zweigverein. Ebenso entstand innerhalb des AÖF im Dezember 1917 eine eigene Sektion, die sich *Friedenspartei* nannte. Eine ganze Reihe von Frauen des AÖF verlagerten ihre politischen Aktivitäten in der Ersten Republik auf eine internationale Ebene und fanden dafür in der *Women's International League for Peace and Freedom*, die aus dem *Internationalen Komitee für dauernden Frieden* entstand, einen Rahmen. 1919 stellte der AÖF seine Aktivitäten ein. Vgl. Fünfundzwanzig Jahre *Allgemeiner Österreichischer Frauenverein*. *Neues Frauenleben* 20,4/5 (1918) 57–60. Siehe auch Anm. 32.
- 22 L. Kulka, Friede auf Erden? *Neues Frauenleben* 19,11/12 (1917) 219.
- 23 Vgl. E. v. Fürth, Die Frauen und die Gemeindeverwaltung. *Der Bund* 12,5 (1917) 1–3.
- 24 Der Kampf um das Frauenwahlrecht. *Neues Frauenleben* 19,5 (1917) 103.
- 25 *Zeitschrift für Frauenstimmrecht* 5,7 (1915) 4–5.
- 26 Vgl. Der Berliner Stimmrechtskongress 1915. *Zeitschrift für Frauenstimmrecht* 5,1 (1915) 5.
- 27 Vgl. M. Minor, Die IX. Generalversammlung des Bundes österreichischer Frauenvereine. *Der Bund* 11,6 (1916) 2–6.
- 28 Vgl. A. Wilmers, *Pazifismus in der internationalen Frauenbewegung (1914–1920)*. Essen 2008.
- 29 Vgl. *Zeitschrift für Frauenstimmrecht* 5,6 (1915) 6; *Neues Frauenleben* 17,3 (1915) 63.
- 30 Vgl. A. Popp, Arbeiterinnenbewegung. *Arbeiterinnen-Zeitung* 24,7 (1915) 4–5; *Neues Frauenleben* 17,4 (1915) 87.
- 31 Eine sozialistische Frauenkonferenz in Bern. *Arbeiterinnen-Zeitung* 24,8 (1915) 2.
- 32 Vgl. R. Mayreder, Der Haager Frauenkongress im Lichte der Frauenbewegung. *Neues Frauenleben* 17,5 (1915) 98–101.
- 33 Dies waren Leopoldine Kulka, Olga Misar und Helene Lecher vom AÖF sowie Francis Wolf-Cirjan oder Girian vom *Neuen Frauenklub* und Berta Fröhlich vom *Verein Abstinenter Frauen*. Rosa Mayreder war verhindert am Kongress in Den Haag teilzunehmen. Vgl. L.K., Für Frieden und Völkerverständigung. *Neues Frauenleben* 17,4 (1915) 85–87; D. Minor, Ueber den Internationalen Haager Frauenkongress. *Der Bund* 10,6 (1915) 8–10.

34 Vgl. D. Minor, Ueber den Internationalen Haager Frauenkongreß. *Der Bund* 10,6 (1915) 8–10.

35 Vgl. L. Kulka, Internationaler Frauenkongress in Haag vom 27.–30. April 1915. *Neues Frauenleben* 17,5 (1915) 101–107.

36 R. Mayreder, Der Haager Frauenkongress im Lichte der Frauenbewegung. *Neues Frauenleben* 17,5 (1915) 99.

37 Es entstanden 24 nationale Komitees. In Deutschland entstand eine Ländersektion mit mehreren Städtegruppen, auch in Österreich bildete sich ein Zweigverein (siehe Anm. 21). Der französische Zweig des *Internationalen Frauenkomitees für dauernden Frieden* plante für Sommer 1917 in der Schweiz einen weiteren internationalen Frauenkongress, der aber nicht zustande kam. Vgl. Aus den Mitteilungen des *Internationalen Frauenkomitees für dauernden Frieden*. *Neues Frauenleben* 17,10 (1915) 237; Der Kampf der Frauen gegen den Krieg vom Standpunkt der Menschlichkeit aus. *Neues Frauenleben* 19,8/9 (1917) 176–182.

38 Zu dieser Konferenz wollte die *Friedenspartei* des AÖF sechs Delegierte schicken, denen jedoch die Pässe verweigert wurden. Vgl. E. v. P., Internationale Frauenkonferenz für Völkerverständigung, Bern 14.–19. April 1918. *Der Bund* 13,3 (1918) 14–15; Fünfundzwanzig Jahre *Allgemeiner Österreichischer Frauenverein*. *Neues Frauenleben* 20,4/5 (1918) 57–60.

39 Vgl. *Der Bund* 10,8 (1915) 8–11.

40 L. Kulka, Die stärkere Heranziehung der Frauenarbeit im Kriege. *Neues Frauenleben* 17,12 (1915) 270–273.

41 Vgl. *Der Bund* 11,1 (1916) 1–3.

42 Vgl. M. L. Klausberger, Überleitung der Frauenarbeit aus dem Kriegs- in den Friedenszustand. *Der Bund* 12,2 (1917) 8–10.

43 Referat von Hildegard Burjan am deutsch-christlichen Frauentag im Dezember 1917. Vgl. *Arbeiterinnenblatt* 4,3/4 (1917) 33–41.

44 Vgl. *Zeitschrift für Frauenstimmrecht* 5,4/5 (1915) 3–4.

45 Vgl. Über das Frauentag. *Der Bund* 11,8 (1916), 5–9.

46 Vgl. M. Tuma von Waldkampf, *Die Dienstpflicht der Frau*. Warnsdorf 1916. (Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen, Heft 17).

47 Vgl. Das weibliche Dienstjahr. *Arbeiterinnen-Zeitung* 25,25 (1916) 3–4.

48 Vgl. *Der Bund* 13,5 (1918) 10.

49 Vgl. *Arbeiterinnen-Zeitung* 23,20 (1914) 2–3.

50 Vgl. Ausbreitung der Prostitution. *Neues Frauenleben* 18,6 (1916) 121–124.

51 Vgl. E. H., Ehelicherklärung unehelicher Kinder. *Der Bund* 12,6 (1917) 3–5.

52 Bis dahin war es üblich, im Falle des Todes des leiblichen Vaters, der Frau einen männlichen Mitvormund beizustellen, der die Mutter beriet und die rechtlichen Interessen des Kindes mitvertrat.

53 Vgl. *Was eine Vormünderin wissen muß!* Wien: Heller 1915.

54 Wie Anm. 1.



ISBN 978-3-11-033948-2

Thomas METTEN
*Kulturwissenschaftliche Linguistik
Entwurf einer Medientheorie der Verständigung*

Berlin: De Gruyter 2014
XI, 481 Seiten
<http://www.degruyter.com>

Das Buch legt eine systematische Begründung einer Medientheorie der Verständigung vor, die Sprache als kulturelle Praxis der Verständigung denkt. Im Zentrum steht die Auseinandersetzung mit den Arbeiten des französischen Philosophen Jacques Derrida, der sich dem Zusammenhang von Sprache und Medialität gewidmet hat. Von daher entwickelt eine solche Medientheorie den Ausgangspunkt für eine linguistische Kulturforschung, der neue Relevanz innerhalb der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Debatte zukommt.



ISBN 978-3-11-033424-1

Jürgen SPITZMÜLLER
*Graphische Variation als soziale Praxis
Eine soziolinguistische Theorie skripturaler Sichtbarkeit*

Berlin: De Gruyter 2013
XI, 521 Seiten
<http://www.degruyter.com>

Das Buch nimmt verschiedene Formen und soziale Funktionen „graphischer Variation“ in den Blick, entwickelt eine interpretativ-soziolinguistische Theorie zur Beschreibung und Erklärung skriptural-graphischer Variationspraktiken und leistet somit einen grundlegenden Beitrag zur sich derzeit formierenden „Soziolinguistik der Schriftlichkeit“

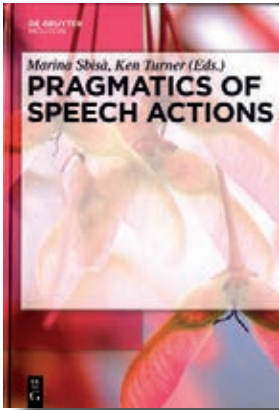


ISBN 978-3-11-031256-0

Matthilde HENNING (Hrsg.)
*Die Ellipse
Neue Perspektiven auf ein altes Phänomen*

Berlin: De Gruyter 2013
VI, 465 Seiten
<http://www.degruyter.com>

Der Schwerpunkt des Sammelbandes liegt auf einer integrativen Betrachtung von grammatischen und verarbeitungsbezogenen Fragestellungen. Dieser Schwerpunktsetzung liegt die Hypothese zugrunde, dass das Phänomen „Ellipse“ den Paradefall für den Versuch der Einführung von grammatischen und psycholinguistischen Ansätzen bildet. Eine solche Aufeinanderbeziehbarkeit manifestiert sich u.a. an dem sowohl grammatiktheoretisch als auch psycholinguistisch begründeten Perspektivwechsel vom Ausgelassenen zum Realisierten.



ISBN 978-3-11-021438-3

Marina SBISA, Ken TURNER (ed.)
Pragmatics of Speech Actions

Berlin: De Gruyter 2013
XIII, 733 Seiten
<http://www.degruyter.com>

This volume provides extensive critical information about current discussions in the study of speech actions. Its central reference point is classic speech act theory, but attention is also paid to nonstandard developments and other approaches that study speech as action. The first part of the volume deals with main concepts, methodological issues and phenomena common to different kinds of speech action. The second part deals with specific kinds of speech actions, including types of illocutionary acts and some discourse and conversational phenomena.

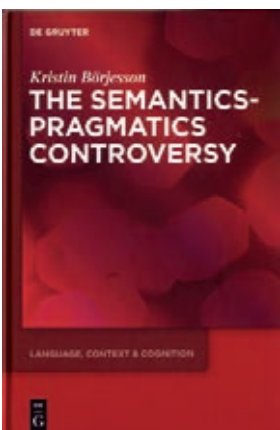


ISBN 978-3-11-031202-7

Peter AUER, Martin HILPERT, Anja STUKENBROCK,
Benedikt SZMRECSANYI (ed.)
Space in Language and Linguistics
Geographical, Interactional, and Cognitive Perspectives

Berlin: De Gruyter 2013
VII, 697 Seiten
<http://www.degruyter.com>

*This book brings together three perspectives on language and space that are quite well-researched within themselves, but which so far are lacking productive interconnections. Specifically, the book aims to interconnect the following research areas:
Language, space, and geography
Grammar, space, and cognition
Language and interactional spaces.*



ISBN 978-3-11-033341-1

Kristin BÖRJESSON
The Semantics-Pragmatics Controversy

Berlin: De Gruyter 2014
X, 329 Seiten, 46 Abb.
<http://www.degruyter.com>

This book offers a comprehensive overview, comparison and critical evaluation of approaches to the semantics-pragmatics distinction. Taking as a starting point the notorious difficulty of differentiating so-called literal from non-literal (or figurative) meaning, it covers a wide range of the key current topics in semantics and pragmatics, e.g., the saying/meaning distinction, minimalism vs. contextualism, unarticulated constituents, indexicalism, (generalised) conversational implicatures, speech acts, levels of meaning in interpretation, the role of context in interpretation, the nature of lexical meaning.

Über das Sammeln von Soldatenliedern während
des Ersten Weltkriegs



Abb. 1:
Ernst Barlach
(1870–1938),
Der heilige Krieg,
1915

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde dieser weitgehend nicht als die große Tragödie empfunden, zu der er sich entwickeln sollte, sondern „in seinem Doppelcharakter als Zivilisationskrise und Zeitenwende“² gesehen. So wurde er von weiten Teilen der Bevölkerung freudig, oft sogar euphorisch begrüßt, und zwar nicht nur aus politisch-militärischen, sondern auch aus nationalen und kulturellen Gründen. Betont wurde etwa

ein durch ihn hervorgerufenes neues Wertebewusstsein wie auch seine reinigende Kraft, vor allem auf dem Gebiet der Moral.

Der deutsche Germanist und Volkskundler John Meier (1864–1953), Gründer des Deutschen wie auch des Schweizerischen Volksliedarchivs, schrieb 1916 im Vorwort zu seiner Studie *Das deutsche Soldatenlied im Felde*: „Der Krieg zerstört nicht nur, sondern er baut ebenso auf, er richtet nicht bloß Großes und Tüchtiges zugrunde, sondern er schafft auch neue und hohe Werte. Nicht allein auf wissenschaftlichem und technischem Gebiete [...], nicht nur auf rein intellektuellem Gebiete beobachten wir dies, sondern ebenso, und nicht weniger bedeutsam [...] auf ethischem und moralischem Gebiet. Gegenüber der materialistischen und egozentrischen Weltanschauung, die wie ein fressender Schaden am Körper unseres Volkes nagte, jetzt die plötzlich, über Nacht eingetretene Offenbarung, daß größer und höher als das Ringen um materielle Güter, wie sie auch heißen mögen, der Kampf für etwas Geistiges, für eine Idee stehe. Und die bisher in barem Nützlichkeitsstandpunkt befangene Masse war bereit, für dieses Geistige das höchste des menschlichen Besitzes, das eigene Leben, zu opfern.“³

Zu den dem „heiligen“ Krieg zugeschriebenen „positiven“ Elementen wurde auch das wieder erstarkte Singen gerechnet. Es symbolisierte die Selbstbesinnung auf das eigene Volk und dessen Kraft sowie den moralisch-sittlich-kulturellen Kampf gegen Verfremdung und schädliche Einflüsse von außen. Musik galt als „Seele der Kultur“ und sollten dem Menschen ein „Genosse im Kampf wie im Frieden“⁴ sein. Dabei war auch auf diesem Gebiet so manche Erneuerung gewünscht, denn „die Lieder aus der Kaserne geben vielfach Beweis von einer entsetzlichen Sittenlosigkeit“⁵.

Hier sollte das „schmucklose, einfache Volksliede“ mit seiner „einfachen und großartigen Urform“ eingreifen und durch eine „Rückkehr vom Raffinement“ gegenüber dem „elenden Gassenhauerzeug“ wieder die Vorherrschaft erlangen⁶. Seine große Bedeutung, gerade für die kämpfenden Truppen im Feld, wurde immer wieder betont: „Man muß den Soldaten erzählen hören, was ihm und den Kameraden das Lied bedeutete, wie sich darin der einzelne fand, welch Band es aber auch um die Kampfgenossen schlang. Wenn die Sehnsucht nach Heimat und Heim lebendig wurde, wenn es galt, die Strenge und Pflicht des Dienstes durchzuhalten, wenn Bewunderung oder Dankbarkeit für tapfere Taten geschildert werden sollten, da ward das Lied lebendig.“⁷

So sollte der Krieg aufgrund seiner „Größe“ hinsichtlich künstlerischer Äußerungen das „Echte“ vom Trivialen und Banalen scheiden und dadurch dem Volkslied seine einstige Bedeutung wiedergeben; auf diesem Gebiete könnte er sich somit „als ein echter Segenbringer erweisen“⁸.

Die Ansicht, der Krieg könnte im Bezug auf die Qualität des Liedguts „reinigend“ wirken, vertrat unter anderem der in Wien lehrende Musikhistoriker Guido Adler (1855–1941). Er stellte im *Kriegsalmanach 1914/16* mit Befriedigung fest, „daß die Possencouplets verschwinden und besseren Weisen ernster und heiterer Stimmung Platz machen“⁹. Dieser „Kampf“ gegen als minderwertig angesehene Couplets, Gassenhauer und Operettenmelodien wurde damals nicht nur von seiten der Volksmusikforschung häufig thematisiert¹⁰.

Adler kritisierte zudem die „zentrifugalen Bestrebungen der Einzelnationen“ innerhalb der Musikkultur und meinte damit vermutlich ebenso die politischen. Seiner Überzeugung nach könnte die Musik, besonders im

Krieg und selbstverständlich unter der Führung der „weltbeherrschende[n] [...] österreichischen Tonkunst“¹¹, zur „Verständigung und Ausgleichung“¹² der Völker innerhalb der Donaumonarchie beitragen.

Hoffnungen gab es also nicht nur für die Volksmusik, sondern auch für die (zeitgenössische) heimische Kunstmusik, die gegenüber ausländischer Kunst nun endlich zu ihrem „Recht“ kommen sollte. So meinte der österreichische Schriftsteller Richard Specht (1870–1932) in einem Aufsatz über den Zustand der Musik in Wien während des Weltkrieges: *„Die österreichischen Künstler insonders und gar die Komponisten waren bisher übel genug daran; in Deutschland hat man von ihnen zu wenig gewußt und bei uns hat man sie allzu gerne durch Fremdes verdrängt. Das wird jetzt hoffentlich anders werden. Die große Selbstbesinnung dieser Tage und das erwachte Bewusstsein eigenen Wertes wird, so ist es zu hoffen, auch hier seine Früchte tragen. Unser großes Gestern und unser schönes Heute sollen voll ineinander klingen.“*¹³

Der Schriftsteller und Publizist Anton August Naaff (1850–1918) wies darauf hin, dass (Volks)Musik sogar mitten im Krieg den Feind zu „besänftigen“ vermag: *„Auch am Vorabende von Kaisers Geburtstag, 16. August 1917, ergab sich eine prächtige Sammelgelegenheit, als die Feuer von allen Bergen Südtirols lohten, die Leuchtraketen stiegen und unsere ‚Ländler‘ in den grauenden Morgen hinein von den Höhen herunter juchzten und jodelten, daß es prächtig durch das weite Tal klang. Sogar die Italiener spendeten lauten Beifall aus ihren Gräben und kein Schuß fiel die ganze Nacht.“*¹⁴

Allerdings förderte der Erste Weltkrieg nicht nur das Singen, er war zugleich auch der Grund dafür, dass Sängerinnen und Sängern zu Hause vielfach die Freude an Musik und Gesang verging. Pater Romuald Pramberger (1877–1967), ein im obersteirischen Stift St. Lambrecht tätiger Geistlicher und Volkskundler, berichtete beispielsweise folgende Begebenheit: *„Da ich einer der sangeslustigen Bauerntöchter, der ‚Albler Mirzl‘ (Maria Moser) die Aufforderung zugehen ließ, dem Direktor [Viktor] Zack¹⁵ im Sommer 1915 Lieder vorzusingen, erwiderte sie mir: ‚Bei dieser Morderei sei sie zum Singen nicht aufgelegt!‘ Und so weiß ich tatsächlich nicht, was der Weltkrieg in sanglicher Hinsicht erwecken wird. Draußen in den Fronten soll ja das Singen sehr gepflogen werden, förmlich schon zur Gewohnheit geworden sein, u. in der Heimat liegt das Lied in Gottes freier Natur im Sterben.“*¹⁶

Viele andere konnten nicht mehr singen oder musizieren, da sie ihr Leben lassen mussten. So bemerkte Konrad Mautner (1880–1924) in dem im Frühjahr 1918 verfassten Vorwort zu seinen *Alten Liedern und Weisen aus dem Steiermärkischen Salzkammergute*, die schon 1913 fertig gestellt waren, aber erst nach dem Krieg publiziert wurden: *„Die Welt hat das Singen und Frohsein verlernt. [...] Viele Freunde kehren nicht mehr zurück. An des Reiches Grenzen, auf russischer Erde, auf steinigem Karst und welschem Boden ist manch liederfroher Mund auf ewig verstummt, manch kundige Spielmannshand für immer erstarrt. In Spitälern und Gefangenenlagern sind viele fröhliche Steyermärker elend verdorben und gestorben. Lebfrische Holzknechte vom Grundlsee sehnen sich in Samarkand oder am Baikalsee seit Jahren nach den grünen Thälern der Heimath. Die sind ganz einsam geworden. Auf vielen Bauernsachln schalten nur mehr fleißig die abgehärmten Weiber. In den braven Briefen, die hin und wiedergehen, mahnen die daheim und die draußen einander zu Geduld, verbergen ihre Sorge und schreiben, daß sie fest auf ein baldiges Ende bauen und die Rückkehr nach Hause.“*

Hoffen auch wir, daß das von Grauen zerfurchte Antlitz der Welt sich nach und nach wieder glätte.

Wenn erst einmal wieder Frieden sein wird –, wenn sie erst alle wieder heimgekehrt sein werden, die das Elend überlebt haben –, langsam, ganz langsam, erst zaghaft und vereinzelt, dann allmählich freier, wird es einst wieder laut werden in den lieben Bergen. Dann werden sie wieder erklingen die alten Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergut.“¹⁷

Soldatenliedersammlungen

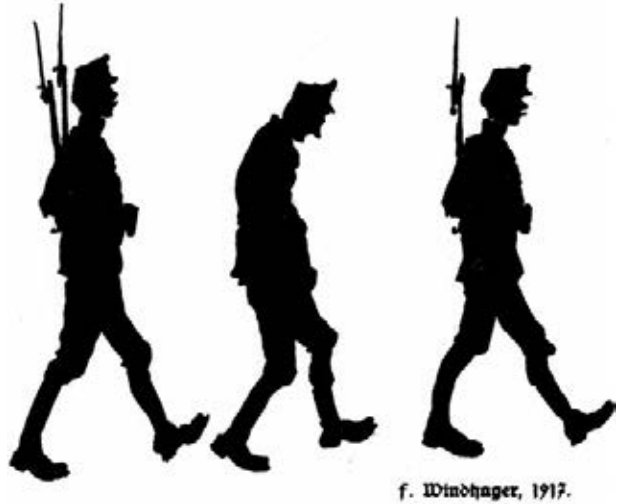
Hofbibliothek

Wie auch immer der Krieg gesehen wurde, die „Gunst der Stunde“ sollte aus Sicht der (Volks)Musikforschung für Sammelarbeiten unter Soldaten und in weiterer Folge auch unter Kriegsgefangenen genutzt werden. So meinte etwa Felix Petyrek (1892–1951), der Musikwissenschaftler und Komposition studierte und als Soldatenliedersammler in der *Musikhistorischen Zentrale* tätig war: „Die gegenwärtige Zeit ist mehr als irgend eine geeignet, Volkslied und Volksbräuche der zahlreichen Volksstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie kennen zu lernen. [...] Leute aus den entferntesten und abgeschiedensten Gegenden des Reiches kommen mit einem Male in die Großstädte und Sammelstellen. Der Umstand, daß sie auf ihre Heimat nicht vergessen können und ihrer in jeder Feierstunde gedenken, führt von selbst zu einer innigen Pflege von Volkslied und Volksbräuchen. Angehörige der verschiedenen Nationen finden sich zu kameradschaftlichem Leben zusammen. Es kommt vor, daß Soldaten eines Stammes Weisen eines anderen übernehmen, neue Texte unterlegen und bei ihren Volksgenossen weiterverbreiten. So stammt beispielsweise die Melodie des bei den Deutschen ungemein verbreiteten und beliebten Soldatenvolksliedes ‚Die Nachtpatrouille‘ von einem tschechischen Gassenhauer. Solche Wechselbeziehungen, die wir selbst zwischen Deutschen, Türken, Bulgaren [also den Mittelmächten] feststellen können, sind natürlich unter den Völkern der österreichisch-ungarischen Monarchie besonders zahlreich. Trotzdem bewahrt jeder Volksstamm seine Eigenart, sowohl musikalisch als inhaltlich.“¹⁸

In diesem Sinne rief die Hofbibliothek, Vorgängerin der *Österreichischen Nationalbibliothek*, schon im ersten Kriegsjahr eine nicht nur auf Musik beschränkte Sammlung ins Leben, in der „*Werke der Literatur, der Graphik und der Musik, soweit sie auf den Krieg Bezug haben, gewissermassen zum ewigen Gedächtnisse aufbewahrt und selbstredend seinerzeit zugänglich gemacht werden sollen. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie sehr da gerade die musikalische Produktion wichtig ist. Offenbart ein Volk trotz aller Zeitungen doch noch immer am liebsten in Lied und Gesang seine Empfindungen!*“¹⁹

Hier wurden bereits im Oktober 1915 rund 3.000 Lieder gezählt, 1.800 davon, also etwa 60 %, kamen aus der Donaumonarchie und aus Deutschland. Soldatenlieder der Kriegsgegner bzw. einstiger Verbündeter wurden ebenfalls gesammelt, und so finden sich hier auch Publikationen aus England²⁰, Frankreich²¹ und Italien²². In diese Sammlung flossen, wie schon der Name *Kriegs(musik)sammlung* sagt, jedoch weniger Soldatenlieder als vielmehr neu entstandene Kriegslieder ein. Heute enthält die *Weltkriegsammlung 1914–1918* 128 Handschriften und 1.185 Drucke von Kriegsliedern, Märschen und Männerchören²³. Sie entstanden nicht nur zu Kriegsbeginn, sondern auch noch lange danach, als die erste Massen-

Abb. 2:
Abbildung
zum Lied *Die
Nachtpatrolle*,
aus *Sechs
Österreichische
Soldatenlieder
für Gesang mit
Klavierbegleitung*,
hrsg. von
der Musik-
historischen
Zentrale. Wien
1917



euphorie durch die Erfahrungen an der Front wie auch zu Hause schon lange vorüber war. Diese Lieder und Dichtungen mit überwiegend hurrapatriotischem, kriegsverherrlichendem, chauvinistischem, die Feinde diffamierendem und verspottendem Inhalt fanden allerdings kaum Eingang in das tatsächlich von den Soldaten gesungene Repertoire und sind heute unbekannt²⁴.

In der *Weltkriegsammlung 1914–1918* der Österreichischen Nationalbibliothek finden sich unter anderem folgende Publikationen:

- W. v. Baußnern (Hrsg.), *Empor, mein Volk! Kriegslieder aus unseren Tagen mit neuen Weisen*. Jena 1914 (MS21888/10).
- L. Blech, *An Deutschland. Vaterlandslied* 1914. Berlin 1914 (MS85029).
- R. Engel, 1914–1917. *Kriegs-Ouverture, mit Benützung von Motiven der österreichischen, deutschen, türkischen und bulgarischen Hymne*. O. O. 1916/1917 (Mus.Hs.37478).
- C. Goldmann, *Vater Hindenburg. Unser Marschall Vorwärts. Ein Soldaten-Lied und Marsch* op. 524. Leipzig 1915 (MS85075).
- V. Goller (Hrsg.), *Die eiserne Harfe. 12 religiöse Kriegs-Lieder für kirchlichen Volksgesang zum Gebrauche bei Kriegsandachten, sowie beim außerliturgischen Gottesdienst in der Kriegszeit*. Regensburg 1915 (MS 21880).
- C. Haupt, *Das deutsche Mutterherz*. Wien 1914 (MS21881).
- H. Huber, *Maria vom Siege. Zwei Marienlieder zur Verehrung Mariens in Kriegszeiten (1914/15)*. Wien 1915 (MS21886).
- A. Ischpold, *Gott mit uns! Deutsch-österreichisch-ungarisch-patriotischer Marsch. Für Klavier zu 2 Händen*. Wien 1914 (MS21887).
- E. Lányi, *Kurucz Indulo. Marsch der Kurutzen* op. 135. Wien, Budapest. Leipzig [um 1914] (MS85283).
- J. Marton, *Magyar Kiraly-Hymusz*. O. O. 1916 (Mus.Hs.37543).
- A. Mendelssohn, *Der sterbende Soldat. 2 Kriegslieder*. Jena 1915 (MS85001).

- R. v. Mojsisovics-Mojsvár, *Nun segne, großer Tod! 3 Kriegslieder* op. 48. Jena 1915 (MS85001-4/35).
- L. Moser, *Schlachtenlied* op. 324. [Wien 1917] (Mus.Hs.3314).
- A. E. v. Newald-Grasse, *Ein Wiegenlied aus dem Schützengraben. Von einem deutschen Soldaten*. Im Volkston op. 50. O. O., o. J. (Mus. Hs.37489).
- E. Popp, *Hurra Warschau! Hurra Varso! Ura Varsovia! Marsch*. Brasso [um 1914] (MS85283).
- M. Welcker, *Kriegs-Gebet. Für gemischten Chor* op. 69a. Augsburg, Wien 1914 (MS21904).

Der Musikwissenschaftler und -ethnologe Robert Lach (1874–1958), von 1911 bis 1920 Leiter der Musikaliensammlung der Hof- bzw. Nationalbibliothek, beschäftigte sich mit diesem Sammelgut. Die Soldatenlieder der Franzosen bezeichnete er als „Schimpflieder“, denen im Gegensatz zu den deutschsprachigen Gesängen jede „objektive[n] Würdigung der Leistungen des Gegners“ fehlen würde: „Schon eine flüchtige Durchsicht lässt eines konstatieren: den gewaltigen Niveauunterschied, durch den die Majorität der französischen Gesänge sich von denen der übrigen kriegführenden oder neutralen Völker abhebt; alle deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegslieder, Märsche und dergleichen enthalten Huldigungen für ihr Vaterland, ihre Armee, ihre Fürsten, ihre Heerführer, Kampfaufrufe gegen den Feind u. a., aber keinerlei Beschimpfungen der Gegner, keine Verleumdungen, keinen Hass, und auch von den Kriegsliedern der Engländer, ja selbst dem Belgier muss man das Gleich [sic!] zugestehen. (Bezüglich der italienischen gestattet das vorliegende Material bis jetzt noch kein abschließendes Urteil, da während der Zeit der Sammlung des bis jetzt beschafften Bestandes mit Rücksicht auf die damals noch ‚neutrale‘ Haltung unseres ‚Bundesgenossen‘ aus nahe liegenden Gründen davon abgesehen werden musste, die auch von dort her erschallende, allerdings nichts weniger als bundesbrüderlich klingenden Stimmen aufzubewahren.) Man kann es ruhig aussprechen: unter all’ den vielen hunderten Liedern der kriegführenden Völker ist auch nicht eines sonst zu finden, das zu einem derartigen tiefen moralischen Niveau herabglitte, wie diese französischen Gesänge; es ist bedauerlich, feststellen zu müssen, dass ganz allein den Franzosen der traurige Vorrang gebührt, in dem Konzerte unserer Gegner die grellsten, hässlichsten und widerlichststen Töne angeschlagen zu haben.“²⁵

Eine antifranzösische Propaganda war damals vor allem im Deutschen Kaiserreich weit verbreitet. Lach hob jedoch in Folge den Unterschied zwischen Front und Hinterland hervor, der sich seiner Meinung nach auch auf den Gesang ausgewirkt hätte: „Allerdings sollte man nicht vergessen, dass das alles Musik des Hinterlandes ist, in dem Politik und Stimmung gemacht wird. Vielleicht wird der Franzose, der im Schützengraben liegt, einst doch andere Melodien nach Hause bringen.“²⁶

Phonogrammarchiv

Das Phonogrammarchiv der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, das sich seit seiner Gründung im Jahre 1899 immer wieder mit der Erfassung einheimischer Volksmusik auf Tonträgern befasste²⁷, führte während des Ersten Weltkriegs zwei groß angelegte volksmusikalische Sammelprojekte durch:

Der Physiker und Feuerwerker-Kadettaspirant Leo Hajek (1886–1975), der damals am physiologischen Institut der Universität Wien tätig war und später von 1928 bis 1938 das Phonogrammarchiv leitete, erstellte in den Jahren 1914 bis 1916 eine Soldatenliedersammlung auf Phonogramplatten. Das Kriegsministerium²⁸, das „*diese Lieder als Begleiterscheinung, bzw. Schöpfungen einer großen Zeit von historischem Wert der Nachwelt erhalten*“²⁹ wollte, regte die Sammlung nicht nur an, sondern unterstützte sie auch.

Geplant war, Lieder in allen Sprachen der Monarchie, also in Deutsch, Ungarisch, Tschechisch, Polnisch, Ruthenisch, Rumänisch, Kroatisch, Slowenisch, Slowakisch und Italienisch, „*allenfalls mit teilweise gemildertem Text (wenn nötig)*“³⁰, aufzuzeichnen.

Dies geschah nicht nur aus dokumentarischen Gründen, sondern hatte auch ein konkretes völkerverbindendes Ziel: Da die Offiziere mehrheitlich der deutschen bzw. ungarischen Volksgruppe angehörten und kaum andere in der Donaumonarchie gesprochene Sprachen beherrschten, sollten sie diese Soldatenlieder lernen, um auf diesem Wege einen leichteren Zugang zum meist anderssprachigen Mannschaftspersonal zu erlangen: „*Hiedurch soll der zur Truppe einrückende Lt. [Leutnant] (Fnrch.) [Fähnrich] mit den Liedern der Mannschaft im vorhinein vertraut werden; er steht hiedurch dem Manne vom ersten Augenblick an menschlich näher und wird auch seine Sprache leichter erlernen.*“³¹

Zum Zweck der Aufnahme besuchte Lach Ersatzbataillone in Wien, Salzburg, Judenburg und Radkersburg, Budapest, Eger/Erlau und Szombathely/Steinamanger (Ungarn), Bielitz-Biala/Bielsko-Biala (Polen), Karlovac/Karlstadt (Kroatien) und Szászváros/Orăştie (Rumänien). Diese Einheiten erhielten im Jänner 1916 ein Schreiben des k. u. k. Kriegsministeriums, um die Sammlung vorzubereiten und geeignete Vorsänger etc. auszusuchen: „*Das KM. wird die von der Mannschaft aller Zungen im herrschenden Kriege gesungenen Soldaten-(Marsch-, Kriegs-)Lieder aufzeichnen lassen; zu deren phonographischer Aufnahme wird im Einvernehmen mit dem die hiezu nötigen Aufnahmeapparate beistellenden physiologischen Institut der k. k. Universität zu Wien dessen Assistenten Dr. Leo Hajek bestimmt.*“

Das p. t. hat dem Genannten, der sich mit einem ‚Offenen Befehle‘ ausweist, die zur Aufnahme nötige Mannschaft – 10 der nationalen Kriegsgesänge kundige, vorher fürzuwählende Leute –, außerdem einen der Nationalsprache in Wort und Schrift mächtigen, intelligenten, tunlichst auch deutsch verstehenden Unteroffizier, der die Texte der gesungenen Kriegsgesänge aufschreiben kann, zur Verfügung zu stellen.“³²

Können wir es uns heute leisten, bei Feldforschungen aufgrund der technischen Geräte und deren relativ geringen Preises „alles“ aufzunehmen, das heißt, nicht schon bei der Aufnahme zu selektieren, so war das damals nicht möglich. Die verwendeten Phonogramplatten waren nicht nur sehr kostspielig, sondern bezüglich ihrer Aufnahmekapazitäten sehr begrenzt; pro Platte konnte im Durchschnitt nur ein Lied mit zwei bis drei Strophen aufgenommen werden. Deshalb fand schon im Vorfeld von Lachs Aufnahmen eine Auswahl der Gewährspersonen wie auch der entsprechenden Lieder statt. Mussten Erstere einige Ansprüche in gesangstechnischer Hinsicht erfüllen – aufgenommen wurden

vorzugsweise fixe Ensembles wie das Männerquartett des Infanterieregiments Nr. 59 Erzherzog Rainer und gute bzw. ausgebildete Sänger wie der Opernsänger Roman Lubincki –, so wurde bei Zweiteren das kritische Soldatenlied ausgespart. Auf Tonträger festgehalten wurden nur Lieder unbedenklichen, kriegsverherrlichenden und vaterlandstreuen Inhalts; dabei handelt es sich weitgehend nicht um Kriegs-, sondern um Soldaten(volks)lieder.

Gesammelt wurden beispielsweise folgende Lieder:

- *Auf ihr Brüder, haben wir's keinen Wein* (Ph 2546)
- *Wer will mit uns zu Felde ziehn* (Ph 2550)
- *Schäi(n) lusti und kerngout* (Egerländer Mundart) (Ph 2555)
- *O tu stelle* (friaulisch) (Ph 2583)
- *La Guerra* (Triestiner Dialekt) (Ph 2539)
- *Straža na Soči* (kroatisch) (Ph 2535)
- *Udovice na namiguj na me* (kroatisch) (Ph 2586)
- *Do cywilów* (polnisch) (Ph 2573)
- *Jak to na wojence ładnie* (polnisch) (Ph 2576)
- *Pe-al nostrum steag* (rumänisch) (Ph 2522)
- *La arme* (rumänisch) (Ph 2556)
- *Wydysz brate mij* (ruthenisch) (Ph2589–2590)
- *Oj znaw že ja harnyj zamok* (ruthenisch) (Ph2593)
- *Kad je bitka pod Valjevom bila* (serbokroatisch) (Ph 2559)
- *Evo danas treći dan* (serbokroatisch) (Ph 2562)
- *Pri Prešpurku* (slowakisch) (Ph 2530)
- *Prid' sa milá pođivati* (slowakisch) (Ph 2530)
- *Moj fantič je na T'rolsko vandrál* (slowenisch) (Ph 2581)
- *Nekoč v starih časih* (slowenisch) (Ph 2540)
- *Přišlo psaní* (tschechisch) (Ph 2525)
- *Až pomaširujem* (tschechisch) (Ph 2525)
- *Megy a kislány* (ungarisch) (Ph 2558)
- *A harctéren harmincnyolc a legeslö* (ungarisch) (Ph 2568)³³

Die zweite große vom *Phonogrammarchiv der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* während des Ersten Weltkriegs durchgeführte Sammlung stand unter der Leitung des schon erwähnten Robert Lach, später Universitätslehrer und Begründer der Wiener Schule der vergleichend-systematischen Musikwissenschaft. Er dokumentierte von August bis Oktober 1917 die Gesänge russischer Kriegsgefangener, die er später in mehreren Bänden publizierte.

1918 wurden in der österreichisch-ungarischen Monarchie rund 1,3 Millionen Kriegsgefangene gezählt, der größte Teil davon, etwa 70 % (ca. 908.000 Mann), waren Russen. Für rund 27 % der gefangenen Soldaten (ca. 350.000 Mann) war die Armee im Felde zuständig, der mit 940.000 Mann weit größere Anteil war jedoch im Hinterland untergebracht und wurde zum überwiegenden Teil für Zwangsarbeit in der Land- und Forstwirtschaft, der Industrie sowie in militärischen und staatlichen Betrieben eingesetzt.

Für diese Kriegsgefangenen mussten Lager mit Wasserversorgungsanlagen, sanitären Einrichtungen, Kanalisation, Wäschereien, Badeanlagen,

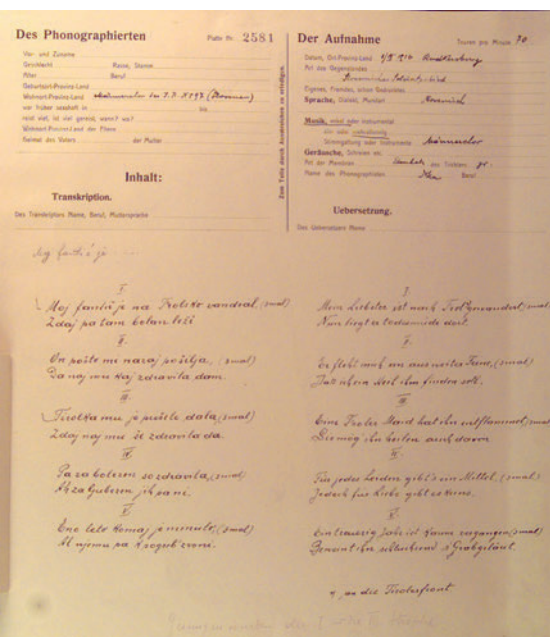


Abb. 3a und b: *Moj fantič je na T'rolsko vandral* / *Mein Liebster ist nach Tirol gewandert*
 (© Phonogrammarchiv Wien, Ph 2581)

Schlächtereien, Werkstätten, Spitälern und dergleichen mehr errichtet werden, die sich hauptsächlich in den deutschsprachigen Gebieten der Donaumonarchie befanden³⁴.

Da auf sie leicht „zugriffen“ werden konnten, wurden gefangene Soldaten im Laufe des Krieges für Forschungs- und Dokumentationszwecke zunehmend interessant. Außerdem boten die Kriegsgefangenenlager die Möglichkeit, „an einem Orte ursprüngliche Dokumente von Sprachen und Volksmusik zu sammeln, die aus dem ganzen, ungeheuren Gebiete stammen“³⁵; dies ersparte den Forschern freilich auch viel Kosten und Zeit.

Lach wollte beispielsweise die „entwicklungsgeschichtliche[n] und ethnische[n] Stellung“³⁶ des russischen Volksliedes erforschen³⁷ und legte sein Hauptaugenmerk dabei vor allem auf die Musik der Bewohner des Kaukasus, der Tartaren und sonstiger Turkvölker sowie der finnisch-ugrischen Stämme³⁸, da die Volksmusik der Groß-, Weiß- und Kleinrussen, Polen, Litauer wie auch anderer Völker der Forschung hiezulande damals schon bekannt war. So hatte zuvor beispielsweise schon Lachs Kollege im Phonogrammarchiv, der Mediziner und spätere Begründer des Instituts für Anthropologie und Ethnographie an der Universität Wien Rudolf Pöch (1870–1921), die Lieder der in den böhmischen Kriegsgefangenenlagern Eger/Cheb, Reichenberg/Liberec und Theresienstadt/Terezín inhaftierten „Groß- und Kleinrussen“³⁹ phonografisch festgehalten: „Es sei vorausgeschickt, daß die sich hier bietende Gelegenheit zu phonographischen Aufnahmen eine ganz ungewöhnliche war; das bunte Völkergemisch des europäischen und asiatischen Rußland ist in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern fast ganz vertreten. [...]“



Abb. 4:
Robert Lach, Photo
Fayer-Wien.
*Bildnis-Album zur
Beethoven-Zentenar
Feier.*
Wien, März 1927
(© ÖNB, Bildarchiv,
Pb 580.555-F 195)

Unter den vielen, in den Lagern versammelten Kriegsgefangenen sind naturgemäß diejenigen, welche lesen und schreiben können und überhaupt über eine größere Bildung verfügen, für die Aufnahmen zu bevorzugen, weil sie instande sind, über die in den Apparat gesprochenen oder gesungenen Texte genau Rechenschaft zu geben. Die sich ihnen hierdurch ergebende Beschäftigung wurde stets mit großer Freude aufgenommen.

Diese Arbeit erweckte bei den Kriegsgefangenen in angenehmer Weise Erinnerungen an die Heimat und an das eigene Volkstum; so waren die zu phonographischen Aufnahmen Herangezogenen mit Lust und Liebe bei der Sache, und es war leicht, nicht nur beliebig viele, sondern auch gute und wertvolle Phonogramme zu erhalten.“⁴⁰

Lach zeichnete zuerst viele Lieder nach dem Gehör auf. Einige charakteristische und „aus musikwissenschaftlichen oder untersuchungstechnischen Gründen besonders wichtige Gesänge“⁴¹ wurden danach aufgrund von Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit auch auf Phonogrammplatten festgehalten.

Erst Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, von 1926 bis 1952, publizierte der Musikwissenschaftler seine umfangreichen Forschungen in drei Bänden mit mehreren Teilbänden als *Mitteilungen der Phonogramm-Archivskommission*. In einem schon 1917 erschienenen *Vorläufigen Bericht über die Aufnahme der Gesänge russischer Kriegsgefangener* teilte Lach unter anderem

seine Probleme während der Aufzeichnungen mit, wobei immer ein negativer Unterton gegenüber den Gewährspersonen spürbar ist: „Schwierigkeiten ergaben sich hauptsächlich nur bei der Aufzeichnung der ossetischen Gesangstexte, wo es – bei der überhaupt sehr tiefen Intelligenzstufe der wenigstens in dem in Rede stehenden Lager befindlichen Vertreter dieses indogermanischen Stammes – nur mit größter Mühe und bis an die äußersten Grenzen der Nervenanspannung gehender Geduld möglich war, endlich von einem – dem einzigen! – des Schreibens kundigen Bauernburschen eine Niederschrift der ossetischen Liedertexte (in grusinischer Schrift) zu erlangen.“⁴²

Seine Schriften spiegeln wider, dass Lach der Vertreter eines streng linearen Fortschrittsglaubens war und von der unanfechtbaren, wie wohl unausgesprochenen Vormachtstellung der abendländischen (Kunst) Musik ausging. Da alles an deren Maßstäben gemessen wurde, kam es zwangsläufig zu so mancher Fehlinterpretation: „Bei der Aufnahme [...] war ein Moment als für den Aufnehmenden besonders hinderlich und störend zu beobachten: das gänzliche Unvermögen der meisten Sänger – und auf je tieferen intellektuellen Stufen sie standen, um so aufdringlicher machte es sich bemerkbar –, einen Gesang ein zweites Mal unverändert oder auch nur annäherungsweise so zu singen, wie sie ihn das erste Mal gesungen hatten: stets wichen sie bei Wiederholungen von der zuerst gegebenen Fassung des Gesanges ab, und zwar nicht bloß in verhältnismäßig geringfügigen Details wie Tonhöhe, Zeitwert des einzelnen Tones, Rhythmik u. dgl., sondern auch in viel augenfälligeren und entscheidenderen Punkten, wie der Gestaltung der Motive selbst, der Architektur der Gesänge usw.

Macht man sie auf diese Unterschiede und Widersprüche aufmerksam, so bemerken sie sie entweder überhaupt nicht, stehen allen noch so eingehenden Darlegungen verständnislos gegenüber, oder, wenn sie sich bemühen, auf die Einwände einzugehen, zeigen ihre Antworten, daß ihnen das, worauf es ankommt, überhaupt gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist [...], oder endlich: sie lehnen jede derartige Kontroverse achselzuckend als zu geringfügig und nebensächlich mit den Worten ab: ‚Das ist ja doch alles eins!‘ ‚Das ist ganz gleich!‘⁴³

Dieses Phänomen ist innerhalb des traditionellen Gesangs jedoch gar nicht selten anzutreffen und hebt den stark improvisatorischen Charakter der Volksmusik sowie die Freude der Interpreten daran hervor. So berichtete etwa auch der steirische Volksliedforscher Viktor Zack (1854–1939) über Johanna Trojer, Tochter der „Wolkenbruchmutter“ Franziska Reinweber aus Bärnschütz bei Mixnitz, bei der er 1907 mehrere Jodler aufzeichnete: Sie „singt selten einen Jodler das zweitemal eben so wie das erstemal, ja es kommt vor, dass sie einen Jodler, den sie öfter als zweimal wiederholt, jedes Mal anders singt [...]. Als ich ihr das vorhielt, leugnete sie es mit einem spitzbübischen Lächeln, das wohl heißen mochte, so leicht mach ich dir die Sache nicht!“⁴⁴

Lach erkannte zwar im Gesang der von ihm erforschten russischen Soldaten einen besonders ausgeprägten Variationsdrang, der „bewußt es ihnen als Armutzeichen der musikalischen Begabung erscheinen läßt, ein und Dasselbe ein zweites Mal genau so zu sagen, wie es das erste Mal schon geschehen war“⁴⁵, wies aber zugleich auf die seiner Meinung nach „psychologische Kehrseite dieses Momentes“ hin. Er sah darin „nämlich den völligen Mangel an klarer, bestimmter Vorstellung und präziser, scharfer Formulierung des musikalisch Auszusprechenden“, und eben dies war für ihn das Typische und „Wesentliche der europäischen Kunst wie der aller hohen Kulturvölker überhaupt“⁴⁶.

Von dieser Geisteshaltung geprägte Beschreibungen russischer Kriegsgefangener – in Lachs Augen handelt es sich dabei nur um „Menschenmaterial“⁴⁷ – finden sich in der gesamten Publikation, wenn die „zwischen Natur- und den Kulturvölkern Europas stehenden Rassen und Stämme“⁴⁸ und deren Musik charakterisiert werden. So hielt er einige von ihm aufgenommene Lieder als zu einer „längst überwundenen Entwicklungsphase der europäischen Musik“⁴⁹ gehörend und schrieb ihnen „trostlose[r] Langeweile und armseligste[r] Monotonie“⁵⁰ zu. Den bei den Mordwinern vorherrschenden Litaneitypus bezeichnete er als „nahezu geisttötend und ermüdend“⁵¹ und die Lieder des zu den Georgiern zählenden Volksstamms der Imerer waren für ihn nicht nur uninteressant, sondern „zum Teil musikwissenschaftlich fast wertlos“⁵².

Angehörigen der am Kaukasus lebenden iranischsprachigen Volksgruppe der Osseten, die zum überwiegenden Teil dem orthodoxen Christentum angehört, schrieb Lach ein „überaus tiefe[s] Intelligenzniveau“ zu und hielt sie „somit entschieden [für] die unintelligentesten, ja direkt borniertesten und stupidesten Individuen unter sämtlichen von Professor Pöch und mir untersuchten Gefangenen“⁵³. Ihren Gesangsstil bewertete er wie folgt: „Den Vortrag dieser ossetischen ‚Rufe‘ kann man sich nicht roh und primitiv genug denken: johlend, plärend, ja sogar brüllend setzt die erste Stimme ein und mit kreischendem, schneidend scharfem, quiekendem und winselndem Falsett nimmt die zweite Stimme ihr Gegenmotiv auf, während die anderen zwei Stimmen in heulendem oder grunzendem Portamento dazu eine Art harmonischer Unterlage im Stile der Dudelsackquinten oder Falsi bordoni bilden.“⁵⁴

Bestätigt fühlt sich der Musikwissenschaftler durch einen ihm zur Verfügung gestellten Dolmetscher, der angeblich behauptete: „Diese Leute sind so dumm, daß sie nicht einmal wissen, was die von ihnen gesungenen Worte bedeuten!“⁵⁵

Solche die Russen auf übelste Weise diffamierende Meinungen waren damals weit verbreitet und wurden auch von oben geschürt. Verantwortlich dafür war unter anderem der Militärhistoriker und spätere Direktor des Kriegsarchivs (1916–1925) Generalmajor Maximilian Ritter von Hoen (1867–1940), der mit der Leitung des 1914 gegründeten Kriegspressequartiers betraut war. Aufgabe dieser dem Kriegsministerium zugehörigen Abteilung war es, die patriotische Hysterie im Inneren zu steigern und zugleich nach außen hin die Gegner der Mittelmächte zu denunzieren. Waren die Franzosen schon längere Zeit die erklärten „Erbbeinde“⁵⁶ der Deutschen, so galten neben den italienischen „Verrätern“ die Russen damals als die schlimmsten Feinde der Donaumonarchie.

Es gab zwar auch menschenfreundlichere Töne, doch waren diese eindeutig in der Minderzahl. Felix Petyrek war beispielsweise trotz der heftigen offiziellen Propaganda gegen die Russen stets um Objektivität ihnen gegenüber bemüht. Niemals verfiel er in den damals so weit verbreiteten nationalistischen und chauvinistischen Tonfall, wenn es darum ging, andere Völker und deren Volksmusik zu beschreiben: „Wer Russen singen gehört hat, weiß, daß dieses Volk keineswegs so barbarisch und roh ist, als man es namentlich zu Anfang des Krieges gemeiniglich ausgesprochen [sic!] hat. Wer erst eine größere Zahl aus dieser unübersehbaren unerschöpflichen Menge kennen lernt, wer sich mit ihnen beschäftigt, der findet immer Neues und Schönes an ihnen.“⁵⁷

Vermutlich entstand sein positives Verhältnis zu slawischen Völkern und deren Musik, als Petyrek als Wachsoldat in einem Kriegsgefangenenlager für russische Soldaten in St. Andrä in der Nähe von Gleinstätten im südsteirischen Sausal stationiert war. Dort begann er mit dem Sammeln von slawischer wie alpenländischer Volksmusik, wobei er immer auch sehr an den von ihm erforschten Menschen interessiert war. Manch ein russischer Kriegsgefangener wurde erst zugänglich, nachdem der junge Forscher ihm erlaubt hatte, auch sozialistische Lieder vorzusingen⁵⁸. Aufgrund „zu menschenfreundlicher Behandlung russischer Kriegsgefangener“⁵⁹ hatte sich der Wachkommandant Petyrek vor einem Brigadegericht in Wien zu verantworten.

Der Deutsche Wilhelm Schuhmacher, der selbst als Soldat im Großen Krieg gekämpft hatte, führte 1921/1922 an der Universität in Heidelberg eine Studie über *Leben und Seele unseres Soldatenliedes im Weltkrieg* durch, deren Ergebnisse er 1928 veröffentlichte. Er stand den Liedern der Kriegsgegner grundsätzlich sehr kritisch und abwertend gegenüber: Die Engländer hätten „die Welt nur mit ihrem blöden ‚Soldatenlied‘: ‚It is a long way to Tipperary‘ bekannt gemacht“, die Franzosen sängen nur „Schlager und zotige Lieder“. Erstaunlich milde und wohlwollend äußerte auch er sich in diesem Zusammenhang der Volksmusik der Slawen gegenüber: „Die slawischen Völker jedoch, vor allem die Russen, haben durch ihre weichen schwermütigen Mollweisen im Schützengraben die Aufmerksamkeit gegenüberliegender Deutscher erregt [...] und als Kriegsgefangene regelmäßig abends ihre Gebete und andere ernste Lieder gesungen.“⁶⁰

Robert Lach war nicht der einzige Wissenschaftler in der Habsburgermonarchie, der Kriegsgefangene dokumentierte und erforschte. Der Komponist und Volksmusikforscher Zoltán Kodály (1882–1967) interessierte sich in der transleithanischen Reichshälfte gleichfalls für die Kultur gefangener Soldaten. Wie eine im September 1916 ausgestellte Legitimation bestätigte, die ihn zum Betreten derartiger Lager befähigte, zog er Kriegsgefangene in Unterküften im heutigen Ungarn (Zalaegerszeg/Egersee, Sopornyék, Ostffyasszonyfa, Kenyérmezőtábor, Hajmáskér und Csóth bei Pápa), in der heutigen Slowakei (Dunaszerdahely/Dunajská Streda/Niedermarkt, Nagymegyér/Veľký Meder und Somorja/Šamorín/Sommerein) sowie in Frauenkirchen/Boldogasszony im Burgenland für Forschungs- und Dokumentationszwecke heran⁶¹.

Nicht zustande gekommen sein dürfte jedoch jene Sammlung in Ungarn, für die das Ungarische Nationalmuseum bei den „in unseren Gefangenenlagern anzutreffenden verwandten Volksstämmen durch einschlägige Schallplattenaufnahmen ergänzte Folklore-Studien“⁶² hätte durchführen sollen.

Deutsches Kaiserreich

Im Deutschen Kaiserreich reichte Wilhelm Doegen (1877–1967), ein Gymnasiallehrer und Sprachwissenschaftler, im Jahr 1914 beim Kultusministerium seine *Vorschläge zur Errichtung eines Königlich Preussischen Phonetischen Instituts* ein. Dieses sollte im Rahmen eines alle Völker umfassenden Tonarchivs in der Abteilung Musik und Gesang sämtlicher Völker der Erde auch „die Laute aller in deutschen Kriegsgefangenenlagern wei-

lenden Völkerstämme nach methodischen Grundsätzen systematisch auf Lautplatten in Verbindung mit den dazugehörigen Texten“⁶³ aufzeichnen.

Aufgrund dieser Anregung wurde im Oktober 1915 die *Königlich Preußische Phonographische Kommission* gegründet, die unter der Leitung des Psychologen, Philosophen, Akustikers und Musikwissenschaftlers Carl Stumpf (1848–1936) stand; Doegen war deren geschäftsführender Sekretär. In den folgenden Jahren wurden in den deutschen Internierungslagern von Letzterem 1.651 grammophonische Studien (vor allem Sprachdokumente und einige Musikaufnahmen) in 215 verschiedenen Sprachen bzw. Dialekten und weitere 1.022 rein musikalische Aufnahmen vor allem traditioneller Musik auf Wachswalzen vom Musikwissenschaftler Georg Schünemann (1884–1945) nach methodischen Grundsätzen systematisch angefertigt. Dies geschah jedoch im Gegensatz zu Österreich-Ungarn unter strengster Geheimhaltung⁶⁴. Kriegsgefangene aus vielen Teilen der Welt wurden dabei als „*Anschauungs- und Anhörungsmaterial, als Rohstoff und Quelle*“ genutzt, und das nicht nur für die (Volks) Musikforschung: „*Was auf dem Schlachtfeld an lebendem ‚Menschenmaterial‘ gefangen genommen werden konnte, wurde in die Lager verfrachtet und bildete dort ein regelrechtes Arsenal für Studienzwecke.*“⁶⁵

Musikhistorische Zentrale

Die umfangreichste Sammelaktion während des Ersten Weltkriegs war die so genannte *Musikhistorische Zentrale beim k. u. k. Kriegsministerium*, gegründet im Jahre 1917. Sie stand unter der Leitung von Bernhard Paumgartner (1887–1971), der bereits im Juli 1916 mit der Sammlung von Soldatenliedern an der Front beauftragt worden war, um „*dieses in patriotischer, künstlerischer und ethnographischer Hinsicht äusserst wertvolle Material vor Vergessenheit zu bewahren*“⁶⁶. Ein Auszug aus diesem Sammelgut wurde 1917 in vier Soldatenliederheften publiziert.

Die auch für Friedenszeiten bedeutsame Soldatenliedersammlung verfolgte nicht nur das schon erwähnte Ziel, das Liedgut der Soldaten als „*einen reichen Schatz an patriotischen und künstlerischen Werten zu sammeln und zu bewahren*“⁶⁷, sie sollte zugleich „*diesem Berufsstand und seinen heldenhaften Taten ein Denkmal*“⁶⁸ setzen und über die Musik eine übernationale Identität im Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn und ein Gemeinschaftsgefühl innerhalb der kämpfenden Truppen fördern. Schließlich war die Armee eine der wenigen Institutionen, wo sich Angehörige verschiedener Nationen kennen und verstehen lernen konnten. Außerdem erleichterte die straffe militärische Organisation den Zugang zu den Gewährspersonen.

Paumgartner, Sohn der Sängerin Rosa Papier-Paumgartner (1858–1932) und des Juristen, Musikers und Kritikers Hans Paumgartner (1843–1896), hatte Rechtswissenschaften studiert, nebenbei musikwissenschaftliche Vorlesungen besucht und eine profunde musikalische (Klavier, Horn, Komposition, Kontrapunkt, Dirigieren) wie auch musiktheoretische Ausbildung genossen. Seit 1915 befand er sich im Militärverband; im Oktober 1917 wurde der „*temperamentvolle[r], hochbegabte[r] Musiker, mit einem frischen, freudigen und erfreulichen Zug ins Urwüchsige und Volkstümliche*“⁶⁹ zum Direktor des Mozarteums in Salzburg⁷⁰ berufen, die Leitung der *Musikhistorischen Zentrale* lag weiterhin in seinen Händen.



Abb. 5:
Bernhard Paumgartner,
Foto aus dem
Soldatenausweis
(© Bernhard Paumgartner-
Archiv, Institut für
Musikwissenschaft der
Paris-Lodron-Universität
Salzburg)

Die Idee zu einer Soldatenliedersammlung stammt laut eigenen Aussagen von Paumgartner: „Der Grundgedanke dieser umfassenden Aufsammlung stammte von mir. Lange Zeit vorher war ich mit der Sammlung und Wiedergabe von Volksliedern beschäftigt gewesen. Plötzlich kam mir nun der Gedanke, in unserer so vielsprachigen Armee aus dem Chaos des Krieges wenigstens so viel zu gewinnen, daß eine kulturelle Wirkung davon auch in aller Zukunft zu erwarten wäre.“⁷¹ Die Genehmigung dazu erhielt er von allerhöchster Stelle: Franz Graf Conrad von Hötzendorf (1825–1925), der Leiter des Generalstabs, soll ihm auf die Erklärungen seines Vorhabens hin gesagt haben: „Na, so machen's Sie's halt!“⁷²

Geplant war seitens des Kriegsministeriums eine offizielle Zusammenarbeit mit dem beim Ministerium für Kultus und Unterricht angesiedelten *Volksliedunternehmen*, dem Vorläufer des heutigen Volksliedwerks⁷³. Diese kam zwar nicht zustande, wohl aber gab es Kontakte zwischen einzelnen Mitarbeitern.

Josef Pommer (1845–1918), einer der führenden Köpfe des *Volksliedunternehmens*, erwähnte die Soldatenliedersammlung in der von ihm gegründeten Zeitschrift *Das deutsche Volkslied* wie folgt: „Musikhistorische Zentrale ... ein fürchterlicher Name, aber für eine gute Sache! Die Arbeit dieser musikalischen Sammelstelle ist, wie man uns schreibt, eine sehr ergiebige. [...] Die verschiedenen, mit der Sammlung namentlich von Soldatenliedern und von im Krei-

se der Soldaten Gesungenem (was nicht ein und dasselbe ist) betrauten Offiziere und Mannschaften gehen in ganz erstaunlich kluger Weise auf Ansinnen und Wünsche der Leitung ein.“⁷⁴ Außerdem teilte er mit, dass es im *Volksliedunternehmen* eine eigene Soldatenliedersammlung gäbe, an der auch schon gearbeitet würde.

Laut dem Briefwechsel zwischen Bernhard Paumgartner und John Meier, dem Gründer des *Deutschen Volksliedarchivs*, der sich genau über die Absichten und Vorgehensweise der *Musikhistorischen Zentrale* informierte⁷⁵, war auch für das deutsche Heer eine ähnliche Aktion geplant. Diese Sammlung dürfte aber aufgrund des baldigen Kriegsendes nicht mehr durchgeführt worden sein.

Da es sich bei dieser Sammelaktion nach Inhalt und Form um ein „Kultur- und Zeitdokument ersten Ranges“⁷⁶ handelte, begann Paumgartner im Interesse des k. u. k. Kriegsministeriums rasch mit den nötigen (Vor-)Arbeiten. Unterstützt wurde er dabei von mit ihm befreundeten oder bekannten Musikern und Volksliedforschern. Nicht alle seine Mitarbeiter hatten schon vorher mit ähnlichen Tätigkeiten zu tun gehabt, sich also bereits als Liedersammler bewährt. Einige wurden durch Dritte vermittelt, andere wurden vermutlich mit der Absicht von der *Musikhistorischen Zentrale* beschäftigt, sie vor einem (weiteren) Frontdienst zu bewahren.

Zu den direkt angestellten Sammlern gehörten unter anderem der Industrielle und Volksliedforscher Konrad Mautner (1880–1924), der Musikhistoriker und Sänger Heinrich Knöll, der Student der Musikwissenschaften und Komposition Felix Petyrek (1892–1951), der Musikschriftsteller Alfons Török sowie der Volksliedforscher und Lehrer Raimund Zoder⁷⁷ (1882–1963). Etwas später kamen die beiden Kompositionsstudenten Alois Hába⁷⁸ (1893–1973) und Wilhelm Grosz⁷⁹ (1894–1939) hinzu.

Was die jungen Komponisten betrifft, die bei Franz Schreker (1878–1934) studierten, so werden diese allesamt der Moderne zugerechnet; eine Nähe zu Volksmusik und -kultur wird bei ihnen nicht von vornherein vermutet. Ausgehend von seinen Volksliedsammlungen während des Weltkriegs sollte sich vor allem Petyrek Zeit seines Lebens mit Volksmusik beschäftigen, er schuf nicht nur traditionelle Bearbeitungen, sondern zog **überlieferte Musik auch als Grundlage für seine Kompositionen** heran. Außerdem setzte er sich auch theoretisch mit dem Volkslied auseinander und hinterließ einige Schriften und ausführliche Sammelberichte zu dem von ihm gesammelten Liedgut⁸⁰. Zu Beginn der 1950er Jahre hätte der mittlerweile an der damaligen Wiener Musikakademie Lehrende ein *Internationales Volksliedseminar* bzw. ein *Institut für vergleichende Volksliedforschung* aufbauen und leiten sollen, das aber erst 1965 unter Walter Deutsch (*1923) als *Institut für Volksmusikforschung* (heute *Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie*) realisiert wurde.

Zwei steirischen Volksliedforscher, der Lehrer Viktor Zack (1854–1939) und der Volkskundler Viktor von Geramb⁸¹ (1884–1958), erhielten Sammlerlegitimationen, die sie zum Betreten von Kasernen etc. befähigten, ebenso der Musikhistoriker Hugo Robert Fleischmann, der Lehrer und Volkskundler Hans Commenda (1889–1971) sowie der Jurist und Volksliedforscher Georg Kotek⁸² (1889–1977).



Abb. 6: Mitarbeiter der Musikhistorischen Zentrale: 1. Raimund Zoder, 2. Konrad Mautner, 3. Felix Petyrek, 4. Heinrich Knöll, 5. Maximilian Morberger, 6. Alfons Török, 7. Wilhelm Grosz. Aufgenommen von Franz Löwy
(© Volkskultur Niederösterreich – Niederösterreichisches Volksliedarchiv NÖVLA BA 1481)

Zoltan Kodály und Béla Bartók (1881–1945)⁸³, die sich beide schon seit mehr als zehn Jahren mit der Sammlung, Archivierung und Bearbeitung von Volksmusik beschäftigten, wurden mit der Soldatenliedersammlung in der ungarischen Reichshälfte betraut. Paumgartner und Bartók diskutierten in ihrem Briefwechsel viele die Sammlung betreffende Angelegenheiten⁸⁴.

Die *Musikhistorische Zentrale* hatte Kontakt zum *Phonogrammarchiv der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften*⁸⁵ und war über die schon erwähnte, in den Jahren 1914 bis 1916 durch Leo Hajek auf Anregung des Kriegsministeriums durchgeführte Soldatenliedersammlung mittels Phonogramm- und Grammophonplatten informiert.

Alle „*kulturhistorisch interessanten Äußerungen des Soldatengeistes, welche mit den Volksliedern eng verknüpft sind*“,⁸⁶ sollten gesammelt werden, neben Liedern, Militär- und Pfeifermusik sowie Signalen also auch Zeugnisse des Aberglaubens, Soldatensprüche, Bräuche, Scherze, Reime, Rätsel, Briefe und dergleichen mehr. Das Hauptaugenmerk wurde dabei auf die Volksmusik gerichtet, eine *Instruktion zur Sammlung der Soldatenlieder* gab an, was darunter zu verstehen sei. Die dortige Definition des Volksliedes stimmt mit derjenigen Josef Pommers überein, eine nahe Verwandtschaft zum Österreichischen Volksliedunternehmen, etwa *Ideen und An-*

sprüche betreffend, ist unübersehbar: „Jedes Soldatenlied, nicht nur alte, neuere und neueste Soldatenlieder im eigentlichen Sinne, sondern auch jedes Volkslied, das ohne spezifisches Soldatenlied zu sein, in Soldatenkreisen üblich ist, ist in die Sammlung einzubeziehen. Kunstlieder, d.h. solche Lieder, welche von Komponisten in literarischer Ansicht geschaffen sind und durch den Druck Verbreitung gefunden haben, sind nur aus statistischen Gründen namhaft zu machen. [...]

Unter Volkslied im eigentlichen Sinne des Wortes sind solche Lieder verstanden, welche im Volke entstanden sind und bei demselben von Mund zu Mund fortgepflanzt und gesungen werden. Lieder volkstümlichen Charakters, welche von Dichtern und Komponisten in literarischer Absicht kunstmäßig erzeugt wurden und in das Volk eingedrungen sind, sind als volkstümliche Lieder zu betrachten.“⁸⁷

Verschiedene Methoden wurden zur Aufsammlung des Liedguts angewandt: Mitarbeiter der *Musikhistorischen Zentrale* durchsuchten einerseits Archive und Bibliotheken und befragten andererseits Soldaten im Hinterland bei den Ersatztruppen und später auch an der Front. Institutionen wie die Hof-, die Universitäts- und die Stadtbibliothek sowie das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde wurden ebenfalls um ihre Mitarbeit ersucht beziehungsweise sollten sie ihre Unterlagen zur Verfügung stellen⁸⁸. Die meisten Ergebnisse erzielte jedoch eine Fragebogenaktion bei allen Ersatztruppenkörpern. Diese erhielten einen Fragenkatalog samt ausgefülltem Musterfragebogen⁸⁹, der von musikalisch gebildeten Sammlern wie Musikern und Lehrern nach Befragungen vor Ort auszufüllen war. Der Volksmusikforscher Pommer lobte den Fragebogen, weil „das Netz dieser Fragen [...] so engmaschig“ sei, „daß sich in ihm selbst beim schlechtesten Willen und Können des Antwortgebers immer noch wertvoller Stoff verfangen müßte“⁹⁰.

Gesammelt wurde in allen Teilen der Monarchie, was aber nicht immer und überall Begeisterung hervorrief. So wurde etwa am 3. August 1917 in der ungarischen Zeitung *Budapesti Hirlap* ein Artikel veröffentlicht, dessen Autor nichts von einer übernationalen Sammlung hielt und befürchtete, aus Unkenntnis oder Missachtung der ungarischen (Volks-) Kultur gegenüber von der deutschen Reichshälfte übervorteilt zu werden: „Dass das gemeinsame Kriegsministerium [...] auch der ungarischen Soldatenpoesie Schutz und Aufmerksamkeit schenkt, ist sehr schön von ihm. Jedoch können wir schwer die Zweckmäßigkeit einer solchen gemeinsamen Sammlung einsehen, wo doch einerseits in Ungarn die berufensten Gelehrten, Ethnographen, Folkloristen die Werke der Volksdichtkunst seit Beginn sammeln und unsere Soldatenlieder auch methodisch aufarbeiten; andererseits sehen wir in der Organisation einer Zentrale des Kriegsministeriums nicht die Garantie für eine genügende Gründlichkeit und Sachverständnis.“⁹¹ Diese in der gesamten Doppelmonarchie durchgeführte Sammlung wurde als unerwünschte Einmischung in innere, zutiefst nationale und „rein ungarische wissenschaftliche“ Angelegenheiten gesehen und somit die grundlegende Ideen des Unternehmens infrage gestellt.

Die nationalen Unstimmigkeiten in der *Musikhistorischen Zentrale* waren aber relativ gering, denn, wie die *Reichspost* schrieb, „mit dem Blute der Schlachtfelder kittet sich Österreichs Einheit“⁹².

Es galt auch, einige Schwierigkeiten zu überwinden. Manche Truppenteile konnten keine geeigneten Sammler finden oder gaben an, die Sammlung sei negativ verlaufen, weil die Mannschaft inhomogen und

aus Angehörigen verschiedener Nationen zusammengesetzte sei oder häufig gewechselt würde. So hieß es in einem Bericht, dass gemeinsames Singen eine gewisse Vertrautheit und Kameradschaft voraussetzt und dass Gesänge manchmal auch als nationale „Streitgespräche“ verwendet würden: *„Ich melde, daß mir von Seite der Soldaten [...] ganz und gar keine Gelegenheit geboten wurde, Lieder sowie Aussprüche zu sammeln. Es mag sich das aus folgenden Umständen ergeben. Es erfolgt vor allem ein ewiger Wechsel der Mannschaft aus Ers[atz] Körpern, es finden sich kaum zwei, die bessere Kameradschaft schließen, aus deren Folge Lieder und Lustigkeit entstehen. Auch aus der Zusammensetzung der Mannschaft schließe ich auf dieses Nichtäußern ihrer Gefühle: Z. gr. Teile ganz alte, mindertaugliche bosn.-herz. Mannschaft, ganz junge slov. und deutsche [...] Soldaten. Äußerst selten hörte ich singen, meist fing dann die deutsche Mannschaft mit dem bek. ‚Die Vöglein im Walde‘ an, worauf die slov. Mannschaft mit einem bekannten slov. Volksliede sekundierte.“*⁹³ Manchmal war den Soldaten das Singen während der Arbeitszeit auch verboten⁹⁴.

Auch die befragten Soldaten waren nicht immer angetan von der Sammelidee, da sie kaum eine Belohnung für ihre Mithilfe erhielten, aber ihre Freizeit dafür „opfern“ mussten. Hans Commenda schlug vor, sie mit einem Heft der *Österreichischen Soldatenliedern* zu belohnen⁹⁵, Béla Bartók wollte sie mit einem „freien Ausgang des Abends, oder Tabak, oder Brot, oder Geld oder sonst irgend etwas“ entschädigen. Er meinte auch: *„Zu einer physischen Leistung kann man die Soldaten zwingen, doch zum Gesang – nur eine kurze Weile.“*⁹⁶ Mancherorts hatten auch die Vorgesetzten kein Verständnis für die Liedersammlung wie etwa ein Oberstleutnant, der Bartók gegenüber äußerte: *„Ich kann gar nicht begreifen, wie man in solchen Zeiten derartiges fordern kann. Jetzt! Singen!“*⁹⁷

Nicht nur unter Soldaten wurde gesammelt, auch die Zivilbevölkerung wurde durch Presseaufrufe zur Mitarbeit aufgerufen. So schickten Frauen und Männer aus der gesamten Habsburgermonarchie, Zivilisten wie Militärpersonal aller gesellschaftlichen Schichten, Volksliedaufzeichnungen, gedruckte Liedersammlungen, Zeitungsausschnitte, Briefe sowie eigene Dichtungen und Kompositionen an die *Musikhistorische Zentrale*, die besonders die Mitarbeit der „einfachen Bürger“ sehr schätzte und dementsprechend würdigte. Die anfänglichen Erwartungen der Soldatenliedersammlung wurden dabei sowohl hinsichtlich der Fülle des Materials als auch hinsichtlich der regen Beteiligung von Angehörigen aller Nationen bei Weitem übertroffen: *„Über alles Erwarten, war der Wille in den allermeisten Fällen ein ehrlich guter. Tag für Tag lief in der musikhistorischen Zentrale eine Fülle von Soldatenliedern ein. In allen Sprachen der Monarchie.“*⁹⁸

Ebenfalls auf große Anerkennung stießen Einsendungen von Soldaten, die zwar meist nicht *„besonders schön in Form und Ausstattung“* waren, da sie *„oft in Unterständen und Schützengräben unter vielfach widrigen Verhältnissen ausgeführt und [...] auf mühselig zusammengesparten Papierstückchen, Zeitungsschleifen etc. niedergeschrieben“* wurden. Doch zeugten gerade diese Zusendungen vom *„großen Idealismus und vaterländischen Geist unserer Truppen im Felde“*⁹⁹.

Einer größeren Öffentlichkeit präsentierte sich die *Musikhistorische Zentrale* am 12. Jänner 1918 im Rahmen eines Konzerts im großen Wiener Konzerthausaal. Dieses war zweiteilig angelegt: Im „historischen“

ersten Teil erklangen nach einem Prolog unter anderem Landsknechtslieder aus der Zeit Maximilians, Prinz Eugen-Lieder und Militärmärsche aus Maria Theresias Herrschaftsjahren, der „zeitgenössische“ zweite Teil war österreichischen und ungarischen Soldaten(volks)lieder der jüngeren Vergangenheit gewidmet, deren Bearbeitungen zum Großteil von Mitarbeitern der *Musikhistorischen Zentrale* stammten.

Kaiser Karl, der das Protektorat für diese Veranstaltung übernommen hatte, wollte diese ursprünglich besuchen¹⁰⁰. Er selbst kam letztendlich nicht ins Konzerthaus, wohl aber seine Frau Kaiserin Zita mit großem Gefolge¹⁰¹. Laut Presseberichten war dieses Konzert „zu Gunsten der Witwen und Waisen österreich. u. ungar. Soldaten“ auch in finanzieller Hinsicht sehr erfolgreich¹⁰².

Aufwändig gestaltet wurde das Programmheft für dieses Konzert, das neben sämtlichen Liedertexten, einigen Melodien und Illustrationen auch neun Aufsätze enthielt, die bis auf zwei Ausnahmen von Mitarbeitern der Sammelaktion verfasst wurden. Sie dokumentieren die breitgestreuten Interessen der *Musikhistorischen Zentrale* wie auch deren Bemühen, alle Völker gleichberechtigt zu behandeln. So finden sich hier beispielsweise Hans Commendas *Vom Soldatenlied*, Béla Bartóks *Die Melodien der madjarischen Soldatenlieder* und Felix Petyreks *Ueber das Soldaten-Volkslied der Slawen*. Von diesem Geist zeugt auch Konrad Mautner, der – hier mit einem Beitrag *Über Prinz Eugen-Lieder* vertreten – an anderer Stelle einen Aufsatz über den *Volksliederreichtum der Monarchie* publizierte, in dem es hieß: „Jedes aus diesem bunten Gemisch von Völkern ist in seiner Art tüchtig und erhaltenswert, keines der Lieder, die ihr Volkstum abspiegeln, so verschieden sie auch voneinander sein mögen, weniger wertvoll.“¹⁰³

Die Kritik schrieb dieser Publikation eine „über den Abend weit hinausreichende wissenschaftliche und bibliophile Bedeutung“ zu¹⁰⁴. Bei der *Universal Edition* wurde mit demselben Titelblatt auch ein *Soldaten-Liederbuch* mit hundert deutschsprachigen Liedern veröffentlicht, das die vier von Bernhard Paumgartner im Jahr 1917 publizierten Soldatenliederhefte zusammenfasste. Dieses Liederbuch wurde als „Band 1“ einer Publikationsreihe der *Musikhistorischen Zentrale* bezeichnet, weitere Bände wurden allerdings nicht veröffentlicht, wiewohl die von Bartók und Kodály erstellte ungarische Sammlung schon druckfertig bei der *Universal Edition* auflag¹⁰⁵. Das Manuskript wurde 1921 an Kodály retourniert¹⁰⁶; sein derzeitiger Aufenthaltsort ist trotz intensiver Recherchen unbekannt, jedoch konnte die Sammlung anhand eines Inhaltsverzeichnisses und der deutschen Übersetzungen rekonstruiert werden. Sie wurde 2010 unter dem Originaltitel von 1918 *Száz magyar katonadal – Hundert ungarische Soldatenlieder*, versehen mit ausführlichen Kommentaren und vielen Dokumenten, in ungarischer und deutscher Sprache veröffentlicht¹⁰⁷.

Laut einem Brief Paumgartners vom September 1918 war auch die Herausgabe einer Sammlung böhmischer Soldatenlieder geplant, über welche aber nichts Weiteres ausfindig gemacht werden konnte¹⁰⁸.

Die Veranstaltung im Wiener Konzerthaus wurde unterschiedlich aufgenommen. Kritisiert wurden unter anderem die „modernen“ Bearbeitungen, die „aus Volksliedern sezessionistisch-impressionistische Paraphrasen, Phantasien gemacht“ und „die Orchestertechnik Mahlers und Strauß‘, die Klavier-

Abb. 7:
Titelblatt des Programmheftes
zum Historischen Konzert, Wien
1918



technik Regers und Schönbergs gegen die armen Volkslieder losgelassen“ hätten¹⁰⁹. Dass „nicht das Soldatenlied, wie es als Volkslied gesungen wurde und gesungen wird, vorgeführt wurde, sondern durchwegs in kunstmäßigen, es als dem Kunstlied annähernden Bearbeitungen“¹¹⁰, wurde genau so kritisch gesehen wie das Singen der ungarischen Soldatenlieder in deutscher Übersetzung.

Andererseits wurden die „effektvollen“ und „fast modern anmutenden“¹¹¹ (Volks)Liedsätze von Bartók, Grosz, Petyrek und anderen Mitarbeitern der Musikhistorischen Zentrale gelobt. Positiv hervorgehoben wurde auch, dass keine „gedankenlos jublierenden“ oder „ruhmredigen“ Soldatenlieder vorgetragen wurden, was man „im vierten Kriegsjahr nicht leicht ertragen“ hätte. In diesem Zusammenhang beschrieb ein Kritiker auch das Soldatenvolkslied: „Mag es nun deutsch oder ungarisch, polnisch oder böhmisch sein, immer ist dies Lied der wirklich Kämpfenden von der Melancholie des nahen Todes überschattet, immer ist sein bester Herzenston ernst, voll Sehnsucht nach dem Leben und voll Liebe zum Dasein. Auch die Heiterkeit klingt da von einem ernsten Seelengrund auf und auch der frischeste Jugendmut ist ohne bitteren Haß, ohne Feindseligkeit und von feierlichem, fast möchte man sagen, sittlichem Bewußtsein der Gefahr erfüllt. Diese Lieder sind nicht kunstmäßig, nicht auf den Vortrag und

Abb. 8:
Abschied, aus dem
Programmheft zum Historischen
Konzert, Wien 1918



nicht auf die Applauswirkung gestellt; sie sind überhaupt nicht darauf gestellt, daß Einer sie zum „Besten“ gibt, ein anderer sie genießend anhört. Sie sind vielmehr die unbewußte Zwiesprache, die der Soldat nur sich selbst hält. Monologe der Volksseele, in einsamer Stunde, draußen im Feld, fern von der Heimat laut geworden und verhallend. Wenn sie im Konzertsale ertönen, erscheint der laute Beifall beinahe als eine leere Konvention, die zu solcher Naturwüchsigkeit nicht recht passen will. Deshalb erscheint es auch äußerlich, von dem äußeren Erfolg dieses Abends zu sprechen. Seine innere Wirkung war eine ungewöhnlich große.“¹¹²

Soldatenliederkonzerte veranstaltete die *Musikhistorische Zentrale* außer in Wien auch in Budapest¹¹³, Linz, Salzburg¹¹⁴ und Baden¹¹⁵. Laut Programmheft brachte Letzteres im ersten Teil eine Zusammenfassung der Stücke des Wiener Konzerts, im zweiten Teil aber „Alte Tänze und Soldatenvolkslieder aus Niederösterreich“. Es war also weitaus „volkstümlicher“ gehalten als die erste und vermutlich größte Veranstaltung im Konzerthaus. Auch im Rahmen der *Österreichischen Bühne* in Wien wurde vermutlich am 28. Februar 1918¹¹⁶ ein „Soldaten-Volksliederabend“ gegeben, der „durchwegs einfache Volkslieder zur Aufführung brachte und daher ungleich mehr volkskundlichen Wert hatte als die große Veranstaltung“¹¹⁷. Hier wurden nun auch die fremdsprachigen Lieder in der jeweiligen Originalsprache gesungen. Im zweiten Teil dieses Konzertes wurde auf der Bühne eine Wirtsstube nachgebildet; die Sänger trugen die zu den vorgelegten Stücken passenden historischen Kostüme und Trachten aus der Trachtensammlung Konrad Mautners.

Bedauerlicherweise fehlen heute im Österreichischen Staatsarchiv neben den meisten aufgrund von Presseaufrufen eingegangenen Sendungen von Privatpersonen (eigene Dichtungen und Lieder, Texte, Aufzeichnungen ...) alle eingeschickten Fragebögen; laut Akteneingangsbuch



Abb. 9: Soldaten, aus dem Programmheft zum *Historischen Konzert*, Wien 1918

waren das allein bis zum 6. Mai 1918 299 Stück aus allen Teilen der Monarchie.

Die Anzahl der Fragebögen lässt auf einen Sammelbestand von mehreren tausend Titeln schließen, da „täglich [...] 3–4 Fragebögen“¹¹⁸ mit oft „50 und mehr Liedern“¹¹⁹ in der *Musikhistorischen Zentrale* eingingen. Bereits im August 1917, als erst wenige ausgefüllte Fragebögen zurückgesandt waren, wurden über 1.000 Aufzeichnungen gezählt¹²⁰, einen Monat später bereits mehr als 2.200¹²¹. Mautner erwähnte in einem Vortrag „Tausende und Abertausende von Liedern aus den entlegensten Gräben und Winkeln der entferntesten Gebirgen und Steppen der Monarchie“¹²², und ein Paumgartner-Biograf sprach gar von „über 20.000 einzelnen Musikstücken“¹²³.

Was mit den Fragebögen und Soldatenliedern nach Beendigung des Ersten Weltkrieges und dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie passiert ist, kann heute nicht mehr genau festgestellt werden. Im *Kriegsarchiv* des Österreichischen Staatsarchivs, wo die übrigen Dokumente (Akten, Erlässe, Briefe ...) aufbewahrt werden, fehlen nicht nur alle Akten aus dem Jahr 1918, auch der Elench (Akteneingangsbuch) ist nur bis Anfang Mai vorhanden.

Paumgartner meinte, die einzelnen Nachfolgestaaten hätten nach Liquidierung der *Musikhistorischen Zentrale* das entsprechende Sammelgut an sich genommen. Was Ungarn betrifft, so habe er das selbst überprüft, alle anderen Staaten hätten seine diesbezüglichen Fragen nicht beantwortet.

Das deutschsprachige Liedgut sei seiner Meinung nach ins *Volksliedarchiv* der Österreichischen Nationalbibliothek eingegangen. Hier irrte sich Paumgartner aber, denn ein entsprechendes Archiv gibt es in der Nationalbibliothek nicht. Er könnte das Archiv des Österreichischen Volksliedunternehmens gemeint haben, dessen Schriftführer Curt Rötter (1881–1945), Bibliothekar an der Staatsakademie für Musik, im April 1919 „12 Cartons mit handschriftlichem deutschen Liedermaterial der ehemaligen ‚Musikhistorischen Centrale‘ des liquidierenden Kriegsministeriums“ übernahm.

Wie aus einem Brief des Bundesministeriums für Heereswesen vom Juni 1927 hervorgeht, dürfte die Sammlung in den 1920er Jahren zeitwei-

se in der Staatsakademie (heute Universität) für Musik gelagert worden sein: „Anlässlich der Zusammenstellung eines Marschliederbuches für das Bundesheer¹²⁴ wurde festgestellt, dass sich die Liedersammlungen der ‚Musikhistorischen Zentrale‘ des ehem. k. u. k. Kriegsministeriums beim ‚Österr. Volksliedunternehmen‘ in der Musikakademie befinden. Nachdem sowohl das Bundesministerium für Heereswesen als auch das Kriegsarchiv ein grosses Interesse an der Erhaltung und Benützungsmöglichkeit dieser Sammlungen haben, wird das Bundesministerium für Unterricht ersucht, das Volksliedunternehmen zu verpflichten, diese Sammlungen stets geschlossen zu erhalten und dem Bundesministerium für Heereswesen und dem Kriegsarchiv ihre Verwertung für Zwecke des Heeres oder des genannten Archivs jederzeit kostenlos zu gewähren.“¹²⁵

Die „Soldatenlieder-Sammlung der Wiss. Zentrale des k. u. k. Kriegsministerium[s]“ scheint in einem 1939 angefertigten Uebergabs- und Uebernahmeverzeichnis des Ostmärkischen Volksliedunternehmens wieder auf¹²⁶. Zusammen mit anderen Dokumenten des Volksliedunternehmens, die aus Sicherheitsgründen in den Wiener Prater ausgelagert wurden, fiel diese Soldatenliedersammlung laut Raimund Zoder im April des Jahres 1945 einem Brand zum Opfer¹²⁷.

Eine „hochwichtige, unersetzliche Sammlung“¹²⁸ wurden somit zu einem Teil vernichtet bzw. gilt als verschollen. Erhalten geblieben sind im Österreichischen Volksliedarchiv neben den bereits während des Ersten Weltkriegs publizierten Liedern 85 für einen Druck ausgewählte Soldatenlieder¹²⁹ sowie 29 Abschriften von Soldatenliedern aus den Materialien der *Musikhistorischen Zentrale*, die Karl Magnus Klier (1892–1966) vor 1938 anfertigte¹³⁰. Außerdem wird hier ein ausgefüllter Fragebogen aufbewahrt¹³¹; ein weiterer, ausgefüllt von Paul Kósa, Leutnant der Reserve beim k. u. k. Sappeurbataillon Nr. 7 im ungarischen Szeged, befindet sich im Nachlass Felix Petyreks in der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien¹³².

Zu den im Volksliedarchiv erhalten gebliebenen Soldatenliedern, die teilweise noch heute bekannt sind, zählen unter anderem:

- *Am Isonzo sind viele gefallen, am Isonzo sind viele gebliebn* (Isonzo Lied) (Nr. 78)
- *Bei Sedan wohl auf den Höhen* (Die Schlacht bei Sedan) (Nr. 75)
- *Beim siebnundzwanzger Regiment, da san die feschern Leut* (27^{er} Regimentslied) (Nr. 56)
- *Das Regiment, mein Vaterland* (Die Regimentstochter) (Nr. 18)
- *Drunten im Holsteinerwald, hei! da ist es wunderschön* (Der Oberjäger) (Nr. 49)
- *Es stund einmal ein Grenadier auf einem Berg Schildwacht* (Der brave Grenadier) (Nr. 20)
- *General Laudon, Laudon rückt ein* (Nr. 1)
- *Heimat, o Heimat, jetzt muß ich dich verlassen* (Nr. 70)
- *Heut is Montag, heut is Knödeltag* (Nr. 9)
- *Hoch auf und nomal drauf* (Schlögellied) (Nr. 60)
- *Ich liebe einst ein Mädchen, wie 's jeder Jüngling tut* (Nr. 13)
- *Ihr deutschen Brüder, losts nur zua, ich will euch jetzt was sagen* (Napoleons Flucht) (Nr. 2)

Abb. 10:
 Drunten im Holsteinerwald
 (Der Oberjäger)
 © ÖNB, Archiv des
 Österreichischen
 Volksliedwerkes, A 302/49)



- Jetzt reisen wir beim Thor hinaus, adje! (Nr. 25)
- Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat (Nr. 6)
- Und wenn i mein Häuserl verkauf (Nr. 3)
- Unsa Knecht, da Veitl, tat gern a Reiter wern (Nr. 8)
- Was hört man denn Neues vom Kriege (Isonzo-Lied) (Nr. 39)
- Wem geht 's denn nur besser als wie an Soldat (Nr. 27)
- Wir fürchten den Tod und den Teufel nicht (Rainerlied) (Nr. 52)
- Wir Jäger lassen schallen ein froh gewaltig Lied (Kaiserjägerlied) (Nr. 44)
- Wo ist die längst gewünschte Stunde (Die längst gewünschte Stunde) (Nr. 84)

Hans Commenda, einer der eifrigsten Sammler der *Musikhistorischen Zentrale*, legte eine eigene Soldatenliedersammlung an, die in engem Zusammenhang mit eben dieser entstand, aber auch noch nach dem Ersten Weltkrieg fortgesetzt wurde. Sie umfasst 997 Soldatenlieder in acht Untergattungen und befindet sich gegenwärtig im Archiv des Oberösterreichischen Volksliedwerks in Linz¹³³.

Im „Archiv der Regimentsgeschichte“ erhalten geblieben ist das Sammelgut des fast zur Gänze aus Deutschösterreichern bestehenden Landwehrrinfanterieregiments Nr. 1, eines einstigen „Wiener Hausregiments“. Veröffentlicht wurden die bis 1918 rund 60 gesammelten Lieder, ergänzt

um einige jüngere Aufzeichnungen, im Jahre 1924 vom Journalisten August Angenetter (1876–1944) und vom Kunsthistoriker, Volkskundler, Musikschriftsteller und Volksliedforscher Emil Karl Blümml (1881–1925) als *Lieder der Einser-Schützen*¹³⁴. Die beiden Autoren mutmaßten, dass schon damals Sammelgut der *Musikhistorischen Zentrale* verloren gegangen war: „Wohl den Regimentern, die sich in ihren Archiven die Originalaufzeichnungen bewahrten und nur Abschriften an die musikhistorische Zentrale des Kriegsministeriums sandten!“¹³⁵



Abb. 11:
Ein Soldat auf
Schildwache. Zeichnung
von Konrad Mautner, aus:
Alte Lieder fürs Landvolk, Nr.
20, Wien um 1920

- 1 H. Pommer, Ein Volksliederabend in einer Artilleriestellung am Bug. *Das deutsche Volkslied* 17 (1915), 105.
- 2 W. Kruse, Einleitung. In: W. Kruse (Hrsg.), *Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918*. Frankfurt am Main 1997, 7.
- 3 J. Meier, *Das deutsche Soldatenlied im Felde*. Straßburg 1916 (Trübners Bibliothek 4), 1–2.
- 4 G. Adler, Tonkunst und Weltkrieg. *Kriegsalmanach* 1914/15 (1915), 1–2.
- 5 „Das Volkslied in Österreich“ (Steiermark). *Das deutsche Volkslied* 15 (1913), 35.
- 6 A. Ulreich, Der Krieg und das Volkslied. *Neues Wiener Tagblatt* 282 (12.10.1914), 3.
- 7 Festkonzert der Musikhistorischen Zentrale des Kriegsministeriums. *Wiener Zeitung* 11 (13.1.1918), 8.
- 8 Pommer, Volksliederabend (wie Anm. 1), 105.
- 9 Adler, Tonkunst und Weltkrieg, 4.
- 10 Siehe u.a. J. Korngold, Krieg und Musik. Aphoristische Betrachtungen. *Neue Freie Presse* (31.10.1914), 2–4.
- 11 G. Adler, Die österreichische Tonkunst und der Weltkrieg. Separatabdruck aus der *Österreichischen Rundschau* 42/3 (1915), 8 und 1.
- 12 G. Adler, Weltkrieg und Musik. Separatabdruck aus der *Neuen Freien Presse* (2.7.1917), 8.
- 13 R. Specht, Die Musik im Krieg. Wien. *Der Merker* 5/116 (1914), 525.
- 14 A. A. Naaff, Erfreuliches Weiterschreiten. Neue Bestrebungen zur Weiterförderung des deutschen Volks- und Heeresgesanges und die Mithilfe unserer Vereinssängerschaft hierbei. *Deutsche Sängerbundzeitung* 8/13–14 (1916), 100.
- 15 Viktor Zack war auch für die Musikhistorische Zentrale tätig.
- 16 R. Pramberger, *Volkskunde des oberen Mur- und Metnitztales, Mittel- und Oststeiermark, Oberösterreich, Salzburg* 6. St. Lambrecht 1916, 5.
- 17 K. Mautner, *Alte Lieder und Weisen aus dem Steyermärkischen Salzkammergute*. Wien 1919 (Nachdruck Tutzing 1977), XIX.
- 18 Felix Petyrek, Ueber das Soldaten-Volkslied der Slawen. In: *Historisches Konzert am 12. Jänner 1918 im großen Saale des Wiener Konzerthauses veranstaltet von der Musikhistorischen Zentrale des k. u. k. Kriegsministeriums zu Gunsten der Witwen und Waisen österreich. u. ungar. Soldaten*, Wien [1918], 44–45.
- 19 R. Lach, Musik des Weltkrieges. *Signale für die Musikalische Welt* 42 (1915), 553.
- 20 *Songs and Sonnets for England in War Time. Being a collection of lyrics by various authors inspired by the Great War*. London 1914 (510326-B).
- 21 A. Sauvrezis, *Chants de soldats (1525–1915). Chansons populaires. Chants militaires. Hymnes nationales. Sonneries*. Paris 1915 (510550-A.72).
- 22 R. Caddeo, *Inni di Guerra e Canti patriottici del Popolo Italiano*. Milano 2 1915 (519894-A).
- 23 Diese Lieder finden sich heute in der Österreichischen Nationalbibliothek unter Mus. Hs.3301–3321, Mus.Hs.37446–37544, MS21876–21910, MS85001–86185 und diversen anderen Signaturen.
- 24 Siehe etwa *Deutsche Kriegeslieder entstanden bei Ausbruch und während des Weltkrieges 1914*. 3 Hefte, Chemnitz 1914.
- 25 Lach, Musik des Weltkrieges (wie Anm. 19), 553–554.
- 26 Lach, Musik des Weltkrieges, 556.
- 27 Die historischen Volksliedaufnahmen des Phonogrammarchivs wurden, kommentiert von Helga Thiel und Walter Deutsch, vor einigen Jahren publiziert: G. Lechleitner (Red.), *Österreichische Volksmusik (1902–1939)*. Wien 2004 (*Tondokumente aus dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Gesamtausgabe der Historischen Bestände 1899–1950, Serie 8, OEAW PHA CD 22*).
- 28 L. Hajek, Bericht über die Ergebnisse der auf Anregung des k. u. k. Kriegsministeriums durchgeführten Sammlung von Soldatenliedern aus dem Kriege 1914–1916. Wien 1916 (Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, 42. Mitteilung der Phonogramm-Archiv-Kommission).
- 29 Hajek, Bericht, 1.
- 30 Österreichisches Staatsarchiv (OeSta), Allgemeines Verwaltungsarchiv (AVA), F 2915, zitiert nach: G. Lechleitner, Zu den Soldatenliedern. In: G. Lechleitner (Red.), *Beiheft zur CD Soldatenlieder der k. u. k. Armee*. Wien 2000 (*Tondokumente aus dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Gesamtausgabe der Historischen Bestände 1899–1950, Serie 4, OEAW PHA CD 11*), 20.
- 31 Phonogrammarchiv, Abt. 6, Nr. 5.160.
- 32 Phonogrammarchiv, Abt. 6, Nr. 5.160.

- 33 Dieses Material wurde im Jahr 2000 bearbeitet und veröffentlicht, siehe D. Schüller (Hrsg.), *Soldatenlieder der k. u. k. Armee*. Wien 2000 (Tondokument aus dem Phonogrammarchiv der österreichischen Akademie der Wissenschaften – Gesamtausgabe der historischen Bestände 1899–1950 11).
- 34 G. Köhler, *Die Kriegsgefangenen-, Internierten- u. Militärlager in Österreich-Ungarn 1914–1918 und ihre Feldposteinrichtungen*. Graz, Linz 1991 (Feldpost-Handbuch 60), 7.
- 35 R. Pöch, *Phonographische Aufnahmen in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern*. Wien 1916 (Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse III/124–125 = Mitteilung der Phonogrammarchiv-Kommission 41), 21.
- 36 R. Lach, *Gesänge russischer Kriegsgefangener 1: Finnisch-ugrische Völker, 2. Abteilung: Mordwinische Gesänge*. Wien, Leipzig 1933 (Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse 205/2 = Mitteilung der Phonogrammarchiv-Kommission 66), 13.
- 37 Siehe B. Lange, *Playback. Wiederholung und Wiederholbarkeit in der frühen vergleichenden Musikwissenschaft*. Berlin 2006 (Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Preprint 321), 38–43.
- 38 R. Lach, *Vorläufiger Bericht über die im Auftrag der kais. Akademie der Wissenschaften erfolgte Aufnahme der Gesänge russischer Kriegsgefangener im August und September 1916*. Wien 1917 (Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse 183/4 = Mitteilung der Phonogramm-Archiv-Kommission 46), 3–4.
- 39 Veraltete Bezeichnung für Russen und Ukrainer.
- 40 Pöch, *Phonographische Aufnahmen* (wie Anm. 35), 21–23.
- 41 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 5.
- 42 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 10–11.
- 43 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 12–13.
- 44 Steirisches Volksliedarchiv, Mappe 323/8.
- 45 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 16.
- 46 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 17.
- 47 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 5.
- 48 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 16.
- 49 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 27.
- 50 Lach, *Vorläufiger Bericht*, 23.
- 51 R. Lach, *Gesänge russischer Kriegsgefangener 1/2*, 10.
- 52 R. Lach, *Gesänge russischer Kriegsgefangener 3: Kaukasusvölker, 1. Abteilung: Georgische Gesänge*. Wien, Leipzig 1928 (Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse 204/4 = Mitteilung der Phonogrammarchiv-Kommission 55), 17.
- 53 R. Lach, *Gesänge russischer Kriegsgefangener 3: Kaukasusvölker, 2. Abteilung: Mingrelische, abchasische, svanische und ossetische Gesänge*. Wien, Leipzig 1930 (Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse 205/1 = Mitteilung der Phonogrammarchiv-Kommission 65), 7.
- 54 Lach, *Gesänge russischer Kriegsgefangener 3/2*, 14.
- 55 Lach, *Gesänge russischer Kriegsgefangener 1/2*, 10.
- 56 Das wird beispielsweise im 1870 entstandenen Lied „Unser Erbfeind zwingt uns wieder zum Krieg“ von Heinrich Bohnstedt thematisiert, siehe E. Wachsmann, *Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870*. Berlin [1870], 60.
- 57 F. Petyrek, *Volkslieder und -spiele der Russen* (Verbesserter Durchschlag). Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (AGMfW), Nachlass Felix Petyrek, Karton XI, o. S.
- 58 F. Petyrek, *Zum Volksliederabend im Südfunk*. AGMfW, Nachlass Petyrek, Karton XXXI, o. S.
- 59 F. Petyrek, *Brief an die Sowjetische Militäradministration* [nach 1945]. AGMfW, Nachlass Petyrek, Karton XXVIII, o. S.
- 60 W. Schuhmacher, *Leben und Seele unseres Soldatenliedes im Weltkrieg*. Frankfurt am Main 1928 (*Deutsche Forschungen* 20), 8.
- 61 Kodály Zoltán-Archivum, Budapest, Volksmusikalischer Nachlass, „Volkslied-Anmerkungen“ N-28.228, zitiert nach O. Szalay (Hrsg.), *Száz magyar katonadal. Bartók Béla és Kodály Zoltán kiadatlan gyűjteménye, 1918. Dokumentumok és történeti háttér / Hundert ungarische Soldatenlieder. Béla Bartóks und Zoltán Kodálys unveröffentlichte Auswahl, 1918. Dokumente und historischer Hintergrund*. Unter Mitarbeit von E. M. Hois, Budapest 2010, 447.
- 62 Zitiert nach Szalay (Hrsg.), *Száz magyar katonadal*, 447.
- 63 Zitiert nach B. Lange, *Ein Archiv von Stimmen. Kriegsgefangene unter ethnografischer Beobachtung*. Berlin 2006 (Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Preprint 321), 4.
- 64 Lange, *Archiv von Stimmen*, 6–7.
- 65 Lange, *Archiv von Stimmen*, 12–13.
- 66 OeStA, Kriegsarchiv (KA) – K. u. k. Ministerium für Landesverteidigung (K.k.M.f.LV)

- Mil 1916 27, Abt. II, Nr. 6706
präs., 21.12.1916.
- 67 KA – K.k.M.f.LV. Mil 1917
27, Abt. IIIu, Nr. 37, 26.1.1917.
- 68 KA – K.k.M.f.LV Mil 1916
27 Abt. II, Nr. 6706.
- 69 I. B., Soldatenlieder.
Fremden-Blatt mit militärischer
Beilage, *Morgen-Ausgabe* 72/13
(13.1.1918), 1.
- 70 Paumgartner bekleidete
diese Stelle bis 1938 und von
1945 bis 1959. Er war an der
Gründung der Salzburger
Festspiele beteiligt und von
1960 bis zu seinem Tod der
Präsident des Direktoriums.
- 71 B. Paumgartner,
Erinnerungen. Salzburg 1969, 72.
- 72 Paumgartner, *Erinnerungen*,
72.
- 73 KA – K.k.M.f.LV. Mil 1917
27, Abt. IIIu, Nr. 37, 26.1.1917.
- 74 J. Pommer, Musik-
historische Zentrale des k. k.
Kriegsministeriums. *Das deutsche
Volkslied* 20 (1918), 33.
- 75 KA – Musikhistorische
Zentrale (MHZ), Karton 99, Nr.
127, 153, 308 und nicht numme-
riert (2).
- 76 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
126.
- 77 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
107.
- 78 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
385.
- 79 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
355 und 372.
- 80 E. M. Hois, „... denn in der
Tat greift die Moderne in die
Vergangenheit“ Felix Petyrek
– ein Komponist zwischen
Tradition und Fortschritt. In: A.
Senarclens de Grancy, H. Uhl
(Hrsg.), *Moderne als Konstruktion.
Debatten, Diskurse, Positionen um*
1900. Wien 2001 (*Studien zur
Modern* 14), 239–262.
- 81 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
61.
- 82 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
376.
- 83 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
206 und 411.
- 84 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
110, 206, 326, 345, 407, 436 und
488; aus dem verschollenen
Material von 1918 Nr. 1, 24, 115,
136, 137 und 141.
- 85 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
258.
- 86 B. Paumgartner, Das
Soldatenvolkslied und seine
Aufsammlung in der Musik-
historischen Zentrale des k.
u. k. Kriegsministeriums. In:
*Historisches Konzert am 12. Jänner
1918 im großen Saale des Wiener
Konzerthauses veranstaltet von der
Musikhistorischen Zentrale des k. u.
k. Kriegsministeriums zu Gunsten
der Witwen und Waisen österreich.
u. ungar. Soldaten*, Wien [1918],
29.
- 87 KA – K.k.M.f.LV Mil 1916
27, Abt. II, Nr. 6706, präs.
21.12.1916.
- 88 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
28.
- 89 Ein Exemplar hat
sich in der Sammlung
Kotek im Österreichischen
Volksliedarchiv (ÖVLA) erhalten.
- 90 Pommer, Musikhistorische
Zentrale (wie Anm. 74), 33.
- 91 KA – MHZ, Karton 99,
Nr. 286 (Budapesti Hirlap vom
3.8.1917).
- 92 Zitiert nach H. Magen-
schab, *Der Krieg der Großväter
1914–1918. Die Vergessenen einer
großen Armee*. Wien 1988, 110.
- 93 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
284.
- 94 Siehe etwa KA – MHZ,
Karton 99, Nr. 170, 246, 253 und
398.
- 95 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
479.
- 96 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
206.
- 97 Brief von Bartók an
Paumgartner vom 4.8.1917, KA
– MHZ, Karton 99, Nr. 206.
- 98 K. Mautner, Der
Volksliederreichtum der
Monarchie. Sonderdruck aus
der *Zeitschrift für österreichische
Volkskunde* 24/4 (1918), 5.
- 99 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
126.
- 100 KA – MHZ, Karton 99, Nr.
373.
- 101 Historisches Konzert,
veranstaltet von der musikhis-
torischen Zentrale des k. u. k.
Kriegsministeriums. *Neue Freie
Presse* 19.179 (13.1.1918), 12.
- 102 J. Pommer, Soldatenlieder-
Aufführung. *Das deutsche Volkslied*
20 (1918), 58.
- 103 Mautner, Volkslieder-
reichtum (wie Anm. 98), 1.
- 104 *Neue Freie Presse* 19.178
(12.1.1918), 10.
- 105 Bartók Béla-Archivum,
Budapest, UE 1918.07.24.
- 106 Wienbibliothek (WB),
Briefe von Kodály, Nr. 20 und
21.
- 107 Szalay, *Száz magyar katona-
dal* (wie Anm. 61).
- 108 WB, Brief von
Paumgartner vom 28.09.1918,
Nr. 28.
- 109 Pommer, Soldatenlieder-
Aufführung, 59.
- 110 Historisches Konzert (wie
Anm. 101), 12.

111 Historisches Konzert, 12.

112 B., Soldatenlieder, 2.

113 KA – MHZ, Karton 99, verschollenes Material von 1918, Nr. 141, 152, 168 und 169. Alle Akten datieren aus dem April 1918, ein genauer Konzerttermin konnte noch nicht eruiert werden.

114 KA – MHZ, Karton 99, verschollenes Material von 1918, Nr. 156, 171, 175 und 298. Alle Akten datieren aus April und Mai 1918; auch für diese Städte konnten genaue Konzerttermine noch nicht eruiert werden.

115 Soldatenlieder-Konzert vom Donnerstag, den 29. August 1918 im Stadttheater Baden: Soldatenvolkslieder und historische Musik in der k. u. k. Armee. ÖVLA, Sammlung Kotek. Dieses Konzert wird in den Unterlagen des Kriegsarchivs nicht erwähnt, allerdings fehlen hier alle Akten ab Mai 1918.

116 Petyrek notierte in seinem Tagebuch: „28. Feber: Soldatenlieder Abend in der Ö.B.“. AGMfW, Nachlass Petyrek, Karton XXXVI.

117 Soldaten-Volkslieder-Aufführung in der „Österreichischen Bühne“. *Das deutsche Volkslied* 20 (1918), 107.

118 KA, Zentralstelle Kriegsministerium (ZSt KM) Intern 99, Nr. 358.

119 Paumgartner, Das Soldatenvolkslied (wie Anm. 86), 30.

120 KA, ZSt KM Intern 99, Nr. 163.

121 ÖVLA, A 302, Mappe 7, Rohkonzept AOK.

122 Zitiert nach G. Haid, „... mit Grazie und nicht ohne Humor“. Konrad Mautner als Volksliedforscher und Volkskundler. In: N.

Schönfellinger (Hrsg.), „*Conrad Mautner, großes Talent.*“ *Ein Wiener Volkskundler aus dem Ausseeerland.* Grundlsee 1999 (*Grundlseer Schriften* 3), 83.

123 R. Wagner, Bernhard Paumgartners 50jährige Tätigkeit am „Mozarteum“. *Österreichische Musikzeitschrift* 22 (1967), 478.

124 *Marschliederbuch für das Österreichische Bundesheer*, hrsg. v. Bundesministerium für Heereswesen. Wien, Leipzig 1927.

125 AVA, Unterricht und Kultus, Faszikel 3258/15, Musikwesen in genere, 1920–1930, Zl. 16.451, 8.6.1927.

126 Uebergabs- und Uebernahmungsverzeichnis des Ostmärkischen Volksliedunternehmens, ÖVLA, Dokumentenmappe Dok 16 (1938–1945), 2–3.

127 [R. Zoder,] Arbeitsausschuß für Wien und Niederösterreich. *Volkslied – Volkstanz – Volksmusik* 48 (1947), 78.

128 Wagner, Tätigkeit (wie Anm. 123), 478.

129 Diese Lieder wurden publiziert in E. M. Hois, *Die Musikhistorische Zentrale – ein Kultur und Zeitdokument ersten Ranges. Die Soldatenliedersammlung beim k. u. k. Kriegsministerium im Ersten Weltkrieg. Geschichte – Dokumente – Lieder.* Wien 2012 (*Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums* 17), 225–383.

130 ÖVLA, Sammlung Georg Kotek, A 298, Mappe 3.

131 ÖVLA, Sammlung Georg Kotek, A 296–A 302, Mappe 1–7.

132 AGMfW, Nachlass Petyrek, Mappe Volksliedersammlung / Berichte und Aufzeichnungen.

133 Oberösterreichisches Volksliedwerk, Sammlung Commenda, VI/11/a–h.

134 A. Angenetter und E. K. Blümmel, *Lieder der Einser-Schützen.* Wien 1924 (*Deutschösterreichische Bücherei* 3).

135 Angenetter und Blümmel, *Lieder der Einser-Schützen*, 6, Anm. 1.



ISBN 978-2-503-52977-6

Margaret GOEHRING
Space, Place and Ornament: the Function of Landscape in Medieval Manuscript Illumination

Turnhout: Brepols 2013
214 Seiten, 85 s/w-Abb., 16 Farbabb.
<http://www.brepols.net>

This book proposes a new methodological framework for the study of medieval landscape imagery by analyzing the functions of landscape within Northern European manuscript illumination. It explores landscape imagery within a broad range of specific manuscript contexts, taking into account the ideological and the economic milieus in which they were produced. This study looks at how landscape functions as rhetorical device, ornament, didactic tool (Space) and political tool (Place).

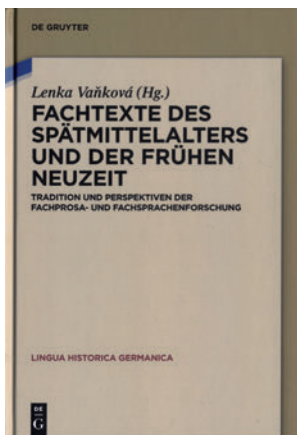


ISBN 978-3-447-10018-2

Achim AURENHAMMER, Rainer STILLERS (Hrsg.)
Giovanni Boccaccio in Europa
Studien zu seiner Rezeption in Spätmittelalter und Früher Neuzeit

Wiesbaden: Harrassowitz 2014
416 Seiten, 46 Abb.
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

Die Beiträge widmen sich dem doppelten Wirkungsaspekt Boccaccios – als Erzähler und als Humanist. Dabei kommt neben der „Ausstrahlung“ des Autors auf die italienische und andere europäische Literaturen (v.a. die deutsche, französische, spanische und englische) auch seine Wirkung auf die bildenden Künste und die Musik zur Sprache. Die interdisziplinäre Ausrichtung bezieht auch Werke und Wirkungsaspekte Boccaccios ein, die in der Rezeptionsforschung bisher vernachlässigt wurden.



ISBN 978-3-11-035328-0

Lenka VAŇKOVÁ (Hrsg.)
Fachtexte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit
Tradition und Perspektiven der Fachprosa- und Fachsprachenforschung

Berlin: De Gruyter 2014
243 Seiten
<http://www.degruyter.com/>

Die einzelnen Kapitel des Buches bieten einen Einblick in die Methoden der Fachprosa- und Fachsprachenforschung – der zwei grundsätzlichen Ansätze bei der wissenschaftlichen Betrachtung historischer Fachtexte. Die Quellentexte werden hier nicht nur aus mediävistisch-philologischer und wissenschaftshistorischer Perspektive beleuchtet, sondern auch aus Sicht der historischen Pragmatik als einer relativ jungen Forschungsrichtung.



ISBN 978-3-447-06902-1

Ulrike PETER, Bernhard WEISSER
TRANSLATIO NUMMORUM. Römische Kaiser in der Renaissance.
Akten des internationalen Symposiums Berlin 16.–18. November 2011

Wiesbaden: Harrassowitz 2014
360 Seiten, 366 Abb., 8 Tabellen
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

Im Tagungsband werden die ikonische und heuristische Valenz der Münzen für die Aneignung der antiken Zivilisationsgeschichte und Kultur sowie Fragen der Abbildung, Applikation, Transformation und Kontextualisierung von Münzen und Münzbildern erörtert, wobei numismatische und kunsthistorische Forschungsansätze unter vergleichenden Gesichtspunkten verknüpft werden..



ISBN 978-3-447-06997-7

Volker BAUER
Wurzel, Stamm, Krone: Fürstliche Genealogie in frühneuzeitlichen Druckwerken

Wiesbaden: Harrassowitz 2014
287 Seiten, 115 Abb.
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

Der Katalog zur Ausstellung „Wurzel, Stamm, Krone: Fürstliche Genealogie in frühneuzeitlichen Druckwerken“ dokumentiert nicht nur die intellektuelle Differenziertheit und das darstellerische Raffinement der über 50 Exponate, sondern auch den ästhetischen Reiz, den die Verbindung von Informationsvermittlung und Bildlichkeit ausstrahlt. Zwecke und Anlässe, denen sich die genealogischen Schriften verdanken, geben Aufschluss sowohl über die Rechtfertigung fürstlicher Herrschaft wie auch über die spätere diesbezügliche Kritik.



ISBN 978-3-447-10065-6

Franz FUCHS (Hrsg.)
Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance und Humanismusforschung
Pirckheimer Jahrbuch 27 (2013)
Humanismus in Ingolstadt

Wiesbaden: Harrassowitz 2013
152 Seiten, 8 Abb., 1 Tabelle
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

Akten des gemeinsam mit dem Stadtarchiv und dem Stadtmuseum Ingolstadt sowie dem Historischen Verein Ingolstadt e.V. am 11./12. November 2011 veranstalteten Symposiums in Ingolstadt mit Beiträgen von Maximilian Schuh, Maarten J. F. M. Hoenen, Antonia Landois, Claudia Wiener, Wilhelm Kühlmann und Dieter Wuttke.

*Fotografien des Ersten Weltkriegs im Bildarchiv der
Österreichischen Nationalbibliothek*



Abb. 1: Ein Kriegsphotograf
(© ÖNB, Bildarchiv, WK1/ALB027/07306)

Der Erste Weltkrieg hat Spuren hinterlassen; sei es auf den ehemaligen Schlachtfeldern, in Schriften, Bildern oder Film- und Tondokumenten. Diese werden derzeit in vielfältiger Weise aufgearbeitet und in Ausstellungen, Publikationen und Veranstaltungen zugänglich gemacht¹. Die Vielzahl der Dokumente ist überwältigend². Dem Interessierten ist es dadurch möglich, zahlreiche dieser Spuren zurückzuverfolgen, die oftmals verborgen in den Speichern der Archive und Museen lagen. Auch das Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek besitzt eine umfangreiche Sammlung zum Ersten Weltkrieg. Die k.k. Hofbibliothek, die Vorgängerin der Nationalbibliothek, sammelte unmittelbar nach Kriegsbeginn bereits verschiedene Zeugnisse des Krieges: Plakate, Flugblätter, Postkarten, Extraausgaben, Kinderzeichnungen und Schulaufsätze, Vivabänder, Brief- und Verschlussmarken. Zudem verfügt das Bildarchiv mit den Alben des Kriegspressequartiers, der k. u. k. Propagandaabteilung, über einen einzigartigen Bestand an Fotografien aus dem Ersten Weltkrieg (hundertneun Bände plus neun Annexbände), der im Rahmen des

Projekts *Europeana Collections 1914–1918* vollständig digitalisiert wurde³. Diese sind, thematisch und chronologisch geordnet, über die Website des Bildarchivs zugänglich. Diese Fotosammlung wird durch die Aufnahmen des Fliegerfotografen Franz Pachleitner ergänzt, die ebenso digital abrufbar sind⁴. Der Bestand des Bildarchivs bietet damit vielfältiges Quellenmaterial für detaillierte Einblicke in das Leben zur Zeit des Ersten Weltkriegs.

Vor allem durch den immer weiter voranschreitenden Digitalisierungsprozess und den Zugriff via Internet sind solche Quellen nun schnell und leicht verfügbar. Damit einhergehend eröffnen die heutigen technischen Möglichkeiten auch neue Horizonte der Be- und Aufarbeitung. Man könnte sogar sagen, durch die Digitalisierung manifestiert sich eine grundlegende „Verschmelzung der Horizonte“ von Geschichte und Gegenwart, indem die historischen Artefakte eine technische Transformation bzw. Anreicherung erfahren, durch die sie in die heute vorherrschenden medialen Strukturen eingebettet werden.

Unter diesen Vorzeichen steht auch die visuelle Überlieferung des Ersten Weltkriegs. Da sich die Fotografie im Ersten Weltkrieg zu einem prägenden visuellen Medium entwickelte, befindet man sich heute in der Situation, dass einem mithilfe dieses Mediums unzählige „Fenster zur Geschichte“ offen stehen, durch die die unterschiedlichen Facetten des Lebens im Krieg sichtbar werden. Obwohl auf den ersten Blick die Fotografie vielleicht als „*der Königsweg zur Wirklichkeit des I. Weltkriegs*“⁵ erscheinen mag, der ein realistisches Bild des industrialisierten Krieges vermittelt, muss konstatiert werden, dass dieses Bild in mancher Hinsicht unrealistischer ist, als zu erhoffen gewesen wäre. Die heute dominante visuelle Präsenz des Krieges in Fotografien ist nämlich trügerisch, da insbesondere das massenhafte Sterben in den Schützengraben und auf den Schlachtfeldern großenteils im Dunkeln bleibt. Um dennoch den besonderen Wert der Kriegsfotografien herauszustellen, muss man die Bedingungen und Möglichkeiten, aber eben auch die Problembehaftung der bildhaften Überlieferung zur Sprache bringen.

Dies heißt auch, dass die Mechanismen und Praktiken der Bildproduktion in den Fokus gerückt werden müssen, um Zusammenhänge der medialen Tradierung zu verstehen. Dazu ist es notwendig, die institutionellen und materiellen Rahmen(bedingungen) der Bilder und die Rolle der produzierenden und archivierenden Institution(en) stets mitzubedenken. Denn letztendlich wird eine historische Abbildung erst durch eine solche Rahmung zu einem Bilddokument, das einen historiographischen Mehrwert besitzt⁶. Damit einhergehend tauchen allerdings auch Fragen bezüglich des Status der Dokumente und deren Aufbewahrung insgesamt auf, denn die „*digitale Codierung und die Entmaterialisierung aller Information zwingt alle Gedächtnisorganisationen, Bibliotheken, Museen und Archive, in ihren Aufbewahrungsstrategien ihre Objekte sehr genau hinsichtlich ihrer Materialität und ihrer Entstehungskontexte zu differenzieren. Ohne eine intellektuelle oder auch automatisierte Erfassung von Kontexten, die ein Objekt definieren, und ohne deren Speicherung als integrale Bestandteile der Information, verlieren die Quellen ihre Aussagekraft.*“⁷ Es besteht also die Gefahr, dass sich ohne einen informationellen Rahmen, der das Bild kontextualisiert, die Fenster zur Geschichte gar nicht öffnen lassen. Man wäre dann gewissermaßen sehend blind.



Abb. 2: Kriegsphotografen des Militärgeographischen Institutes
(© ÖNB, Bildarchiv, WK1/ALB029/07923)

Der Krieg, „wie er war“?

Ein wesentliches Merkmal in Bezug auf die visuelle Tradierung des Ersten Weltkriegs ist, dass Fotografien neben anderen Bilddokumenten wie z.B. Plakaten, Gemälden und Zeichnungen zu dem spezifischen Medium avancierten, das die optische Wahrnehmung dieses Kriegs auf neue Weise prägte⁸. Ohne aber leichtfertig einer impliziten Parallelität zwischen mechanisiertem Krieg und mechanisierter Bildproduktion das Wort zu reden, lässt sich dennoch eine solche Korrespondenz nicht von der Hand weisen. *„Dem neuen Charakter des Krieges entsprach eine neue Qualität der visuellen Darstellung [...], die für die bildliche Überlieferung des Ersten Weltkrieges von entscheidender Bedeutung werden sollte. Hierzu zählte die Erfindung der Filmkamera, der Durchbruch der Amateurfotografie infolge der Entwicklung stativloser Platten- bzw. kleiner Handbalkenkameras wie der Goerz-Anschütz-Plattenkamera oder der Vest Pocket-Kamera von Kodak sowie schließlich die drucktechnische Möglichkeit, Fotos in großen Auflagen zu reproduzieren.“*⁹

Es muss allerdings vor Augen behalten werden, dass die Fotografie nicht von Beginn des Krieges an den Stellenwert im „Krieg der Bilder“



Abb. 3: Trient. Treibhaus
(© ÖNB, Bildarchiv, WK1/ALB011/03037)

innehatte, den man gemäß der oben diagnostizierten neuen technischen Konstellation erwarten könnte. Im Gegenteil, die Fotografie wurde – zwar je nach Kriegspartei in unterschiedlichem Maße – erst nach und nach zu einem zentralen Medium der Kriegsberichterstattung sowie Propaganda und speiste damit zunächst nur zögerlich das Reservoir der Ikonographie des Ersten Weltkriegs¹⁰. Durch die stete Steigerung des visuellen Einflusses dieser neu zur Geltung kommenden Technik ist die Auseinandersetzung mit ihr und ihren Produkten für die historische Analyse aber von ganz eigenständiger Bedeutung und mit Blick auf ihren dokumentarischen Wert besonders interessant. Vor allem das vordergründige Versprechen der erhaltenen Ablichtungen, wonach diese einen unmittelbaren und daher realistische(re)n Blick auf eine konkrete Vergangenheit ermöglichten, muss hinterfragt werden. Denn die Ansicht, Fotografien seien gewissermaßen medial bedingt auf eine neutrale Wiedergabe der Wirklichkeit verpflichtet, ist ohne Zweifel eine gänzlich unkritische und letztendlich auch unhaltbare. Sie entspricht aber einer damals verbreiteten Meinung, denn viele Fotografen waren „zunächst noch ganz von der Dokumentationsfunktion der Fotografie überzeugt [...]. Man wollte den Krieg so abbilden, wie er war, und den Daheimgebliebenen auf diese Weise vom großen Völkerringen künden.“¹¹

Eben dieses „wie er war“ scheint durch das Objektiv der Kamera und den mechanisierten Blick durch die Linse gesichert und unmittelbarer

als eine schriftliche Schilderung in einem Brief, auf einer Feldpostkarte oder in einer gegebenenfalls ästhetischeren Zeichnung¹². Dementsprechend verwundert es auch nicht, dass die Fotografie anfänglich von Seiten des Militärs vor allem zu Vermessungszwecken und zur Aufklärung Verwendung fand¹³. In dieser Hinsicht kann zwar zugestanden werden, dass Aufklärungsfotografien oder solche für das militärische Vermessungswesen ihren „dokumentarisch-messenden“ Zweck erfüllten, aber man muss sich in weiterer Perspektive ebenso darüber im Klaren sein, dass die Dokumentation der Kriegswirklichkeit in den erhaltenen Fotografien einen Anspruch auf Authentizität nur durch eine fundierte historische Kontextualisierung erfüllen kann.

Grenzen der Wirklichkeitsabbildung

Hierbei spielen unterschiedliche Faktoren eine Rolle. Von größter Bedeutung ist aber zweifelsfrei die Zensur, die maßgeblich dazu beitrug, das Bild des Krieges in von den Autoritäten gewünschte Bahnen zu lenken. Vor allem durch das Militär wurde nämlich „nicht nur der propagandistische Nutzen der Fotografie wahrgenommen, sondern auch die Gefahr erkannt, die unkontrolliertes Fotografieren mit sich bringen konnte.“¹⁴ Die Gefahr bestand zum einen darin, dass sensible Aufnahmen in den Besitz feindlicher Mächte gelangten, die dadurch gegebenenfalls kriegsrelevante Erkenntnisse



Abb. 4: Beförderung der Fernkamera (F = 3m)
(© ÖNB, Bildarchiv, WK1/ALB039/10947)



Abb. 5: Ein Teil der Verteidigungsanlage am Trichter, besetzt von den 14. Dragonern, 80 Schritte vom Feinde entfernt, Kreuzhöhe Kote 363 südlich Gebrow, aufgenommen am 3. Juni 1916
(© ÖNB, Bildarchiv, WK1/ALB056/15495)

hätten gewinnen können. Zum anderen wollte man aber auch die Informationen kontrollieren, die an die eigene Bevölkerung gerichtet waren, um ein Bild des Krieges und des Kriegsverlaufs zu präsentieren, das möglichst wenig Kritik hervorrufen bzw. positive Resonanz erzeugen sollte¹⁵.

Neben der institutionalisierten, direkten Zensur durch Kriegspressestellen, Propagandaämter, Zensurabteilungen etc., die dafür sorgten, dass hauptsächlich „gewünschte“ Bilder zustande bzw. an die Öffentlichkeit kamen, waren auch allein schon die Arbeitsbedingungen der Kriegsfotografen einer umfassenden und authentischen Abbildung des Kriegsgeschehens hinderlich¹⁶. Mitunter stellte bereits „die enorme geografische Ausdehnung des Kriegsschauplatzes“¹⁷ eine nicht zu unterschätzende Herausforderung dar. Die Kriegsfotografen standen zudem „zu Kriegsbeginn im Schatten der Kriegsmaler, -zeichner und -bildhauer. Ihre Aufgabengebiete waren nur vage formuliert. [...] Die schwere Ausrüstung, ungünstige Witterungsverhältnisse und schlechte Transportmöglichkeiten im Frontbereich erschwerten die Arbeit der Fotografen.“¹⁸ Weiterhin konnten auch scheinbar oberflächliche Faktoren, wie z.B. unklare Regelungen zur „Berufskleidung“, für Probleme sorgen, wenn es darum ging, Zugang zu bestimmten Kriegsgebieten zu erhalten¹⁹.

Waren die Fotografen also durch die Autoritäten sowie logistisch und personell grundsätzlich in ihrem Aktionsradius eingeschränkt, so kam noch hinzu, dass auch die Tätigkeit des Fotografierens selbst einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Bildproduktion hatte. Dabei spielten zum einen technische Gründe eine Rolle, da die Kameras z.B. für Aufnahmen des Kampfgeschehens nicht optimal geeignet waren bzw. das Fotografieren zum Risiko werden konnte. *„Fotos von echten Kampfhandlungen waren rar, weil der Fotograf sich gefährdete, wenn er aus dem Schützengraben lugte.“*²⁰

Verengung des Blickwinkels

Diese variierenden und sich gegenseitig beeinflussenden Einschränkungen führten letztendlich zu einigen Besonderheiten der fotografischen Ikonographie des Ersten Weltkrieges, die sich sowohl für die Zeitgenossen als auch für spätere Generationen auf die visuelle Wahrnehmung des Krieges auswirkte. Diese Eigentümlichkeiten werden zwar unterschiedlich beschrieben, dennoch zeigt sich, dass bestimmte Schwerpunkte und Traditionslinien bestehen, die insbesondere nach dem Krieg längerfristig wirkmächtig wurden und im Sinne einer historischen Reflexion hinterfragt werden müssen. So lassen sich beispielsweise nach einer Analyse des Bildmaterials von französischen und deutschen Kriegsberichterstatern als *„nationenspezifische Schwerpunkte vorläufig die Ruinen und Zerstörungen als französisches Thema und das Wohlergehen der deutschen Truppen in Feindesland als Motiv der deutschen Kriegsberichterstattung festhalten.“*²¹ In ähnlicher Stoßrichtung, aber in weiter gefasster Perspektive beschreibt Anton Holzer eine zusätzliche motivische Konzentration unter dem Begriff der „zweiten Zensur“ – gemeint ist die Bild- bzw. visuelle Erinnerungspolitik der Zwischenkriegszeit –, die bis heute erheblichen Einfluss auf die optische Resonanz des Ersten Weltkrieges erlangte: *„Die Effekte dieser ‚zweiten Zensur‘ waren vielfältig. Sie reduzierten die Zahl der tatsächlich veröffentlichten Fotografien. [...] Die Foto-Bände [der Zwischenkriegszeit / F.H.] allegorisierten die Kriegserfahrung in ausdrucksstarken, atmosphärisch aufgeladenen Aufnahmen. Aus den Bildern der Zerstörung wurden erhabene sakrale Landschaften. Fotografien aus der Etappe traten in den Hintergrund. Der Soldat wurde immer wieder aus der starren militärischen Formation herausgelöst und trat oft als Einzelheld ins Licht der Öffentlichkeit.“*²² Insgesamt kann in der Rückschau auf die Darstellung des Ersten Weltkrieges von einer bewussten Verengung des Blickwinkels gesprochen werden, die bereits mit der Zensur während des Krieges begann und sich darüber hinaus fortsetzte²³. Dadurch konnte sich auf lange Zeit ein Bild des „ersten mediatisierten Kriegs der Geschichte“²⁴ festigen, das einer differenzierten, die Fülle der tatsächlich produzierten und erhaltenen Bilddokumente ausschöpfenden Analyse nicht standhalten kann.

Krieg ohne Schlachten? Inszenierung und Wirklichkeit

Neben dieser selektiven, das Geschichtsbild prägenden Auswahl spezieller Motive, sei es durch die erste oder folgende Zensuren, muss an dieser Stelle noch auf einen besonders problematischen Punkt der fotografischen Überlieferung des Ersten Weltkrieges hingewiesen werden. Bilder des Krieges in seiner letzten Konsequenz, also Bilder der Schlachten und Kämpfe mit ihren tausenden Toten – des grausamen Geschehens von



Abb. 6: Rechter Flügel von 2/37 nördlich Dolje im feindlichen Feuer vor dem Angriff
(© ÖNB, Bildarchiv, WK1/ALB031/08538)

industrialisierter Vernichtung und Tod – sind nur äußerst selten erhalten. Etwas zugespitzt formuliert heißt das: das „eigentliche“ Ereignis des Ersten Weltkrieges ist fotografisch nur mangelhaft dokumentiert, denn die meisten „Aufnahmen entstanden vor oder nach dem Ereignis, kaum währenddessen. Kameramänner ließen Kampfszenen im Studio oder hinter der Front nachstellen. Der Wert der Bilder bemaß sich an ihrem Motiv, nicht an ihrer Echtheit. Oft wussten nur die Fotografen und Kameramänner, ob ihre Bilder echt oder inszeniert waren.“²⁵ So lässt sich heute davon ausgehen, dass vom tatsächlichen Kampfgeschehen nur ein geringer Prozentsatz an originalen Fotografien vorhanden ist. Zumeist handelt es sich bei solche Aufnahmen entweder um Abbildungen von Übungen, bewusst gestellten Szenen oder gar um erst nach dem Krieg produzierte „Machwerke“ (z.B. Standbilder aus Filmen), die sich dennoch als „Originale“ behaupten konnten²⁶.

Diese kurze Beschreibung unterschiedlich einschränkender Einflüsse auf die Bildproduktion zur Zeit des Ersten Weltkrieges macht bereits deutlich, dass insbesondere fotografische Quellen einer genauen Analyse und der Kontextualisierung bedürfen, um deren dokumentarischen Wert einzuschätzen und sie historiographisch auszuwerten. Sonst liefe man Gefahr zu meinen, den Krieg in diesen Bildern zu sehen, „wie er war“, obwohl die Aufnahme im schlechtesten Fall vielleicht sogar erst nach dessen Ende zustande kam. Selbstverständlich zeigen die Fotografien, die tatsächlich zu dieser Zeit gemacht wurden, in gewisser Weise den Krieg, wie er war, aber es müssen eben alle Faktoren der Bildproduktion berücksich-

sichtigt werden, die die Perspektive und die Motive beeinflussten. In dieser Hinsicht haben Institutionen wie Archive, Bibliotheken und Museen, die fotografische Bestände zum Ersten Weltkrieg verwahren, erschließen und zugänglich machen, eine Schlüsselfunktion. Sie tragen maßgeblich dazu bei, dass die „reinen“ Bilder des Krieges zu Bilddokumenten des Krieges werden.

Der Krieg, seine Bilder und die Rolle des Archivs

Es war die Auseinandersetzung mit dem zweiten der großen Kriege, in dessen Schatten der Erste Weltkrieg erinnerungspolitisch lange Zeit stand, die einer größeren Öffentlichkeit Probleme der dokumentarischen Verlässlichkeit von Fotografien deutlicher zu Bewusstsein brachte. Anlässlich der Ausstellung *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944* wurden infolge strittiger Bildbeschreibungen und Zuordnungen Fragen der dokumentarischen Arbeit breit diskutiert. Eines der zentralen Ergebnisse dieser Diskussion war die Feststellung, dass fotografische Quellen einer eingehenden Prüfung der Authentizität und der geschichtlichen Einordnung bedürfen, um dokumentarischen Wert und Funktion zu erlangen:

*„Eine Fotografie erklärt sich nicht aus sich selbst. Für den historischen Kontext der abgebildeten Ereignisse ist die Ergänzung durch Schriftquellen unerlässlich. Das mindert nicht den Quellenwert von Bildern, im Gegenteil: Der Wert der Fotografien liegt gerade in der Übermittlung von Informationen, die durch Wort und Schrift nicht transportiert werden können oder die vom Autor nicht gegeben werden wollen.“*²⁷ Diese Anforderung an den sachgerechten Umgang mit dem Medium Fotografie gilt selbstverständlich gleichermaßen auch für Bestände zum Ersten Weltkrieg. Archive und andere Gedächtnisinstitutionen spielen bei der Kontextualisierung eine zentrale Rolle, indem dort Bildquellen nach formalen und inhaltlichen Kategorien erschlossen werden. Auf diese Weise wird ein „informationeller Rahmen“ um das jeweilige Bild gezogen, der wichtige Anknüpfungspunkte für jede weitere Verwendung des Bildes bereitstellt und auch garantiert. Im besten Falle wird der Ort, die Zeit, der Produzent, die verwendete Technik und der Weg der Überlieferung genau eruiert und beschrieben. Diese Informationen, die oftmals nicht direkt bzw. nicht ohne Weiteres aus den Bildinhalten gewonnen werden können, sind für eine Einordnung in historische Zusammenhänge von großer Bedeutung und machen die „bloße“ Fotografie erst zum Bilddokument.

So besitzt z.B. die Information, dass einen Kernbestand der Sammlung zum Ersten Weltkrieg des Bildarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek die Fotografien des Kriegspressequartiers der k. u. k. Propagandaabteilung ausmachen, ein nicht unerhebliches Erklärungspotential für die darin enthaltenen Aufnahmen²⁸. In Korrespondenz zu den oben getroffenen Aussagen zur Bildproduktion verwundert es nicht, dass der Bestand dieser zentralen Institution des Kaiserreichs geografisch und thematisch viele Einblicke gewährt, aber zugleich bewusst manche Bereiche des Krieges nur in geringem Ausmaß dokumentiert. So finden sich im Bestand *„Aufnahmen aus sämtlichen Kriegsgebieten der Monarchie, u.a. von serbischen, montenegrinischen, rumänischen, bulgarischen, italienischen, galizischen und*

russischen Kriegsschauplätzen. Die Sammlung beinhaltet nicht nur Fotografien aus dem unmittelbaren Frontgebiet, sondern auch Aufnahmen, die den Kriegsalltag im Hinterland zeigen.“ Aber „[a]uffallend ist, dass es in der Sammlung wenige Bilder von Toten gibt. Hier ist die Arbeit der Zensur am deutlichsten sichtbar.“²⁹

Damit bestätigen die erhaltenen Bilder dieser Sammlung die zu erwartenden Auswirkungen der Zensur und liefern keine uneingeschränkte Dokumentation des Krieges der k. u. k. Armeen. Im Vergleich zur fotografisch-visuellen Tradierung des Ersten Weltkriegs insgesamt besitzt der Bestand aber dennoch eine besondere Relevanz und dokumentarische Qualitäten. Mit dem Kriegsgeschehen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa zeigt dieser Bestand nämlich Facetten des Krieges, die lange Zeit nicht zu einem wesentlichen Bestandteil des Kriegsbildes bzw. der kollektiven Erinnerung wurden. „Die Zuspitzung des Krieges auf einige ausgewählte Schlüsselszenen (der Schützengraben, die Westfront, der Stellungskrieg etc.) hat einen Großteil jener Aufnahmen verdrängt, die nicht in dieses Schema passten (die Ostfront, den Alltag der Soldaten, die Deportationen von Zivilisten, Bilder aus dem Hinterland etc.).“³⁰

Gerade solch spezifischen und eventuell tendenziösen Schwerpunktsetzungen, die sich als stetig reproduzierte, visuelle Traditionslinien durch die Geschichte ziehen, gilt es in einer ausgewogenen Darstellung des Krieges aufzuarbeiten und ggf. zu korrigieren. Die Erschließung und Zugänglichmachung der Fotodokumente des Kriegspressequartiers im Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek leistet hierfür einen wichtigen Beitrag, da der Betrachtungsradius auf den Ersten Weltkrieg um ein Vielfaches vergrößert wird. Das zur Verfügung stehende Bilderspektrum wird so um zahlreiche Details ergänzt, die für ein differenziertes Gesamtbild dringend notwendig sind.

Weiterhin sind Informationen zur Bestandsherkunft auch dann von besonderer Relevanz, wenn sich nicht alle genannten Faktoren für jedes einzelne Bild zweifelsfrei klären lassen. So können ggf. aus Sequenzen und aus der Herkunft eines Bestandes Rückschlüsse gezogen oder einzelne Bestimmungen auch ohne originale Bildbeschriftungen, Kenntnis des Fotografen etc. gewonnen werden. Sogar die Identifizierung von Bildquellen, die nicht eindeutig zuzuordnen sind, ist für die historische Auseinandersetzung ein Gewinn. Auf diese Weise lassen sich nämlich zumindest Quellen der Uneindeutigkeit eindeutig markieren und damit einer unkritischen Verwertung entziehen.

Der Krieg im Netz – Erinnerung im digitalen Bereich

Archive, Bibliotheken und andere Einrichtungen zur Bewahrung historischer Artefakte schaffen durch die formale und inhaltliche Erschließung einzelner Quellen ein solides Fundament für die Annäherung an vergangene Epochen. Aber diese Institutionen können und sollen auch mehr sein als schlichte Aufbewahrungsorte, die historisches Material akkurat verwalten. Denn „Sammlungen und Archive sind immer zugleich Orte des Gedächtnisses, getragen von den Medien der Speicherung und den Verfahren der Archivierung und Aktualisierung. Das Archiv als kulturelles Gedächtnis artikuliert sich zugleich und permanent durch seine Teilnahme an kommunikativen Prozessen: Innerhalb der Kommunikationsstrukturen stehen Archive in mittelbarem Kontakt



Abb. 7: Kriegsfotoschau in Kufstein
(© ÖNB, Bildarchiv, WK1/ALB015/04141)

zwischen Sender und dem Empfänger, sie agieren als Zwischenspeicher der Erinnerung.“³¹ Insbesondere in Zeiten der zunehmenden Digitalisierung von Quellenbeständen und der damit einhergehenden „Demokratisierung“ des Zugangs müssen sich Archive dieser Mittlerrolle bewusst sein und aktiv am Kommunikations- und Erinnerungsprozess mitwirken.

Dabei erzeugt die Vernetzung und Zusammenarbeit mit anderen Akteuren im kultur- und geisteswissenschaftlichen Feld ganz neue Potentiale für die Aufarbeitung der Vergangenheit. Ein Beispiel dafür gibt das Projekt zum Ersten Weltkrieg *Europeana 1914–1918*. Hier wird auf einer Plattform „Material aus drei großen europäischen Projekten zusammengeführt. Neben persönlichen Geschichten von Privatpersonen finden Sie [...] auch Bibliotheksbestände sowie Filme aus europäischen Filmarchiven.“ Auf diese Weise erhält der Nutzer Zugang zu vielfältigen Quellen in digitalisierter Form, die ein ganzes „Panorama der Erinnerung“ bereithalten: „private Briefe, Fotos und Erinnerungsstücke [...] Bücher, Zeitschriften, Landkarten, ..., Poster, Medaillen und Münzen [...] Wochenschaun, Dokumentationen, Propaganda- und Spielfilme, aber auch Filmplakate und -zeitschriften.“³² Diese Fülle an Materialien bildet ein außergewöhnliches Reservoir historischer Dokumente zum Ersten Weltkrieg, das auf breiter Basis Einblicke in diese vergangene Epoche gewährt und dabei die Möglichkeiten eines – selbst des größten – Ausstellungssaals bzw. Bildbandes bei weitem übersteigt bzw. ergänzt.

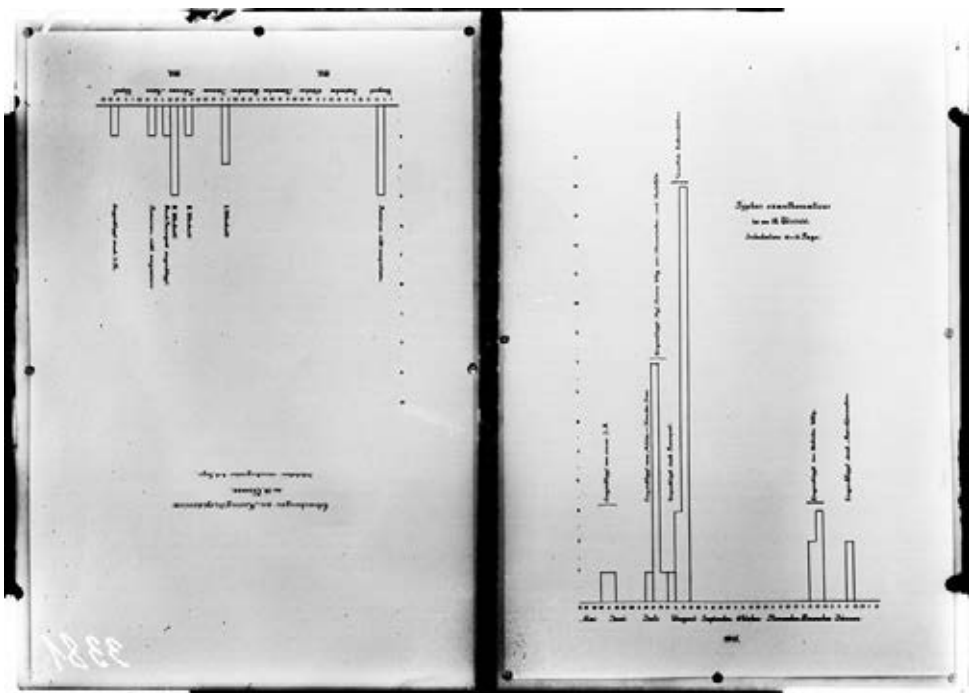


Abb. 8: Kurven über Kriegsseuchen bei der 10. Armee
 (© ÖNB, Bildarchiv, K 11.226 - K 11.227 C)

In Anbetracht solch neuer Dimensionen der Dokumentation und Präsentation sei an dieser Stelle ein Kritikpunkt in Bezug auf die Vielfalt der *pictorial documentation* aktualisiert, dem Hans Pauer schon 1959 begegnete, der im digitalen Zeitalter aber ebenso aktuell erscheint: „Angesichts der Riesenzahl von Einzelelementen, die dieses Kaleidoskop schon heute vereinigt, sind seine kombinatorischen Möglichkeiten praktisch kaum mehr ausschöpfbar.“³³ Ob eine solche Skepsis bezüglich der Ausschöpfung der Potentiale der neuen Medien auch unter den heute bestehenden Bedingungen der maschinellen Datenverarbeitung noch angebracht erscheint, wird sich erst in der Zukunft erweisen lassen.

Sicher ist nur, dass die Masse an digitalisierten und via Internet zugänglichen Quellen allein keine genuine, qualitative „Verbesserung“ derselben bedeutet. Aber man sollte sich darüber bewusst werden, dass diese Quellen im Zuge der „digitalen Integration“ sehr wohl eine grundlegende Transformation durchlaufen. So erhalten analoge Artefakte durch den Digitalisierungsprozess gewissermaßen eine „zweite Identität“, die die computergestützte Distribution sowie deren digitale Ver- und Bearbeitung überhaupt erst ermöglicht. Insbesondere mit Blick auf das Problem der schier unendlichen kombinatorischen Optionen, die zudem stetig durch immer mehr digital zur Verfügung stehende Materialien erweitert werden, zeichnen sich heutzutage ganz neue Möglichkeiten ab.



Abb. 9: Granatloch in einem Gebäude November 1916
(© ÖNB, Bildarchiv, WK1/ALB004/00929)

Zu denken wäre seitens der Geisteswissenschaft, z.B. für die Auswertung von Fotografien, an die Inanspruchnahme von Verfahren, die in anderen Gebieten bereits zum Einsatz kommen und für die der Begriff „Kulturanalytik“ geprägt wurde. „Heute arbeiten Wissenschaft, Wirtschaft, Regierungen und andere Organisationen mit Computer-basierter quantitativer Analyse und interaktiver Visualisierung von großen Datensätzen und Datenflüssen. Sie verwenden statistische Datenanalyse, Data-Mining, Informationsvisualisierung, wissenschaftliche Visualisierung, visuelle Analytik, Simulation und andere Computer-basierte Techniken. Ziel der Kulturanalytik ist, diese Techniken systematisch für die Analyse von kulturellen Daten einzusetzen. Die großen Datenbestände sind bereits da – das Ergebnis von Digitalisierungsarbeiten der Museen, Bibliotheken und Unternehmen (z.B. die Buch-Scans von Google) und des explosiven Wachstums von neu verfügbaren Inhalten im Web [...]“³⁴ Ob und wie solche Verfahren relevante Erkenntnisse über den Ersten Weltkrieg erbringen können, bleibt abzuwarten³⁵. Dennoch bietet die neue Dimensionalität der zugänglich gemachten Daten Anlass, über eine solche Art der Auswertung nachzudenken.

Gerade bei Fotografien sollte man aber auch im digitalen Zeitalter deren in erster Linie optisches Funktionieren nicht aus den Augen verlieren und im Sinne einer Anschauung der Geschichte nutzen, denn auch „Bilder, zu Datenmengen digitalisiert, verlangen nach Rückübersetzung in bildliche Reproduktion und Darstellung, da das Bild für den Menschen – im Unterschied zum Computer – auch eine Technik ist, durch visuelle Beurteilung Wissen erst handhabbar zu machen.“³⁶ Die Herausforderung besteht also darin, mit und durch das Medium die Geschichte zu sehen, indem auch das Medium selbst zum maßgeblichen Gegenstand genommen wird. Dabei bleibt selbstverständlich die zentrale Aufgabe, dieses in einen Kontext zu stellen. Denn erst mit Hilfe der anderen Techniken des Wissens kann das große Potential der Bildquellen entfaltet werden, indem sie diesen einen Rahmen geben. Gelingt es aber, in Kombination der heute verfügbaren Methoden und Quellen, die Bilddokumente fruchtbar zu machen, dann stehen die Fenster zur Geschichte weit offen.

¹ Vgl. K. Corino, Draufgänger und Tachinierer. Robert Musil kämpfte im Ersten Weltkrieg in Südtirol gegen die Italiener. Ein Bildfund gibt Aufschluss über diese Zeit. In: *Neue Zürcher Zeitung Internationale* Ausgabe Nr. 45, 24.02.2014, 37.

² Exemplarisch sei hier auf die Ausstellung *A l'Est du nouveau!* (*Neue Kriegsfunde in Ostfrankreich*) des Archäologischen Museums Strasbourg, 25.10.2013–31.12.2014, verwiesen.

³ Im Rahmen des Forschungsprojekts *Kriegsfotografie im Ersten Weltkrieg* von Anton Holzer wurden die Bestände fotohistorisch „lesbar“ gemacht. Siehe dazu u.a. A. Holzer, *Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg. Mit unveröffentlichten Originalaufnahmen aus dem Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek*. Darmstadt 2007, und ders., *Mit der Kamera bewaffnet. Kriegsfotografien aus dem Ersten Weltkrieg*. In: U. Schögl (Hrsg.), *Im Blickpunkt. Die Fotosammlung der Österreichischen Nationalbibliothek*. Innsbruck 2002, 166–180.

⁴ <http://www.bildarchivaustria.at/Pages/Praesentation.aspx?p_iAusstellungID=16999432> (Zugriff: 15.03.2014).

⁵ H. Lethen, *Schallraum der Schlacht. Eröffnungsvortrag zur Ausstellung August 1914. Literatur und Krieg im Deutschen Literaturarchiv Marbach*. Marbach 2013, 13.

⁶ Vgl. in Bezug auf Fotografien: T. Serena, *The Words of the Photo Archive*. In: C. Caraffa (eds.), *Photo Archives and the Photographic Memory of Art History*. München 2011, 57–71.

7 H. Petschar, Der digitale Bildspeicher. Oder die Sehnsucht nach dem idealen Archiv. In: Schögl, *Im Blickpunkt* (wie Anm. 3), 252.

8 G. Paul, *Bilder des Krieges Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges*. München 2004, 105–108.

9 Ebd. 2004, 105. Vgl. auch T. Thiemeyer, *Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Die beiden Weltkriege im Museum*. Paderborn u.a. 2010, 291–292.

10 Vgl. A. Lindner-Wirsching, *Patrioten im Pool. Deutsche und französische Kriegsberichterstattung im Ersten Weltkrieg*. In: U. Daniel (Hrsg.): *Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. zum 21. Jahrhundert*. Göttingen 2006, 111–140, und Holzer, *Mit der Kamera bewaffnet* (wie Anm. 3), 169–174.

11 Paul, *Bilder* 115–116. [Hervorhebung / F.H.]. Es sei aber auch darauf hingewiesen, dass gerade Vertreter der „alten“ Medien, wie z.B. der Malerei, gegen diese Meinung sehr wohl das Wort erhoben. Vgl. Lindner-Wirsching, *Patrioten*, 124–127.

12 Dies schließt natürlich nicht aus, dass auch Fotopostkarten versandt wurden, die allerdings ebenso nur Abbildungen, die durch die Zensur kamen, zeigen konnten.

13 Vgl. Holzer, *Mit der Kamera bewaffnet*, 169.

14 Ebd., 173.

15 Vgl. ebd. und B. von Dewitz, *Zur Geschichte der Kriegsphotographie des Ersten Weltkrieges*. In: R. Rother (Hrsg.), *Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges, Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin, der Barbican Art Gallery, London, und der Staatlichen Museen*

zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz in Verbindung mit dem Imperial War Museum. London, Berlin 1994, 163–176.

16 Vgl. Lindner-Wirsching, *Patrioten*, 111–140 und Holzer, 2007, 32–38.

17 Lindner-Wirsching, *Patrioten*, 111.

18 Holzer, *Die andere Front* (wie Anm. 3), 49.

19 Vgl. ebd., 47–49. und Lindner-Wirsching, *Patrioten*, 120–122.

20 Thiemeyer, *Fortsetzung* (wie Anm. 9), 294.

21 Lindner-Wirsching, *Patrioten*, 131. Vgl. dazu auch J. Carmichael, *Die Entwicklung der britischen Photographie während des Ersten Weltkrieges und Alain Sayag, 'Wir sagten Adieu einer ganzen Epoche.'* *Apollinaire. Französische Kriegsphotographie*. In: Rother, *Die letzten Tage* (wie Anm. 15), 177–196.

22 A. Holzer, *Den Krieg sehen. Zur Bildgeschichtsschreibung des Ersten Weltkrieges*. In: ders., *Mit der Kamera bewaffnet*, 63.

23 Allerdings setzten gerade Friedensaktivisten und Kriegsgegner auf die abschreckende Wirkung von Kriegsbildern. Siehe dazu: A. Deilmann, *Grenzen des Darstellbaren in der Fotografie – Anmerkungen zu Ernst Friedrichs „Krieg dem Kriege“ von 1924*. In: R. Zühlke (Hrsg.), *Bildpropaganda im Ersten Weltkrieg*. Hamburg 2000, 397–430.

24 Vgl. Thiemeyer, *Fortsetzung*, 291.

25 Ebd., 294.

26 Vgl. A.-C. Simon, „Praktisch alle Kampfbilder

sind gestellt“. In: *Die Presse am Sonntag*, Nr. 20.031, 05.01.2014, 45.

27 Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.), *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944. Ausstellungskatalog*. Hamburg 2002, 121.

28 Vgl. Holzer, *Mit der Kamera bewaffnet*, 167. Zur „Odyssee der Sammlung“ vgl. ebd., 174–177.

29 Holzer, *Mit der Kamera bewaffnet*, 167.

30 Holzer, *Augenzeugen*, 324.

31 Uwe Schögl, *Repräsentation – Gedächtnis*. In: ders., *Im Blickpunkt* (wie Anm. 3), 9.

32 <<http://www.europeana1914-1918.eu/de>> (Zugriff: 01.02.2014).

33 H. Pauer, *Bild-Dokumentation der Kulturgeschichte. Das Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek. Biblos* 8,1 (1959), 3.

34 L. Manovich, *Auf den Spuren der globalen digitalen Kulturen. Kulturalanalytik für Anfänger*. In: K. Becker, F. Stadler (ed.), *Deep Search. Politik des Suchens jenseits von Google*. Innsbruck u.a. 2009, 224.

35 Wie kulturalanalytische Methoden angewendet werden können zeigt: L. Manovich, *How to compare one million images?* In: D. Berry (ed.): *Understanding Digital Humanities*. Basingstoke 2012, 249–278.

36 W. Ernst, *Archivbilder*. In: G. Darsow (Hrsg.), *Metamorphosen. Gedächtnismedien im Computerzeitalter*. Stuttgart-Bad Cannstatt 2000, 192.



ISBN 978-3-205-78952-9

Karl KASER (Hrsg.)
Andere Blicke
Religion und visuelle Kulturen auf dem Balkan und im Nahen Osten

Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2013
359 Seiten, 81 s/w-Abb.
<http://www.boehlau-verlag.com>

Der pictorial turn, der seit der Mitte der 1990er Jahre die Geistes-, Kultur-, Religions- und Sozialwissenschaften beeinflusst, hat in seiner Theoriebildung bislang eine primär auf die westliche Welt bezogene Perspektive eingenommen. Es ist eines der Ziele des Buchs, die Theoriebildung aus einem anderen Blickwinkel – dem des Balkans und des Nahen Ostens – zu erweitern. Eine zentrale These lautet, dass die Fotografie das Tor zur visuellen Kultur des Westens öffnete.

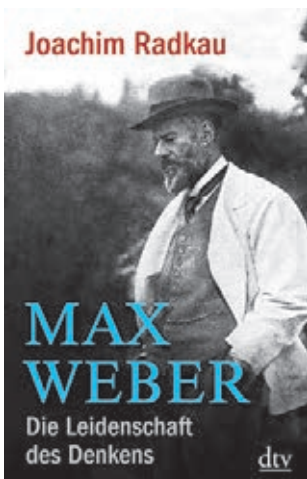


ISBN 978-3-412-21061-8

Barbara STOLLBERG-RILINGER, Tim NEU, Christina BRAUNER
Alles nur symbolisch?
Bilanz und Perspektiven der Erforschung symbolischer Kommunikation

Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2013
472 Seiten, 26 s/w- und 37 farb. Abb.
<http://www.boehlau-verlag.com>

Gesellschaftliche Ordnung wurde in der Vormoderne ganz wesentlich durch symbolische Kommunikation gestiftet und stabilisiert, aber auch angefochten und immer aufs Neue austariert. Unter der Leitfrage "Alles nur symbolisch?" wird in diesem Band eine Bilanz gezogen, indem nicht nur die Erträge des Forschungsverbundes dokumentiert, sondern auch kritische Einwände zur Diskussion gestellt werden



ISBN 978-3-423-34790-7

Joachim RADKAU
Max Weber
Die Leidenschaft des Denkens

München: dtv 2013
928 Seiten
<http://www.dtv.de>

Anlässlich des 150. Geburtstages von Max Weber am 21. April 2014 verknüpft Joachim Radkau Briefe mit Schriften von und über ihn, Aussagen von Zeitzeugen und Bücher zur Epoche. Daraus entstand eine so vielseitige Biografie zu Max Weber, dass selbst »Kennern« des Begründers der modernen Soziologie neue Aspekte und Blickwinkel eröffnet werden.

*Die Digitalisierung zum Ersten Weltkrieg an der
Österreichischen Nationalbibliothek im Rahmen von Europeana
Collections 1914–1918*

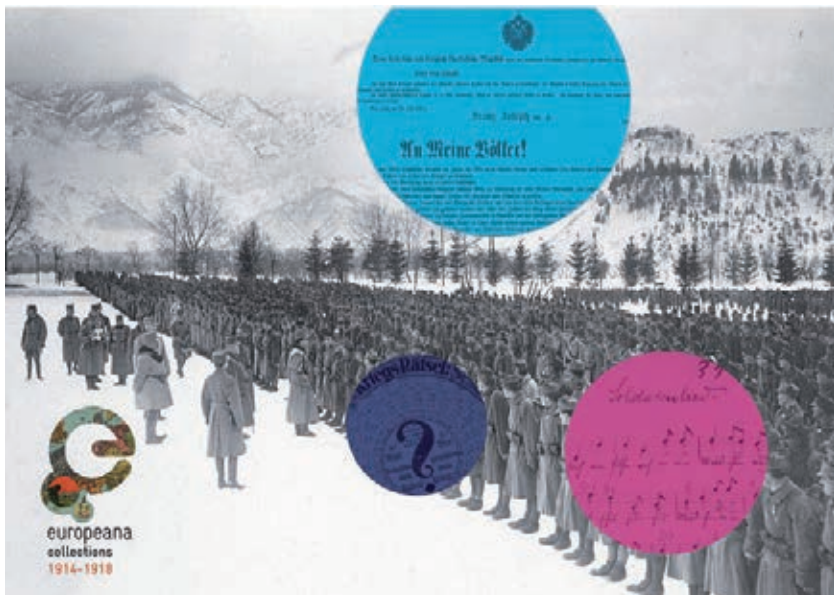


Abb. 1: Postkarte gestaltet im Rahmen des Projekts *Europeana Collections 1914–1918*: Große Darstellung: Frontreise Kaiser Karls nach Südtirol in Lewicco, Fotografie des k. u. k. Kriegspressequartiers (© ÖNB BAG WK1/ALB059/16586)

Einleitung

Wenn sich am 28. Juli 2014 der Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum 100. Mal jährt, wird das Gedenkjahr – begleitet durch zahlreiche Ausstellungen, Publikationen und Veranstaltungen – im vollen Gange sein. Einen wesentlichen Beitrag zum Gedenken an den Ersten Weltkrieg werden die Bestände aus dem europäischen Digitalisierungsprojekt *Europeana Collections 1914–1918*¹ leisten. Gemeinsam haben zehn Nationalbibliotheken und zwei weitere Partner über 400.000 Objekte zum Ersten Weltkrieg digitalisiert und online gestellt.

Dieser Projektbericht soll einen Überblick über das Projekt und die darin digitalisierten Bestände geben, den Beitrag der Österreichischen Nationalbibliothek hervorheben und abschließend die weiteren Aktivitäten der *Europeana* im Kontext des Ersten Weltkriegs beschreiben.

*Das Projekt Europeana Collections 1914-1918:
Remembering the First World War*

Im Vorfeld des Gedenkjahres haben sich folgende Institutionen zusammengeschlossen, um in einem Projekt von Mai 2011 bis April 2014 (kofinanziert im CIP – *Competiveness and Innovation Framework Programme*) über 400.000 Objekte zu digitalisieren:

- Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Deutschland
- Bibliothèque nationale de France, Paris, Frankreich
- Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg, Frankreich
- Biblioteca Nazionale Centrale di Roma, Italien
- Biblioteca Nazionale Centrale di Firenze, Italien
- Bibliothèque Royale de Belgique – Koninklijke Bibliotheek van België, Belgien
- The British Library, London, Großbritannien
- Det Kongelige Bibliotek, Nationalbibliothek Og Kobenhavns Universitetsbibliotek, Dänemark
- Österreichische Nationalbibliothek, Österreich
- Narodna biblioteka Srbije, Belgrad, Serbien
- CLIO-Online, Deutschland
- Istituto Centrale per il Catalogo Unico delle biblioteche italiane e per le informazioni bibliografiche, Rom, Italien.

Die Projektleitung übernahm die Staatsbibliothek zu Berlin. Für die Koordinierung der Auswahl der Objekte sowie die mögliche Erweiterung des Netzwerkes an beitragenden Institutionen zeichnete die Königliche Bibliothek von Belgien verantwortlich. Die Österreichische Nationalbibliothek war für das Arbeitspaket *Digitising and full-text creation/OCR, aggregation to Europeana*, also die Koordination der Digitalisierung und der Zur-Verfügung-Stellung der Daten, verantwortlich. Für die Öffentlichkeitsarbeit des Projekts sorgte die British Library.

Europeana Collections 1914–1918 folgte einem klar strukturieren Projektplan, der ohne größere Abweichungen erfolgreich durchgeführt werden konnte. Die im Vorfeld festgelegte grobe Auswahl der Bestände wurde in den ersten Monaten des Projekts konkretisiert, und in einem gemeinsamen Workshop wurden die Bestandsgruppen festgelegt.

Nachdem sich die Partner auf das Corpus der zu digitalisierenden Bestände geeinigt hatten, wurde mit der Bestandsaufarbeitung und Digitalisierung begonnen. Dabei folgten die beitragenden Institutionen individuellen Workflows. Einige Bibliotheken scannten zuerst den vereinbarten Bestand und begannen danach mit der Erschließung, andere Partner digitalisierten erst nach Erfassung der Bestände. Die Digitalisierung erfolgte entweder in den jeweiligen Bibliotheken, bei Dienstleistern oder in Kombination von beidem – wenn es sich z.B. um sehr heikles Material handelte, das nicht außer Haus digitalisiert werden konnte.

Nach erfolgreicher Auswahl, Digitalisierung und Erschließung der Objekte konnten die Bestände nun mit ihren Metadaten an *The European Library*² und in weiterer Folge an *Europeana*³ geliefert zu werden. *The European Library* fungiert als Aggregator für *Europeana*, holt die Daten bei

den jeweiligen Projektpartnern ab, bereitet diese auf und übermittelt sie dann an das Europeana-Portal⁴.

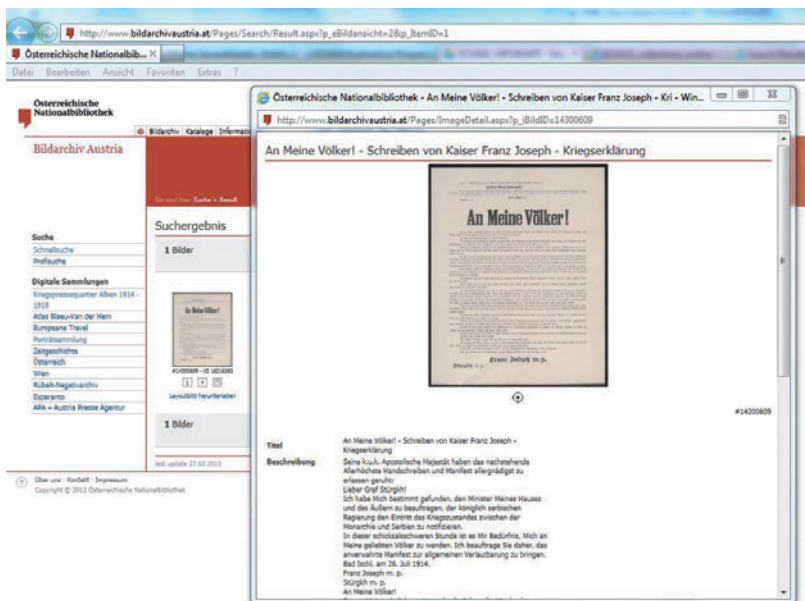
Um den Projektbestand einfach aufzufinden und in seiner Gesamtheit darzustellen, einigten sich die Projektpartner darauf, gemeinsame Metadaten zu vergeben. Diese wurden je nach Möglichkeit auf der Partnerseite hinzugefügt oder nach erfolgreicher Datenlieferung bei *The European Library* ergänzt. Neben einheitlicher Benennung der Objekttypen beschlagworteten jene Partnerinstitutionen, die mit den Library of Congress Subject Headings⁵ arbeiten, diese nach einer vordefinierten Schlagwortliste⁶. Zudem wurden allen Datensätzen das DBpedia-Schlagwort⁷ *World War I*⁸ vergeben und der Projektname hinzugefügt.

Mit Ende des Projekts wurden die avisierten Ziele erreicht, sogar noch über übertroffen, denn über **450.000 Objekte wie Bücher, Plakate, Fotografien, Tageszeitungen, Landkarten, Musikalien, Kinderbücher, Flugblätter, Medaillen und Münzen, Propagandamaterialien** etc. wurden ausgewählt, digitalisiert und online zur Verfügung gestellt.

Der Erste Weltkriegs-Bestand der Österreichischen Nationalbibliothek

„Die unterfertigte Direktion beehrt sich das Ansuchen zu stellen, es möge der Hofbibliothek je ein Exemplar des Manifestes „An meine Völker“ sowie der Kriegserklärung in allen Landessprachen gefälligst zugesendet werden, nachdem diese Publikationen für die kaiserliche Sammlung als historische Denkmäler von hoher Bedeutung sind. Gleichzeitig beehrt sich die Direktion der Hofbibliothek zu ersuchen, daß auch in Zukunft die k. k. Hof- und Staatsdruckerei erschienenen Proklamationen gütigst der Hofbibliothek zur Verfügung gestellt werden. Der k. u. k. Direktor der k.k. Hofbibliothek Wien, am 4. August 1914.“⁹

Abb. 2:
An Meine
Völker!
Schreiben von
Kaiser Franz
Joseph –
Kriegs-
erklärung,
28.07.1914
(© ÖNB BAG
KS 16216370)



Bereits am 4. August 1914, als Österreich-Ungarn die allgemeine Mobilmachung eingeleitet hatte, legte der Direktor der Hofbibliothek, Josef Ritter von Karabaček, mit diesem Schreiben (Abb. 2) den Grundstein für eine Kriegssammlung. Nach Überwindung bürokratischer Hürden kam die Proklamation *An Meine Völker* in verschiedenen Druckvarianten, Formaten und Sprachen an die Bibliothek. Danach wandte sich Karabaček an die Presse, die Ministerien, die Universitätsbibliotheken in der österreichischen Reichshälfte, in Budapest und in Kolozsvár (Cluj-Napoca, heute Rumänien [Klausenburg]) sowie an die Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums. Es wurden ausländische Zeitungen, Zeitschriften und Kriegsliteratur bei Wiener sowie ausländischen Zwischenhändlern bestellt. Nach Eroberung Belgrads im Oktober 1915 wurde der Leiter der Kriegssammlung, Othmar Doublier, im Dezember 1915 nach Belgrad entsandt. Dort beauftragte er den Buchhändler Géza Kohn mit der Lieferung von Büchern an die Bibliothek. Nach der bedingungslosen Kapitulation Montenegros im Jänner 1916 und dem Einmarsch der k. u. k. Truppen in Albanien initiierte die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften von Mai bis August 1916 eine *Balkanexpedition*, an der auch der Beamte der Hofbibliothek Dr. Franz Kidrič teilnahm. Aufgrund der medialen Aktivitäten der Hofbibliothek gelangte ebenso eine Vielzahl von privaten Einsendungen in die Kriegssammlung. Die Direktion der Hofbibliothek betrieb also von den ersten Kriegstagen an systematisch den Aufbau einer Sammlung aller kriegsrelevanten Materialien, um den erhofften Sieg zu dokumentieren.

Zu Kriegsende umfasste die Kriegssammlung der Hofbibliothek mehr als 52.000 Dokumente. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und mit dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie wurden das Kriegspressequartier und das Militärgeographische Institut aufgelöst, und somit gelangten in den Zwanzigerjahren noch weitere umfangreiche Bestände aus den Weltkriegsjahren in die Bibliothek. Der Zeitungsbestand des Kriegspressequartiers wurde noch 1918 übergeben, 1924 folgten Bücher, Archivalien und eine Sammlung von ca. 26.000 fotografischen Abzügen des Kriegspressequartiers. 1929 wurden ca. 33.000 fotografische Originalaufnahmen auf Glas und die dazugehörigen, in über 110 Alben eingeklebten Fotografien des Militärgeographischen Instituts durch die Nationalbibliothek erworben. Die Bücher und Fotografien wurden in die Kataloge der Nationalbibliothek integriert. Aber zu einer Aufarbeitung der Kriegssammlung der Hofbibliothek kam es weder in der Ersten noch in der Zweiten Republik. Den Grund dafür hatte Othmar Doublier, der Leiter der Kriegssammlung, 1923 so gesehen:

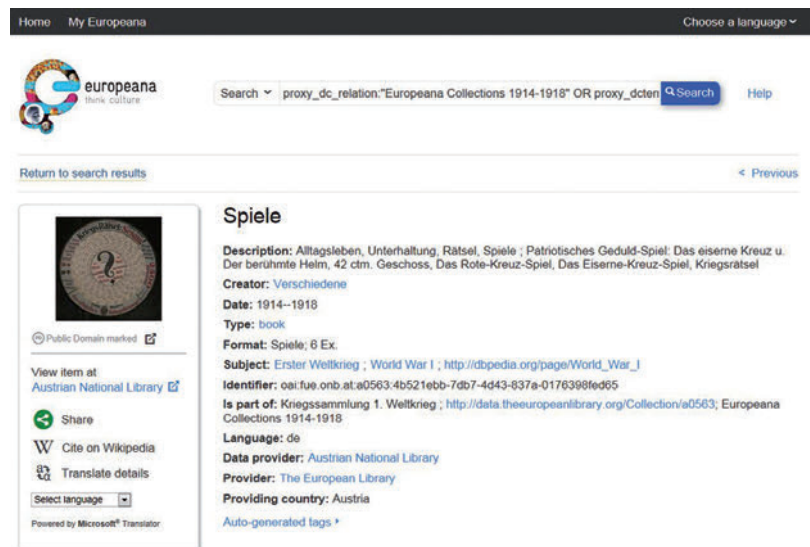
„Eines verlorenen Krieges gedenkt man nicht gerne. Es ist daher nur zu begreiflich, dass bei uns eine geradezu krankhafte Scheu herrscht, sich mit dem zu beschäftigen, was durch fast vier Jahre unser aller Gemüter in atemloser Spannung hielt, bis zuletzt der jähe Zusammenbruch erfolgte.“¹⁰

Nun, knapp 100 Jahre später hatte man diese Scheu überwunden, und der Bestand der Kriegssammlung wurde im Rahmen des Projektes *Europeana Collections 1914–1918* so gut wie vollständig erschlossen. Insgesamt wurden 80.030 Objekte online gestellt – die meisten stammen aus

der Kriegssammlung der ehemaligen k.k. Hofbibliothek – erweitert um 39 Bücher aus der Sammlung für Plansprachen:

- 1.099 von Flugzeugen abgeworfene Flugblätter
- 7.869 Kleinschriften
- 7.383 Plakate
- 832 Kleinstgrafiken
- 238 Kinderzeichnungen
- 37.274 Fotografien in 118 Kriegsalben
- 25.074 Zeitungs- und Extraausgaben (davon 1.208 Extraausgaben)
- 222 Soldatenlieder aus der Sammlung des Österreichischen Volksliedwerkes
- 39 Bücher aus der Sammlung für Plansprachen

Bei den Flugblättern handelt es sich um für Propagandazwecke aus Flugzeugen oder aus Ballons über feindliche Linien abgeworfene Flugblätter. Die Kleinschriften beinhalten u.a. Armeebefehle, Kriegsanleihen, Zeitungsausschnitte, Kalender, Schulaufsätze, Abzeichen, Rezepte sowie Lebensmittelmarken.



Home My Europeana Choose a language

Search proxy_dc_relation:"Europeana Collections 1914-1918" OR proxy_dc_ten Search Help

Return to search results < Previous

Spiele

Description: Alltagsleben, Unterhaltung, Rätsel, Spiele ; Patriotisches Geduld-Spiel: Das eiserne Kreuz u. Der berühmte Helm, 42 ctm. Geschoss, Das Rote-Kreuz-Spiel, Das Eiserne-Kreuz-Spiel, Kriegsrätsel

Creator: [Verschiedene](#)

Date: 1914–1918

Type: book

Format: Spiele; 6 Ex.

Subject: [Erster Weltkrieg](#) ; [World War I](#) ; http://dbpedia.org/page/World_War_I

Identifier: oai:fue.onb.at:a0563-4b521ebb-7db7-4d43-837a-0176398fed65

Is part of: [Kriegssammlung 1. Weltkrieg](#) ; <http://data.theeuropeanlibrary.org/Collection/e0563>; Europeana Collections 1914-1918

Language: de

Data provider: [Austrian National Library](#)

Provider: [The European Library](#)

Providing country: Austria

[Auto-generated tags](#)

View item at [Austrian National Library](#)

Share

Cite on Wikipedia

Translate details

Select language

Powered by Microsoft® Translator

Abb. 3: Spiele, Kriegs-Rätsel: *Sesam!* (Kriegs-Rätsel des Kriegshilfebüros) (© ÖNB BAG WK1/KS/VI/2/1/1)

Unter den Textplakaten finden sich neben den deutschsprachigen auch etliche fremdsprachige. Die am häufigsten vertretenen Sprachen sind Ungarisch (1135 Kundmachungen), Tschechisch (234) sowie Polnisch (175). Die Papierfarbe der Plakate ist meist weiß, jedoch sind auch

etliche auf buntes Papier gedruckt (blau, grün, rot, orange oder grell-pink). Diese Kundmachungen befassen sich einerseits mit dem Kriegsgeschehen, dem Militär, andererseits haben sie indirekt mit dem Krieg zu tun und beschäftigen sich mit der Kriegswirtschaft oder der Zivilbevölkerung. Letztere stellen eine wichtige Quelle für die Wirtschafts- sowie Kulturgeschichte dar und gewähren Einblick ins Alltagsleben im Hinterland. Bei den Kleinstgrafiken handelt es sich vorwiegend um Verschlussmarken, lediglich einige Eintrittskarten, Rechnungsbelege, Reklameblätter und Lesezeichen sind in den insgesamt drei Archivboxen enthalten. Neben der Sammlung der Schulaufsätze gelangten auch Kinderzeichnungen an die Hofbibliothek. Wie die Schulaufsätze dieser Zeit spiegeln sie den Einfluss der Kriegspropaganda auf die Kinder wider. Die Beschriftungen auf den Zeichnungen lassen annehmen, dass im Rahmen des Unterrichts die Kinder ihre Vorstellungen des Krieges zu Papier bringen sollten. Auf eindrucksvolle Weise stellen die Kinder dar, wie sie sich aufgrund der zeitgenössischen Berichterstattung, aber vermutlich auch aus Erzählungen den Krieg vorstellen.

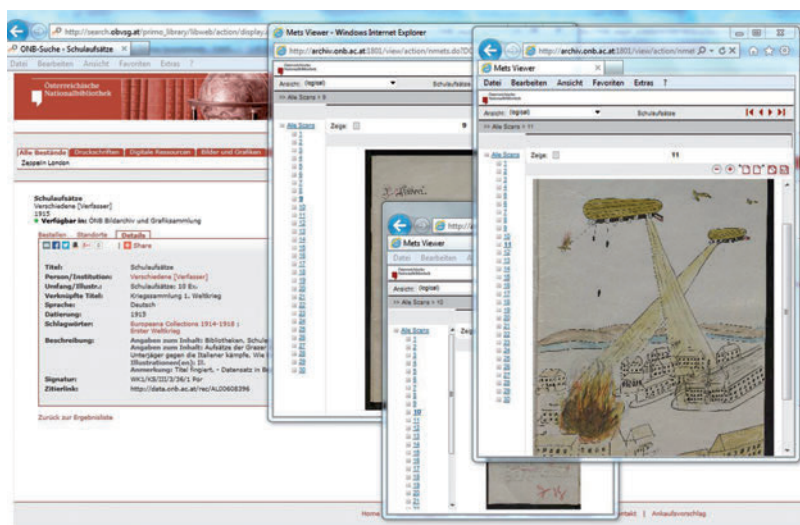


Abb. 4: I. Biberl, Schulaufsatz – *Wie ich mit meinem Zeppelin einen nächtlichen Angriff auf London machte*
 (© ÖNB, WK1/KS/III/3/36/1)

Die Kriegsalben enthalten Fotografien von allen Fronten, es wurden aber keine Kampfhandlungen abgebildet, da dies für die Fotografen zu gefährlich gewesen wäre. Stattdessen wurden Manöver, gestellte Szenen oder das Lagerleben abgelichtet, bzw. folgten die Fotografen den Truppen nach und fotografierten die Schlachtfelder. Frontbesuche von Kaiser Karl sowie technische Einrichtungen wie Beleuchtungsschein-

werfer oder Telefonanlagen waren ebenfalls beliebte Motive. Die Extraausgaben zu diversen Zeitungen (darunter *Weltblatt*, *Wiener Zeitung*, *Die Neue Freie Presse*) wurden an der Österreichischen Nationalbibliothek gesondert gesammelt. Nur selten sind diese Flugblätter aus den Jahren 1914–1918 noch erhalten geblieben, stellen daher eine Rarität dar. Zur leichteren inhaltlichen Erfassung wurden Sie in ANNO nach dem Tagesdatum strukturiert, und so wurden unterschiedliche Zeitungstitel unter dem Titel *Extraausgaben des 1. Weltkrieges* vereint.

Die musikhistorische Zentrale des k. u. k. Kriegsministeriums sammelte in den Jahren 1917 und 1918 Soldatenlieder der Österreichisch-Ungarischen Monarchie.

Das Esperantomuseum wurde 1927 gegründet und ist seit 1928 Teil der Österreichischen Nationalbibliothek. Die für das Projekt getroffene Auswahl aus der Sammlung für Plansprachen enthält pazifistische und militärische Literatur, Werke für und gegen Esperanto, Bücher in sowie über Esperanto und Esperanto-Übersetzungen, aber auch Literatur über Weltdeutsch.

Durch das Projekt *Europeana Collections 1914–1918* war es möglich, diesen umfangreichen Bestand zu digitalisieren. Doch der größte Verdienst des Projektes ist nicht nur das bloße Digitalisieren dieser großen Anzahl an Objekten, sondern v.a. deren Erschließung. Die meisten dieser wertvollen Objekte lagen lange unbearbeitet in den Magazinen der Nationalbibliothek und deren Umfang und Aussagewert waren nicht bekannt.

Abb. 5:
Sparsamkeit
– Bekannt-
machung –
Budapest, in
ungarischer
Sprache
(© ÖNB BAG KS
16210872, in
der virtuellen
Ausstellung
*Der Erste
Weltkrieg – Orte
des Übergangs*)



Verbreitung und Nutzung des Materials und des Projekts

Um dieses Potenzial des umfangreichen digitalen Bestandes zum Ersten Weltkrieg zu zeigen, wurden innerhalb des Projekts drei unterschiedliche Nutzungsszenarien umgesetzt:

Partner Clio-online hat zusammen mit StudentInnen der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung von Friederike Höhn und Dr. Frank Reichherzer über 80 Objekte der Projektpartner ausgewählt und damit die Ausstellung *Der Erste Weltkrieg – Orte des Übergangs*¹¹ zusammengestellt. Die deutschsprachige virtuelle Ausstellung wird in naher Zukunft auch auf Englisch verfügbar sein, beschäftigt sich mit 8 verschiedenen Themen und soll ein erster Einstieg zum Thema Erster Weltkrieg sein. Zielgruppe sind in erster Linie Browsende mit Interesse am Ersten Weltkrieg.

The British Library rief die Projektpartner von *Europeana Collections 1914–1918* auf, Highlights und spannende Objekte zu vorgegebenen Themengruppen aus ihren Sammlungen auszuwählen und zu beschreiben. Zusammen mit der Firma *The Other Media*, welche beratend und für das Design verantwortlich war, wurde eine Seite erstellt, die sich vorwiegend an LehrerInnen, SchülerInnen, Geschichtebegeisterte und die allgemeine Öffentlichkeit mit Interesse am Ersten Weltkrieg richtet. Die multimediale Seite umfasst mehr als 500 Sammlungsobjekte mit Beschreibungen auf Englisch und in der jeweiligen Landessprache des zur Verfügung stellenden Partners, sowie Videos, Lehrernotizen, eine Timeline und Kartensuche¹².

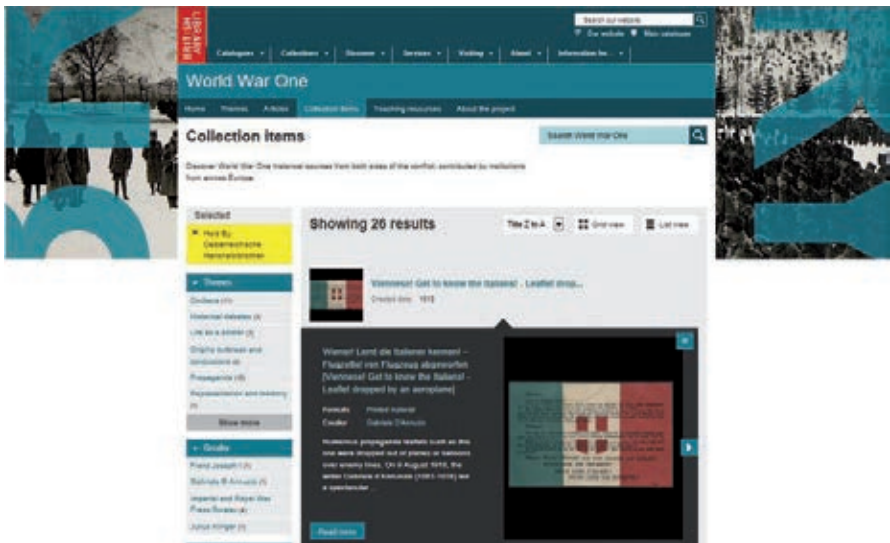


Abb. 6: Wiener! Lernet die Italiener kennen! – Flugzettel von Flugzeug abgeworfen, Gabriele d'Annunzio
(© ÖNB BAG KS 16231803 in der Learning Site der British Library)

Ein wesentliches Anliegen des Projekts, aber auch von *Europeana* selbst war es, die Projekte zum Ersten Weltkrieg auch gebündelt darzustellen. So entstand unter der Leitung der Staatsbibliothek zu Berlin und *Europeana* das so genannte Themenportal „Erster Weltkrieg“ auf der Seite des Projekts *Europeana Collections 1914–1918*¹³. Wissenschaftlichen MitarbeiterInnen, WissenschaftlerInnen und (Hobby)HistorikerInnen mit Interesse am Ersten Weltkrieg ist es nun möglich, über ein Portal institutionellen Inhalts von Bibliotheken, Museen und Archiven (*Europeana Collections 1914–1918*) Filme (*The European Film Gateway 1914*) und digitales Material von Privatpersonen (*Europeana 1914–1918*) abzurufen.

Im Projekt *The European Film Gateway 1914* wurden 660 Stunden Film und 5.600 filmbezogene Dokumente wie Wochenschauen, Dokumentationen, Spielfilme, Propaganda und Anti-Kriegsfilme von 26 Partnern digitalisiert. Die Filme können auch über das Portal *The European Film Gateway*¹⁴ betrachtet werden.

Europeana 1914–1918 rief die allgemeine Öffentlichkeit auf, persönliche Erinnerungsstücke und Alltagsdokumente wie Briefe, Fotografien und Gegenstände des täglichen Lebens digitalisieren zu lassen und die Geschichten zu diesen Objekten zu erzählen. Bis heute haben über ein Dutzend Länder in *Europeana* an den so genannten *Family History Roadshows* und *Collection Days* teilgenommen und bisher wurden bereits über 90.000 Objekte digitalisiert und 7.000 Geschichten gesammelt. Abge-

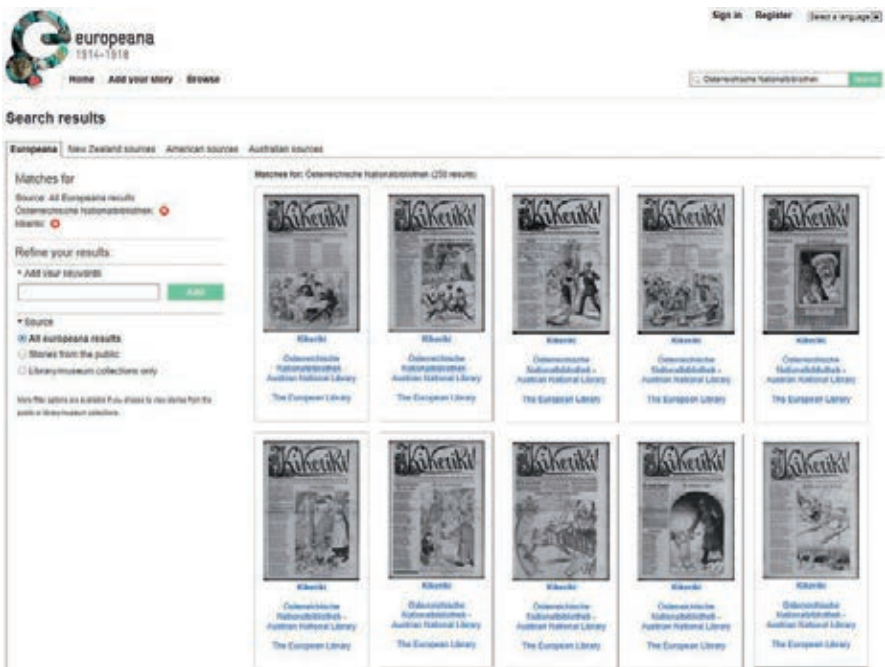


Abb. 7: Das humoristische Volksblatt *Kikeriki* im Themenportal *Europeana 1914–1918* (© www.europeana.eu)

rundet wird der umfangreiche Bestand des Themenportals *Europeana* 1914–1918 mit Beständen aus den Sammlungen *The Digital Public Library of America*¹⁵, *Trove*¹⁶ (Australia) und *Digital New Zealand*¹⁷.

Die digitalen Bestände an der Österreichischen Nationalbibliothek

Mit großem Erfolg läuft seit 13. März 2014 (bis 2. November) die Ausstellung *An Meine Völker! – Der Erste Weltkrieg 1914–1918* kuratiert von Dr. Manfred Rauchensteiner im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek. Viele der dort ausgestellten Objekte wurden erst durch die Bearbeitung im Projekt *Europeana Collections 1914–1918* entdeckt. Dennoch kann die Ausstellung nur einen Bruchteil des umfangreichen Materials wiedergeben. Dieses ist ab jetzt im Digitalen Lesesaal der Bibliothek unter http://www.onb.ac.at/bibliothek/digitaler_lesesaal.htm, aber auch über www.bildarchivaustria.at, die Kataloge der Österreichischen Nationalbibliothek und unter <http://anno.onb.ac.at> verfügbar.

Unser Dank gilt all den KollegInnen in den beteiligten Abteilungen des Hauses sowie den PraktikantInnen und VolontärInnen für die erfolgreiche Zusammenarbeit und die Unterstützung in den vergangenen drei Jahren.

¹ <<http://www.europeana-collections-1914-1918.eu/>>.

² <<http://theeuropeanlibrary.org/tel4/>>.

³ <<http://www.europeana.eu/>>.

⁴ E. Geisriegler, Eine digitale Sammlung zum Ersten Weltkrieg, *Europeana Collections 1914–1918: Remembering the First World War*. In: Kl. Niedermair (Hg.), *Die Neue Bibliothek. Anspruch und Wirklichkeit*. 31. Österreichischer Bibliothekartag Innsbruck, 18.–21.10.2011 (= *Schriftenreihe der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare* 11). Graz-Feldkirch 2012, 419–425.

⁵ <<http://id.loc.gov/authorities/subjects.html>>.

⁶ <<http://www.europeana-collections-1914-1918.eu/wp-content/uploads/2012/04/Classification-of-content-in-EC1418.pdf>>.

⁷ <<http://wiki.dbpedia.org/About>>.

⁸ <http://dbpedia.org/page/World_War_I>.

⁹ ÖNB-Archiv, HB 543/1914, 6.8.1914.

¹⁰ O. Doublier, Die Kriegssammlung der Nationalbibliothek. In: *Wiener Zeitung*, 14. Juli 1923.

¹¹ <<http://exhibitions.europeana.eu/exhibits/show/14-18-collections-de>>.

¹² <<http://www.bl.uk/world-war-one>>.

¹³ <<http://www.europeana1914-1918.eu/>>.

¹⁴ <<http://www.europeanfilmgateway.eu/>>.

¹⁵ <<http://dp.la/>>.

¹⁶ <<http://trove.nla.gov.au/>>.

¹⁷ <<http://www.digitalnz.org/>>.



ISBN 978-3-11-034716-6

Helmut VAN THIEL

Aristarch, Aristophanes Byzantios, Demetrios Ixion, Zenodot

Fragmente zur Ilias gesammelt, neu herausgegeben und kommentiert

Berlin: De Gruyter 2014

V, 2487 Seiten (4 Bände)

<http://www.degruyter.com>

Die Fragmente der Alexandriner zur Ilias werden in dieser Ausgabe erstmals systematisch gesammelt, neu ediert und kommentiert, und zwar – abweichend von allen früheren Editionen – unter Berücksichtigung ihrer überlieferten Form. Die innovative Auffassung der antiken Ekdoseis als Arbeitsexemplare der Alexandriner und die systematische Berücksichtigung der Wortklärungen der D-Scholien machen van Thiels Ausgabe zum Meilenstein der homerischen Philologie und zum unerlässlichen Instrument für überlieferungs-geschichtliche Untersuchungen. Ein umfangreiches Register (ca. 700 Seiten) sammelt und erschließt die behandelten Gegenstände.



ISBN 978-3-11-030853-2

Heinz OHME unter Mitw. von Reinhard FLOGAUS und Christof Rudolf KRAUS

Acta Conciliorum Oecumenicorum, Pars 4
Concilium Constantinopolitanum a. 691/2 in Trullo habitum (Concilium Quinisextum)

Berlin: De Gruyter 2013

CX, 130 Seiten

<http://www.degruyter.com>

Die als ökumenisches Konzil durchgeführte Konstantinopler Synode von 691/2 nimmt mit ihren 102 Kanones eine Kodifizierung des altkirchlichen Kirchenrechtes vor und wird in den orthodoxen Kirchen der byzantinischen Tradition zu den sieben Ökumenischen Konzilien der Alten Kirche gerechnet. Wegen einiger Kanones, die sich gegen römische Traditionen wenden, war die Synode Gegenstand kontroverser theologischer Auseinandersetzungen seit dem 9. Jh. bis in neuere Zeit. Ihre Akten sind von besonderer Bedeutung für die Konziliengeschichtsforschung, die Geschichte der Beziehungen zwischen lateinischer und griechischer Christenheit und die byzantinische Geschichte in einer an Quellen armen Zeit. Die hier erstmals vorgelegte kritische Edition der gesamten Akten auf der Grundlage von 72 Handschriften löst ältere Editionsversuche ab und schließt eine Lücke in den Acta Conciliorum Oecumenicorum.



ISBN 978-3-447-06995-3

Christian FRIEDL, Markus BRANTL
Monumenta Germaniae Historica
Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser
Die Urkunden Manfreds

Wiesbaden: Harrassowitz 2014
XLII, 804 Seiten
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

Der Band enthält 168 Urkunden und Briefe Manfreds von Sizilien aus der Zeit seiner Herrschaft als Regent bis kurz vor seinem Tod bei Benevent. Von herausragender Bedeutung sind dabei insbesondere fünf Schreiben aus den Briefsammlungen des Petrus de Vineis, das berühmte Manifest an die Römer von 1265 sowie die „Gründungsurkunde“ für Manfredonia von 1263, welche unter Verwendung einer bisher in der Forschung noch nicht berücksichtigten Überlieferung ediert wurde.



ISBN 978-3-205-79502-5

Barbara SCHEDL
Der Plan von St. Gallen
Ein Modell europäischer Klosterkultur

Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2014
146 Seiten, 21 s/w- und farb. Abb., 1 Faltplan
<http://www.boehrlau-verlag.com>

Schedl erläutert in dieser Publikation erstmals seit Beginn der fast 400 Jahre andauernden Forschungsgeschichte zum Klosterplan das schrittweise Entstehen der Architekturzeichnung und die ursprüngliche Intention der Planverfasser. Im Mittelpunkt stehen die Herstellungs- und die dabei zu vermutenden Denkprozesse, die dem bildlichen Entwurf zugrunde liegen. Eine Textanalyse und Interpretation der im 12. Jahrhundert auf der Rückseite angebrachten Martins-Vita vom Mittelalterhistoriker Karl Brunner ergänzt die Arbeit.



ISBN 978-3-447-10113-4

Wilfried HARTMANN, Isolde SCHRÖDER, Gerhard SCHMITZ
Monumenta Germaniae Historica, Concilia V
Concilia Aevi Karolini DCCCLXXV–DCCCCXI
Die Konzilien der karolingischen Teilreiche 875–911

Wiesbaden: Harrassowitz 2014
XXX, 736 Seiten
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

*Die vielen Aktivitäten der Wienbibliothek im Jahr des
Weltkriegsjubiläums*



Abb. 1: Plakat zur Kriegsausstellung 1916 (© Wienbibliothek im Rathaus)

Die Wienbibliothek im Rathaus setzte mit der Präsentation des Bandes *Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg* am 14. November 2013 einen kräftigen Akzent unter den Publikationen rund um den Ersten Weltkrieg. Gleichzeitig wurde der Ausstellungsreigen um das 100-Jahre-Jubiläum durch eine kleine, sehr gut besuchte Schau im Ausstellungskabinett (*Wohin der Krieg führt*) eröffnet. Darüber hinaus umfassten die Aktivitäten der Wienbibliothek noch weitere Ebenen: Ein Teil der Sammlung steht seit dem 14. November in der Digitalen Bibliothek der Wienbibliothek zur Verfügung, darunter das Forschungsjuwel einer riesigen, indexierten Zeitungsausschnittsammlung. Es gibt ferner eine vom Presse- und Informationsdienst eingerichtete Microsite. Mit der Ausstellungseröffnung wurde im Spätherbst 2013 eine begleitende Veranstaltungsreihe zu Büchern über den Ersten Weltkrieg gestartet.

Wien im Ersten Weltkrieg war zwar bisher vielfach ein thematischer Teil von Ausstellungen und Büchern. Aber einzig eine amerikanische Publikation hat sich konzentriert mit diesem Thema systematisch auseinandergesetzt. Mit Buch und Ausstellung soll dieses Sachgebiet nun stärker in das Blickfeld der allgemeinen und medialen Öffentlichkeit gerückt werden. Sie sollen erläutern, wie der Wandel im Ersten Weltkrieg bis zum heutigen Tag die Geschichte Wiens bestimmt. Der Kriegsozialismus der „sterbenden Stadt“ wirkte nachhaltig auf Wirtschaftsleben, politische Verfassung, Sozialstruktur und Gesetzgebung. *Wien im Ersten Weltkrieg* will sich klar fokussiert in die große Erinnerung und die neue Debatte um den Ersten Weltkrieg einbringen, die sich rund um das 100 Jahre-Jubiläum des Kriegsbeginns 2014 begeben werden.

Die optische Ausstattung des Buches und die Ausstellung im Ausstellungskabinett sollten sich auf Materialien der Wienbibliothek im Rathaus stützen. Ausgangspunkt war die bekannte Tatsache, dass die Wienbibliothek mit der Sammlung von Plakaten und Flugblättern aus dem Ersten Weltkrieg, mit dem Karl-Kraus-Archiv und der Zeitungsdocumentation aus dem Ersten Weltkrieg drei renommierte, erstklassige Spezialbestände besitzt. Es gehörte zu den Entdeckungen der Projektvorbereitung, dass die genannte Trias nicht der einzige Quellschatz ist, den die Bibliothek besitzt. Die Musiksammlung kann mit Musikhandschriften und Musikdruckschriften aus dem Ersten Weltkrieg aufwarten. Die Druckschriftensammlung besitzt einen reichen Fundus an Büchern, Zeitschriften und Zeitungen aus den Jahren 1914–1918, der jetzt nach und nach auch partiell in der Digitalen Bibliothek erschlossen werden wird. Die große Überraschung des Vorbereitungsprozesses war allerdings, dass die Entstehung der Kriegssammlung in der Wienbibliothek mit jener im Wienmuseum zusammengedacht werden muss. Im Buch *Im Epizentrum des Zusammenbruchs* und in der Ausstellung „Wohin der Krieg führt“ wurden die beiden Teilsammlungen wieder zusammengefügt.

Die Handschriftensammlung der Wienbibliothek hat unter dem Titel *Es ist Frühling, und ich lebe noch. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs in Infinitiven. Von Aufzeichnen bis Zensieren* eine Ausstellung konzipiert (6.6.2014 bis 30.1.2015) und eine Publikation vorgelegt, die die Fülle des Archivmaterials (Tagebücher, Korrespondenzen, Fotografien) präsentiert. Da-



Abb. 2: Brotverkauf in der Thaliastraße (© Wienbibliothek im Rathaus)

bei werden individuelle Erfahrungen prominenter Persönlichkeiten wie Heimito von Doderer, Oskar Kokoschka, Karl Kraus, Egon Schiele, Hans Weigel oder Stefan Zweig jenen Unbekannten gegenübergestellt, denen Krieg und Tod die Gelegenheit nahm, den Zeitläuften ihren Stempel aufzudrücken (Infos unter: www.wienbibliothek.at).

Wien im Ersten Weltkrieg

Viereinhalb Jahre Krieg hatten Wien komplett verwandelt. Das Lebensgefühl und der triste Hungeralltag seiner Einwohner machten die einst glanzvolle Metropole eines Großreiches, in der der Kaiser eines Imperiums von 53 Millionen Einwohnern residierte, zur „sterbenden Stadt“. Keine große europäische Stadt (mit Ausnahme von St. Petersburg und Moskau) hat eine Metamorphose ähnlicher Art in der Geschichte erlebt. Wien, 1918 zur Hauptstadt des kleinen Restes eines einst mächtigen Imperiums degradiert, wurde zum Synonym für einen umfassenden urbanen Niedergang, zur „Versuchsstation des Weltuntergangs“ (Karl Kraus).

Das Buch *Im Epizentrum des Zusammenbruchs* will diesen Niedergang zeigen, der mit Euphorie und Zukunftsgewissheit begann. Am 28. Juli 1914 erklärte das Kaiserreich Österreich-Ungarn dem Königtum Serbien den Krieg. Was folgte, entsprang der Automatik der Bündnissysteme, die innerhalb weniger Tage den regionalen Konflikt in einen Weltkrieg verwandelte. Die Soldaten, die in Wien unter Jubelrufen in den Krieg zogen, erwarteten eine zeitlich begrenzte Auseinandersetzung; zumindest bis Jahresende sollte alles entschieden sein. Das städtische Leben



Abb. 3: Mehlkarte (1918) / Weltkriegskonvolut, Nr. 1109
 (© Wienbibliothek im Rathaus)

war einstweilen auf die Fortsetzung des Gewohnten abgestellt. Kurz wurde zwar diskutiert, ob das öffentliche Leben und der Vergnügungs- und Kulturbetrieb weiter geführt werden sollten, aber Kontinuität blieb die Leitlinie, mit der Einschränkung, dass sich öffentliche Veranstaltungen und Kulturleben gerne in die Konjunktur des Patriotismus und der Kriegsbegeisterung einfügten. Journalistische Querschüsse oder manifeste Missfallenskundgebungen brauchten nicht gefürchtet zu werden, denn die Entfesselung des Krieges entwickelte klassen- und parteienübergreifend eine enorme Schubkraft in der nationalen Integration. Die Armee funktionierte in der vorgesehenen Rolle einer transnationalen Gemeinschaft.

Der Kriegsschauplatz war vorderhand weit weg. Bald wurden allerdings auch in Wien erste Folgen sichtbar, die die Materialschlachten mit den modernen Waffensystemen hinterließen. Die Zeitungen druckten die langen Listen der Gefallenen, die Spitäler der Stadt füllten sich sehr schnell mit Verwundeten, neue Lazarette mussten eingerichtet werden, erste Flüchtlinge aus Galizien trafen in Wien ein und verlangten nach Versorgung. Die Jubelmeldungen der Zeitungen wurden verhaltener und ließen durchscheinen, dass sich die erwarteten raschen Erfolge der k. u. k. Armee nicht einstellten. Bereits im Herbst 1914 stellte sich subkutan in der Stimmung der Stadt ein gewisser Katzenjammer ein. Als Russlands erfolgreiche Gegenoffensive weit in die Habsburgermonarchie eindrang, wurden gar Drohszenarios eines möglichen Vordringens

ins Kernland gewälzt und Arbeiten zur Verteidigung Wiens angeordnet. „Heeresseuchen“ wie Cholera und Ruhr erreichten genauso so die Hauptstadt wie die ersten Flüchtlingsgruppen aus dem Osten. Als Karl Kraus, der genaue Beobachter der Kriegsjahre, im November 1914 im Konzerthaus zu seiner Lesung „In dieser großen Zeit“ antrat, wuchs bei kleinen Gruppen bereits die Skepsis, ob denn die vorgesehene schnelle Bestrafung Serbiens wirklich funktionierte und angesichts der horrenden Verluste die Opfer nicht zu groß wären.

Aber das war erst der Anfang. Bereits nach Kriegsbeginn machten sich tief greifende Veränderungen im Wirtschaftsleben breit. Die Exportindustrie brach zusammen, die Konsumgüterindustrie drosselte angesichts der sinkenden Nachfrage ihre Produktion, Massenentlassungen waren die Folge. Gleichzeitig trat, weil immer mehr Jahrgänge an jungen Männern „*einrückend gemacht wurden*“, in der prosperierenden Rüstungsindustrie Facharbeitermangel auf. Frauen wurden in den Arbeitsprozess geholt, in geringem Umfang wurden Kriegsgefangene der Metallindustrie zugeführt. Die Wiener Arbeitswelt war erheblichen Veränderungsprozessen unterworfen. Zunehmend beunruhigend waren die Engpässe in der Lebensmittelversorgung. Die Preise stiegen exorbitant, die Importe gingen zurück. Bereits im Dezember 1914 waren bessere Mehlsorten in Wien nicht mehr erhältlich, billiges Getreide wurde beigemischt. Anfang 1915 wurden zwei fleischlose Tage verordnet. Die Regierung sah sich nach und nach veranlasst, Bewirtschaftungsmaßnahmen zu ergreifen.

Der erste große industrielle Krieg löste die Grenzen zwischen der militärischen und zivilen Sphäre auf. Der Krieg wurde nicht nur an der Front entschieden, sondern erfasste auch alle Lebensbereiche des Hinterlandes. Alle waren aufgerufen, „Opfer“ zu bringen, jeder Einzelne sollte seinen Beitrag zum Krieg leisten, alle öffentlichen Institutionen, ob Schulen, Garnisonen, Kirchen oder Zeitungen, appellierten an die Gefühle von Bürgerpflicht und Volksgemeinschaft, Behörden überwachten Propaganda- und Sammelaktionen. Die Aufforderungen zum „Durchhalten“ kamen allerdings dort an eine Grenze, wo Hunger, Unterernährung und Epidemien jedem Glauben an den Krieg Einhalt boten. Die Militärjustiz erzwang in der Rüstungsindustrie Arbeitseinsatz und die Einhaltung von Produktionsvorgaben, die Sittenpolizei kümmerte sich um das Verhalten weiblicher Singles, diverse Zentralen (Brot, Fett, Bekleidung etc.) kontingentierte mittels Ermächtungsverordnungen Konsum und Bedarf und setzten Preise fest, die Zensur kontrollierte die Presse, aber auch den Briefverkehr. Weil steigende Mieten nicht mehr bezahlbar gewesen wären, griff der Mieterschutz in die freie Mietzinsvereinbarung ein. Der Krieg verschob sukzessive die Parameter der Friedenszeit, unterwarf die Bürger einer zentral gesteuerten Zwangsordnung und verwickelte das Zivilleben in einen „totalen Krieg“. Niemand konnte behaupten, dass das Kriegsgeschehen nicht massiv auf sein Leben Einfluss genommen hätte. Auch jede Normalität eines Familien- und Beziehungslebens wurde durch die Absenz der Männer, den Tod von hunderttausenden Soldaten und die Rückkehr von Kriegskrüppel verhindert und vernichtet.

Wien war in der Habsburgermonarchie das Epizentrum eines langsamen Zusammenbruches. Der Zermürbungs- und Erschöpfungskrieg und die Mobilisierung aller Kräfte und Ressourcen für die Front setzten der Stadt Stück für Stück zu. Die Nachrichten von Wilsons 14-Punkte-Programm und von der Russischen Revolution verstärkten die Kriegsmüdigkeit. Das Motto „Alles für den Krieg“ verfiel nicht mehr. Die Verheißungen neuer Nationalstaaten und Heimatländer, die Aussicht auf Brot und Frieden lösten den Glauben an Kaiser und Reich ab. Streiks und Revolutionsbereitschaft waren die Folge. Auch in Wien zündete der finale Funke von Anarchie und Implosion. Die materielle und personelle Überlegenheit der alliierten Mächte setzte sich durch. Galoppierende Inflation, Unterernährung, die Abschneidung von Importen, die Priorisierung der Waffenindustrie und das dem Krieg untergeordnete Transportwesen schnürten das normale Leben immer mehr ein und machten es schließlich unerträglich. Wien befand sich am Ende des Krieges in einer Art Ausnahmezustand. Nach dem Zerfall der Monarchie erledigte die „österreichische Revolution“ den finalen Formalakt, die Ausrufung der Republik und die Gründung eines neuen Staates. Das hungrige Wien blieb Hauptstadt, aber unter gänzlich anderen Umständen.



Abb. 4: Amerikanische Karikatur, Hans Floerke, 1916
 (© Wienbibliothek im Rathaus)

Das reich illustrierte Buch, **eine Gemeinschaftsproduktion von Wienbibliothek, Wiener Stadt- und Landesarchiv und Verein für Geschichte der Stadt Wien**, hatte die Absicht, in sechzig Beiträgen die Sozial-, Kultur- und politische Geschichte der Weltkriegsjahre zu einem Kaleidoskop zusammenzufügen. Der Band soll den bisherigen Forschungsstand spiegeln, gleichzeitig aber auch Konturen einer zukünftigen Beschäftigung zeichnen. Die Autorinnen und Autoren wurden eingeladen, die Bestände der Wienbibliothek zu nutzen.

Die Wiener Kriegssammlung

Stadtbibliothek und Stadtmuseum waren 1914 als wissenschaftliche Einrichtungen noch unter dem gemeinsamen Dach der Städtischen Sammlungen zusammengespant. Erst 1939 wurden sie getrennt, die Bestände samt dem zugehörigen Hausarchiv auf zwei Magistratsabteilungen aufgeteilt. Stadtbibliothek und Stadtmuseum verwalteten zwar die Objekte der Kriegssammlung separiert in ihren jeweiligen Regelsystemen, aber ihrer Konzeption nach folgte die Kriegssammlung einer einheitlichen Mission. Die Stadtbibliothek sammelte im neu eingerichteten Sondersammelbereich „Kriegssammlung“ den ganzen Printbereich (Bücher, Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften, Graue Literatur, Plakate, mit Ausnahme der Bildpostkarten), das Stadtmuseum die Reliquien wie Medaillen, Vivat-Bänder, Kriegsbeutestücke, konserviertes Kriegsbrot. Die konzeptionelle und organisatorische Gesamtsteuerung des Projektes wurde erst im Zuge der Vorbereitungen des Projektes *Wien im Ersten Weltkrieg* klar. Beide Institutionen hatten allerdings in Ausstellungen und Publikationen bereits Teile ihrer Kriegssammlung präsentiert.

Sicherlich mag für Bürgermeister Weiskirchner eine Rolle gespielt haben, dass sofort mit Beginn allerorten ein Sammelfieber einsetzte. Auch in Wien brachten sich Bibliotheken und Museen, allen voran die Österreichische Nationalbibliothek und das k.k. Heeresmuseum (heute Heeresgeschichtliches Museum) in Stellung. Private Sammler setzten nach. Offiziell wurden die Menschen aufgefordert, Tagebücher, autobiographische Aufzeichnungen, eigene Dokumentationen und Sammlungen anzulegen, um diese „Große Zeit“ des Aufbruchs zu dokumentieren. Bürgermeister Weiskirchner, restlos überzeugt von Österreichs „notwendiger Selbstwehr“ in diesen Tagen, wollte da nicht fehlen und einige eigene Akzente in Sachen „Den Krieg sammeln“ setzen. In Direktor Johann Eugen Probst, seit 1904 in der Nachfolge Karl Glossys mit der Leitung der Städtischen Sammlungen betraut, hatte er einen willfähigen Beamten und tüchtigen Partner zur Stelle, der mit Initiative den Auftrag gerne aufnahm und umsetzte. Bereits eine Woche nach der Mobilisierung Österreich-Ungarns beauftragte Richard Weiskirchner Direktor Probst, *„alles zu sammeln, was sich auf Wiener Einrichtungen während dieser historisch bedeutsamen Zeit bezieht.“* Es wurden somit ausdrücklich *Viennensia* als Sammlungsgut definiert: Die Sammlung sollte die Summe („alles“) der Ereignisse in Wien, die in einem kriegsbedingten Zusammenhang standen, darstellen.



Abb. 5: Annahmestelle Gummireifen, Rathaus, *Das interessante Blatt*, 1915
(© Wienbibliothek im Rathaus)

Weiskirchner war nicht nur der Mentor der Sammlung, sondern betätigte sich selbst aktiv als Sammler, dachte bei vielen seiner Aktivitäten immer auch an die Städtischen Sammlungen. Er schickte ihnen Bücher, Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren; ihm gewidmete Publikationen wurden weiter geleitet. Persönliche Zusendungen an ihn (vom Feldpostbrief bis zu Waffenteilen, die aus „Feindeshand“ erbeutet wurden) reichte er an die Städtischen Sammlungen weiter, begleitet mit einer kurzen, aber markanten Aufforderung: „Zur Kriegssammlung!“ Weiskirchner betätigte sich immer wieder als Agent der Historischen Sammlungen, etwa wenn Wiener Soldaten an der Front verschiedene Objekte als Kriegserinnerungen sammelten, diese während eines Heimat- oder Genesungsurlaubes nach Wien brachten und an den Bürgermeister übergaben. Solche „Trophäen“ wurden den Städtischen Sammlungen direkt überreicht. So beherbergt das Wienmuseum noch heute französische Fliegerpfeile, Metallstücke von Geschützen, die bei Przemyśl erbeutet wurden, das von Soldaten akribisch beschriftete Stück eines bei Kampfhandlungen im galizischen Sokal zerstörten Kirchendaches sowie den versengten Rest eines abgeschossenen italienischen Ballons.

Zu den Prestigeprojekten Bürgermeister Weiskirchners zählte das Kriegsstammbuch der Stadt Wien. Dieser Handschriftenfaszikel sammelte 255 Einträge „mit den Bildnissen und Schriftzügen jener Männer,

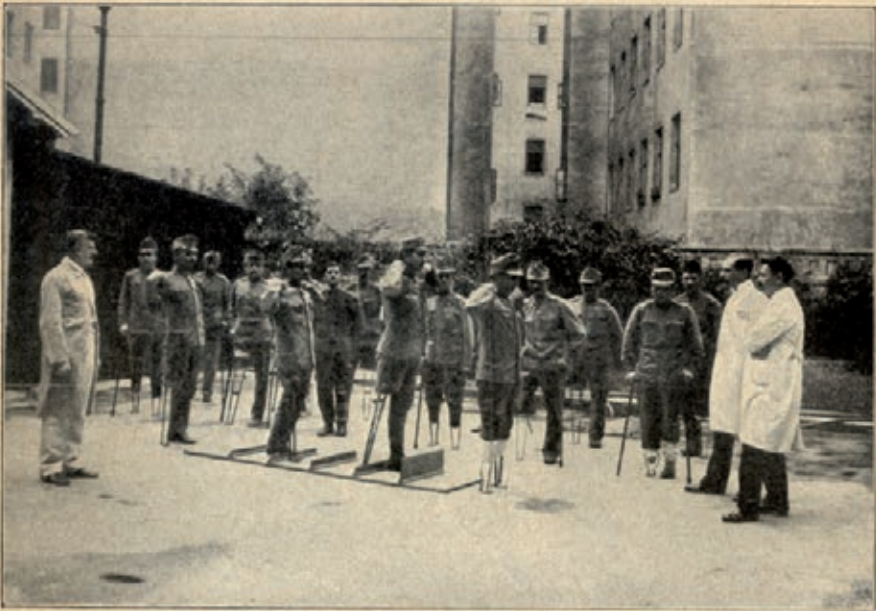


Fig. 5. Gehschule.

Abb. 6: Gehschule für Kriegsinvalide im Kriegsspital Ottakring, 1915
(© Wienbibliothek im Rathaus)

denen nächst Gott unser Schicksal in diesen ewig denkwürdigen Kriegsjahren anvertraut ist.“ Der Rat der Stadt Wien beschloss über Antrag von Stadtrat Arnold Schwer in der Stadtratssitzung am 30. Dezember 1915 einstimmig, ein „Kriegsstammbuch der Stadt Wien mit eigenhändigen Beiträgen der hervorragenden Persönlichkeiten der gegenwärtigen Zeit anzulegen und [...] in der Handschriften=Sammlung der Stadtbibliothek aufzubewahren [...]“. Der 1917 erschienene Faksimiledruck des Stammbuches mit Wiedergabe des Wortlautes in deutscher, ungarischer, türkischer und bulgarischer Sprache konnte zwar nur mit großer finanzieller und organisatorischer Mühe durch die Stadt realisiert werden, aber der enorme Aufwand war dem Bürgermeister die Sache wert. In der allgemeinen Papiernot der Zeit musste die Stadt Wien sogar das Papier für dieses Werk selbst beschaffen und für die Druckerei einkaufen. Ein Teil des Reinerlöses aus dem Verkauf wurde der kommunalen Fürsorge zugeführt.

Die Kriegssammlung der Stadtbibliothek umfasste zunächst Bücher, Tageszeitungen, Zeitschriften und Broschüren. Sie wurden in den Bücherbestand eingeordnet und in einem eigenen Schlagwortkatalog zur Weltkriegssammlung verzeichnet. Die Zahl der zwischen 1914 und 1918 verzeichneten Signaturen belief sich auf rund 12.000. Gesammelt wird sowohl deutschsprachige Literatur aus Österreich, der Schweiz und dem Deutschen Reich als auch fremdsprachige, meist „feindliche“ Literatur aus Großbritannien, Frankreich, Italien oder Skandinavien.

Die Akquisition dieser vorzüglichen Spezialsammlung ging über das übliche Spektrum der Neuerwerbungen der Städtischen Sammlungen weit hinaus. Die Nachwelt sollte in der breiten Palette der Literaturproduktion über „diese große Zeit“ informiert werden.

Das systematische und möglichst umfassende Aufspüren und Erfassen von aktuellen Bildquellen (Fotographien, Foto- und Bildpostkarten, losen Illustrationen aus Zeitungen, Zeichnungen und Malereien etc.) bildete einen weiteren Schwerpunkt der Städtischen Sammlungen. Zu den musealen Realien zählten auch die von den offiziellen Kriegsfürsorgestellen und dem Roten Kreuz aufgelegten patriotischen Abzeichen bzw. Schmuckgegenstände. Nadeln, Knopfloch-Abzeichen, Kokarden, Schleifen, Ringe und Broschen, Kriegsbecher- und gläser wurden bei den diversen Sammelaktionen verkauft; die Andenkenhersteller hatten ihre Hochkonjunktur und kreierten immer neue, nur selten künstlerisch wertvolle Erinnerungsstücke.

Das wohl umfassendste Teilprojekt der „Kriegssammlung“ umfasste den Aufbau einer thematisch gegliederten, also indexierten Zeitungsausschnittsammlung. Es wurde ein eigenes Team von Beamten und Amtsdienern zusammengestellt, welches täglich mehrere Stunden lang Zeitungen durchsah, um relevante Artikel auszuschneiden, zu sortieren und mit einem Vermerk der Zeitung und des Datums auf Einzelbögen zu kleben. Die Zeitungsausschnittsammlung versuchte sämtliche Aspekte des Zeitgeschehens möglichst vollständig abzudecken. Dabei legte man darauf Wert, über die Grenzen hinauszuschauen und allgemeine Debatten zu berücksichtigen. Mit der Sammlung lässt sich nachvollziehen, dass viele Entwicklungen und Diskussionen, die im Deutschen Reich angestoßen wurden, auch mit Zeitverzögerung in Österreich auch griffen (das Kartensystem, Mitteleuropa als Wirtschaftsraum, zentrale Bewirtschaftung der Rohstoffe). Mit ihrer Hilfe lässt sich der Blick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede schärfen.

Die fast 2000 Plakate aus den Jahren 1914–1918, die heute in der Wienbibliothek lagern, setzen sich aus unterschiedlichen Typen zusammen. Der größte Teil besteht aus Kundmachungen und Aufrufen, die das öffentliche Leben regeln sollten und nur beschränkt konnten. Die Musterungs- und die ihnen folgenden Einberufungskundmachungen bedeuteten für zehntausende Wiener einen markanten Eingriff in ihr Leben. Der historische Wert dieser Plakate wurde übrigens schon damals erkannt und wirkte sich auf die Plakatsammlung der Wienbibliothek bis dato aus: Vom großformatigen Kriegsmanifest des Kaisers („An meine Völker“) gibt es kein Original, weil dieses offensichtlich von Sammlern so begehrt war und ein Sammlerstück nie in der Bibliothek angekommen ist. Nur kleinere Formate des Dokuments scheinen im Bestand auf.

Es blieb natürlich nicht bei der „Kriegssammlung“, die während des Weltkrieges ins Haus kam und hier gesammelt wurde. Nach dem Krieg, im Grunde bis heute, kamen (und kommen) laufend Materialien in die Städtischen Sammlungen und in die Wienbibliothek, die aus dem Weltkrieg stammten, auf den Weltkrieg Bezug nahmen und die „Kriegssammlung“ ergänzten, erweiterten und auf eine neue Qualitäts-



Abb. 7: *Stellt's Euch an*, Marschlied, 1917 (© Wienbibliothek im Rathaus)

stufe hoben. Alle Sammlungen hatten ihren Anteil an diesen Bestandserweiterungen: Im so genannten „Tagblatt-Archiv“ der Dokumentati- on sind viele Mappen mit Zeitungsausschnitten dem Ersten Weltkrieg gewidmet. Die Musiksammlung reicherte ihre Bestände etwa mit dem Nachlass von Ernst Krenek und jeder Menge Material zur Operettenkul- tur des Ersten Weltkrieges an. Die Druckschriftensammlung bekam die Bibliothek eines neurologischen Krankenhauses übertragen und erwei- terte dadurch den medizinhistorischen Bestand. Prominentes Beispiel ist der Nachlass von Karl Kraus, der von Kraus' Lebensgefährtin Helene Kann rechtzeitig in die Schweiz gebracht wurde und nach dem Krieg in die Stadtbibliothek kam.



Es ist Frühling, und ich lebe noch.
Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs
in Infinitiven. Von Aufzeichnen bis
Zensieren

Herausgegeben von Marcel ATZE
und Kyra WALDNER.
Unter Mitarbeit von Thomas AIGNER.
Mit einem einleitenden Essay von
Peter ROSEI

St. Pölten: Residenz 2014
440 Seiten, durchgehend farbig
ISBN 978-3-701733361

Begleitbuch zur gleichnamigen
Ausstellung

Ausstellungskabinett der
Wienbibliothek im Rathaus
1010 Wien, Rathaus
Eingang Felderstraße
Stiege 6, 1. Stock (Glaslift)

6. Juni 2014 – 30. Jänner 2015
Eintritt frei!

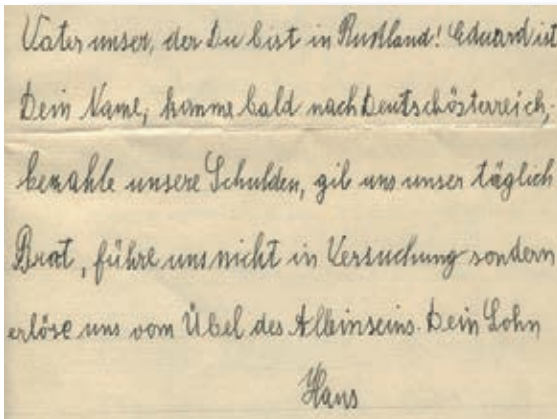


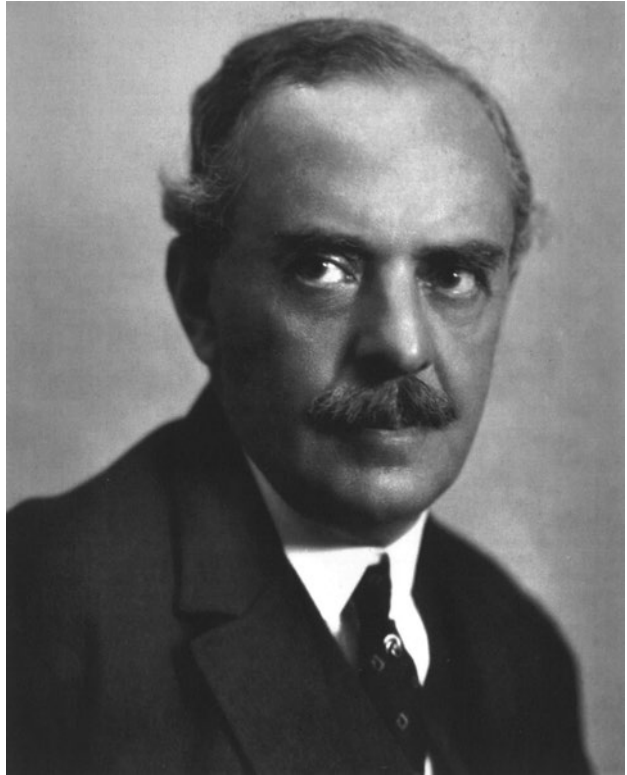
Abb. 8 (oben):
Hans Weigel: Meinen Eltern zum 16. Hochzeitstage
(Gedicht)
(© Wienbibliothek im Rathaus)



Abb. 9 (rechts):
Kriegsgefangenenkarte vom 29.11.1915 aus
dem Lager Antipicha bei Tschita an Richard
Weiskirchner
(© Wienbibliothek im Rathaus)

Gustav Glücks Kontakte zu Museumsleuten und Kunsthistorikern nach dem Ersten Weltkrieg anhand des Korrespondenznachlasses in der Österreichischen Nationalbibliothek

Abb. 1:
Gustav Glück
(1871–1952),
Direktor der
Gemäldegalerie
und von 1919
bis 1923 – Erster
Vorsitzender
des Kollegiums
der wissen-
schaftlichen
Beamten des
*Kunsthistorischen
Museums*
(© Kunst-
historisches
Museum Wien)



Der Erste Weltkrieg hat Europa und die Welt verändert. Und dies nicht nur in politischer Hinsicht. Auch kulturell war die „*Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts*“¹, wie der Historiker George F. Kennan diesen weltumspannenden Konflikt nennt, die Ursache für tiefliegende Brüche zwischen den europäischen Staaten. Auch die europäische *scientific community* spaltete sich in die zwei Lager der Kriegsgegner. Der deutsche Chemiker Fritz Haber hatte auf den Schlachtfeldern bei Ypern erstmals Giftgas eingesetzt, der deutsche Angriff auf Belgien und die dort und in Nordfrankreich stattgehabten Zerstörungen an Kulturgütern hatten die Deutschen aus Sicht der westeuropäischen Staaten als kulturlose Barbaren dastehen lassen. Und Österreich-Ungarn als deutscher Bünd-

nispartner war nach dem Krieg nicht nur mit ähnlichen Vorwürfen, sondern noch mit einem weiteren Problem konfrontiert: Die alte Donaumonarchie zerfiel und ihr Territorium wurde neu geschaffenen National- oder bereits bestehenden Nachbarstaaten zugeschlagen. Die neu entstandene Republik Österreich wurde als Nachfolgestaat der Donaumonarchie für entstandene Kriegsschäden in Haftung genommen. Diese Prozesse betrafen auch die Museen und damit auch Gustav Glück, Direktor der Gemäldegalerie des *Kunsthistorischen Museums* in Wien, um dessen Beziehungen zu ausländischen Fachgenossen in der Nachkriegszeit es im Folgenden geht.

Welche Rolle die Museen während des Krieges gespielt haben, ist erst seit kurzem ein historiographisches Forschungsfeld. Christina Kott hat in ihrer 2006 veröffentlichten Arbeit zum deutschen *Kunstschutz*-Programm erstmals den Blick auf das bisher unerforschte Thema des militärischen Kulturgüterschutzes durch deutsche Kunsthistoriker im westlichen Frontgebiet gelenkt². Deren Arbeit zwischen altruistischen Schutzmotiven für fremdes Kulturgut und unterschwelligem Aneignungsprozessen, beispielsweise durch die Inventarisierung des Kulturbesitzes im besetzten Belgien, zeigt die hohe Propagandisierbarkeit des Themas Kulturgüterschutz und ist leider für die österreichische Seite bis heute ein Forschungsdesiderat. Auch die Frage der Aufnahme von Kulturgüterklauseln in die Friedensverträge von Versailles (mit dem Deutschen Reich) und Saint Germain (mit der Republik Österreich) ist bis heute leider nur für den deutschen Fall erforscht³. Die nach dem Krieg folgende Aufteilung der in Wien befindlichen Kulturgüter zwischen den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie wurde zwar kürzlich aus juristischer Perspektive umfassend bearbeitet⁴, diese Betrachtung offenbart aber ein grundlegendes Problem: Handelnde Akteure werden weitgehend ignoriert, mögliche persönliche Beziehungen unter diesen ausgeblendet. Genau diese persönlichen Beziehungen sind es aber, die für die bisher in der Forschung wenig belichtete Museums- geschichte der Zwischenkriegszeit einen hohen Mehrwert aufweisen und Erklärungsansätze bieten können. Anknüpfend an die Idee einer „transnationalen Museumsgeschichte“⁵, bei der Museumsgeschichte nicht mehr nur aus dem Blickwinkel des Nationalstaats analysiert wird, kann auch gut gezeigt werden, auf welcher Basis es 1926 zur Gründung der ersten internationalen Museumsorganisation, des *Office International des Musées*⁶, kam.

Und Gustav Glück ist ein sehr spannendes Beispiel, um diese Entwicklungen nachzuvollziehen. Anhand seines Korrespondenznachlasses⁷ in der *Sammlung von Handschriften und alten Drucken* der *Österreichischen Nationalbibliothek* soll im Folgenden dargestellt werden, mit wem er nach dem Krieg in Kontakt stand, welche Themen für ihn von besonderer Relevanz waren und wie seine Arbeit in den politischen und kulturellen Kontext der Zeit einzuordnen ist. In der Arbeit mit dem Bestand zeigen sich allerdings zwei Problemfelder: Einerseits handelt es sich fast ausschließlich um Briefeingänge, eine Gegenüberlieferung ist in den meisten Fällen nicht gegeben, andererseits weist der Bestand deutliche Lücken auf. Dank der Einordnung der Korrespondenz in einen größe-

ren Zusammenhang mittels Sekundärliteratur und Quellenmaterial aus den Akten des Unterrichtsministeriums im *Österreichischen Staatsarchiv*, dem *Zentralarchiv der Staatlichen Museen zu Berlin*, und Akten aus den *Archives de la Direction des Musées Nationaux* und den *Archives Nationales* in Paris können inhaltliche Lücken allerdings zumeist geschlossen werden. Die folgende Betrachtung reicht vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung des *Office International des Musées*. Besonders in den Blick genommen werden Glücks Beziehungen zu nicht-deutschen Fachkollegen. Denn mit den Deutschen war man politisch wie fachlich immer in enger Tuchfühlung gewesen, dies änderte sich auch mit dem Krieg nicht.

Zur Person

Gustav Glück hatte in Wien und Bonn Kunstgeschichte studiert und war 1899 unter Friedrich Dörnhöffer, dem späteren Generaldirektor der *Bayerischen Staatsgemäldesammlung*, ins Kupferstichkabinett der Hofbibliothek gekommen. 1900 wechselte er als Kustos in die Gemäldegalerie des 1891 gegründeten *Kunsthistorischen Museums*, 1911 wurde er deren Leiter *ad interim*, 1916 deren Direktor. Er war der erste studierte Kunsthistoriker, der mit der Leitung der Abteilung betraut war und damit ein typisches Beispiel für personelle Veränderungen im Rahmen museumsreformatorischer Überlegungen und umfassender Professionalisierungsprozesse in europäischen Museen. Unter Glück wurden an der Gemäldegalerie grundlegende Neuerungen eingeführt. Neben der erstmaligen Einzelhängung von Bildern, die eine Wände füllende Salonhängung ablöste, ist Glück auch die Modernisierung des Museumsbetriebs und die Einführung einer umfassenden Forschungsabteilung unter Rückgriff auf neue naturwissenschaftliche Verfahren zuzuschreiben⁸.

Wiener Kunstbesitz in Gefahr

Nach dem Krieg herrschte in Wien erst einmal Chaos. Die Auflösung des habsburgischen Vielvölkerreiches verlief nicht ohne Komplikationen und die wirtschaftliche Situation der neu entstandenen Republik Österreich war dramatisch schlecht. Alle Staaten, die früheres habsburgisches Territorium übernommen hatten, stellten Forderungen auf Kulturgüter aus Wien. Dies waren Italien, Polen, Rumänien, der SHS-Staat (das spätere Jugoslawien), die Tschechoslowakei und Ungarn. Und sogar Belgien formulierte Ansprüche in Bezug auf die habsburgische Herrschaft in den Österreichischen Niederlanden im 18. Jahrhundert. Und Gustav Glück war gerade Erster Vorsitzender des *Kollegiums der wissenschaftlichen Beamten* des Museums geworden, vertrat das Museum also nach außen.

Bereits im Februar 1919 forderte die in Wien zur Überwachung des Waffenstillstandes stationierte italienische Militärkommission, begleitet von italienischen Kunsthistorikern und Museumsleuten, die Herausgabe von mehreren Bildern aus der Gemäldegalerie sowie anderer Kulturgüter aus weiteren Wiener Sammlungen⁹. Die Museen mussten sich auf staatliche Anordnung dem Druck beugen und gaben die Gegenstän-



Abb. 2: Gustav Glück (mi.) und die im Innenhof des *Kunsthistorischen Museums* zur Abholung durch die italienische Waffenstillstandskommission bereitgestellten Bilder. (Foto aus *Das interessante Blatt* 1919, Nr. 8, 8; Fotograf: Richard Hauffe; © ÖNB, ANNO)

de heraus. Gustav Glück, der als Fachmann für niederländische und flämische Malerei schon vor dem Krieg beste Kontakte zu ausländischen Kollegen gehabt hatte, versuchte, über diese Kanäle Stimmung gegen die italienischen Entnahmen zu machen. Hierzu schrieb er sowohl an Wilhelm Martin vom *Mauritshuis* in Den Haag wie auch an den Amsterdamer Kunstgeschichteprofessor Jan Six¹⁰. Beide sahen ihre eigene Handlungsmacht als begrenzt an, wollten aber die englischen Kollegen benachrichtigen. Diese sollten, als Mitglieder eines wichtigen Siegerstaates, politische Beratungsfunktion für die Entscheidung über Kulturgüterfragen auf der gerade begonnenen Friedenskonferenz in Paris innehaben. Glück hatte den Kontakt nach England allerdings bereits selbst hergestellt. Schon am 14. April 1919 scheint er an Campbell Dodgson, Mitarbeiter des *Department of Prints and Drawings* des *British Museum*, mit dem Glück auch schon vor dem Krieg in Kontakt gewesen war, geschrieben zu haben¹¹. Dieser zeigte sich hochofreut über die erste Kontaktaufnahme nach dem Krieg, war aber, ebenso wie seine holländischen Fachgenossen, entrüstet über das italienische Vorgehen. In einem weiteren Schreiben an Glück vom 10. September 1919 legte er dar, welche Schritte er für die Beeinflussung der englischen Meinung unternommen habe¹². Über Sidney Colvin, seinen Vorgesetzten am *Department of Prints and Drawings*, sei Glücks Schreiben direkt an Arthur Balfour, den britischen *Foreign Secretary* gegangen. Auch habe er Glücks Brief an Eric

Maclagan, Kustos und späterer Direktor am *Victoria&Albert Museum* und Mitglied der britischen Delegation bei der Pariser Friedenskonferenz, weitergeleitet. Dieser habe ihm versichert, dass Teile der italienischen Forderungen auf der Friedenskonferenz kassiert würden, in der Folge habe er von weiteren Schritten abgesehen. Maclagan scheint Glücks Brief schließlich direkt an Lloyd George, den britischen Premierminister, weitergeleitet zu haben¹³. Auch in den Archiven des frz. Außenministeriums hat sich ein Schreiben Glücks erhalten¹⁴. Da er direkt nach dem Krieg aber noch nicht wieder mit französischen Museumsleuten in Kontakt gestanden zu haben scheint, hat dieser Brief vermutlich einen anderen Weg genommen. Aufgrund Glücks guter Kontakte zu den Vertretern der französischen Republik in Wien lässt sich schließen, dass er über die offiziellen diplomatischen Kanäle ins Außenministerium gelangt ist¹⁵. Glücks Assistent Ernst Buschbeck machte Anfang August 1919 noch einen weiteren Vorschlag: Glück sollte seinen auch während des Krieges bestehenden Kontakt zu Cornelis Hofstede de Groot, einem niederländischen Privatgelehrten und anerkannten Spezialisten für niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts, nutzen, damit dieser einen Artikel für das *Burlington Magazine*, das Magazin des Londoner *Burlington Fine Arts Club*, über die Angelegenheit schreibe¹⁶. Hierzu scheint es aber nicht mehr gekommen zu sein, vermutlich, weil es zu diesem Zeitpunkt zu spät war, um auf die Entscheidungen auf der Friedenskonferenz und die zeitgleich in Wien laufenden und letztlich scheiternden Verhandlungen über ein italienisch-österreichisches Separatabkommen noch Einfluss zu nehmen.

Ohne an dieser Stelle im Detail auf die Vielzahl der im Friedensvertrag von Saint Germain enthaltenen Klauseln betreffend Kulturgüter einzugehen, lassen sich doch einige grobe Züge aus diesen darstellen: Die Republik Österreich wurde verpflichtet, über ihren Kulturbesitz mit den Nachfolgestaaten zu verhandeln und auf Grund dessen keine Veräußerungen aus den staatlichen Sammlungen für die Dauer von 20 Jahren vorzunehmen¹⁷. Für einige konkrete Ansprüche Belgiens, Italiens, Polens und der Tschechoslowakei wurde die Entscheidung durch ein internationales Schiedsgericht in Aussicht gestellt¹⁸. Festhalten lässt sich, dass während und kurz nach dem Kriege sehr viel weitgehendere Forderungen insbesondere in Belgien, Frankreich und Italien durch die Presse gegeistert waren, als letztlich auf der Friedenskonferenz stattgegeben wurden. Welchen Einfluss Glücks Briefe hierauf hatten, sei dahingestellt. Die Tatsache aber, dass sie letztlich in den höchsten Entscheidungsgremien Englands und Frankreichs anlangten, zeigt zumindest, wie weit seine Beziehungen reichten.

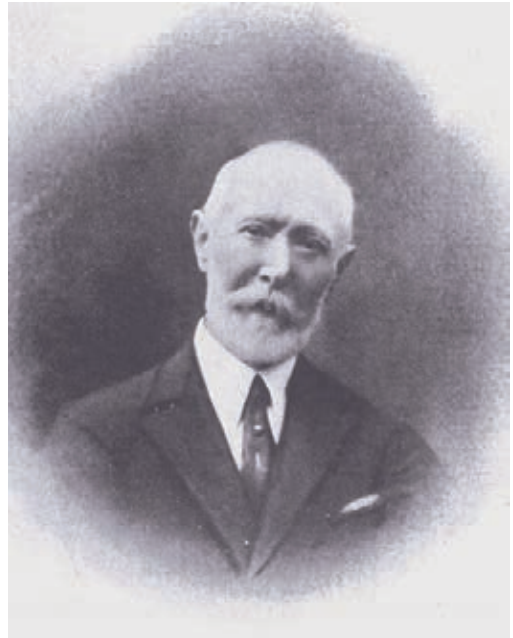
Als Staatskanzler Karl Renner den Friedensvertrag am 10. September 1919 unterzeichnete, war Österreich in größter Not. Die finanzielle Misere hatte einen Lebensmittel- und Kohlennotstand mit sich gebracht und die Regierung war nicht mehr in der Lage, das Überleben der eigenen Bevölkerung zu gewährleisten. Hierzu sprangen verschiedene ausländische Hilfsorganisationen ein und Glück selbst erhielt für seine erkrankte Tochter Lebensmittel von Seiten der französischen Repräsentanten in Wien¹⁹. Auch Glücks dänischer Kollege Otto Andrup, Direk-



Abb. 3: Veranstaltung im Wiener Konzerthaus zugunsten der notleidenden Kinder Wiens, organisiert durch den französischen Gesandten Allizé (durch x markiert, Balkon, 3. Person v. l.)
(Foto aus *Das interessante Blatt* 1920, Nr. 1, 5; Fotograf: Richard Hauffe; © ÖNB, ANNO)

tor des *Nationalhistoriske Museum* in Frederiksberg, unterstütze ihn durch Nahrungsmittelsendungen und nahm anscheinend kurzzeitig ein Wiener Pflegekind auf²⁰. Um den Nahrungsnotstand zu bekämpfen und sich ausländische Devisen zu beschaffen, beschloss die österreichische Regierung mit Gesetz vom 16. Oktober 1919²¹, Verkäufe oder Belehnungen von Kunstobjekten aus staatlichem Besitz vorzunehmen – in den Blick geraten waren vor allem die aus Habsburger Besitz übernommenen und bisher nie öffentlich gezeigten Gobelins aus dem Schloss Schönbrunn. Diese Überlegung zog allerdings Konsequenzen auf höchster Ebene nach sich. Aufgrund des durch den Friedensvertrag vorgesehenen Verbots der Veräußerung von Kulturgütern auf 20 Jahre wurde die *Interalliierte Reparationskommission* tätig, die für die Durchführung der Friedensverträge eingerichtet worden war. Um zu prüfen, um welche Objekte es sich handelte, ihren Besitzstatus zu klären und insgesamt eine Inventarisierung und Schätzung des österreichischen Kunstbesitzes vorzunehmen, sandte sie Vertreter nach Wien²².

Abb. 4:
Raymond Kœchlin, Präsident
der *Société des Amis du Louvre*,
und Leiter der interalliierten
Inventarisierungsmission.
(Foto aus: Paul Alfassa,
*Raymond Kœchlin. Notices lues
aux assemblées générales de la
Société des amis du Louvre, le 30
avril 1932*. Paris 1932;
Fotograf: unbekannt)



Unter der Leitung von Raymond Kœchlin, dem Präsidenten der *Société des Amis du Louvre* kamen ab Januar 1920 Experten des Louvre und verschiedener Londoner Museen nach Wien. Unter ihnen befanden sich neben den schon erwähnten Campbell Dodgson und Eric Maclagan auch Jean Guiffrey, Leiter des *Département des peintures, des dessins et de la chalcographie* des *Musée du Louvre*, und Robert C. Witt, *Trustee* an der *National Gallery* und Eigentümer der damals vermutlich umfassendsten privaten kunsthistorischen Publikations- und Fotosammlung. Mit Guiffrey war Glück auch schon vor dem Krieg in Kontakt gewesen, für den Kontakt zu Witt scheint dessen Aufenthalt in Wien der Startpunkt gewesen zu sein²³. Die Arbeit der ausländischen Experten, die in fast allen staatlichen Wiener Sammlungen systematisch die Bestände durchforsteten, scheint insgesamt sehr harmonisch verlaufen zu sein. Neben der offiziellen Arbeit gab es auch Zeit zum informellen Austausch²⁴. Bei seiner Abreise nach Paris bedankte sich Guiffrey bei Glück für die Erleichterung seiner Arbeit²⁵. Angesichts der Tatsache, dass die nach Wien entsandten Experten Angehörige von ehemaligen Feindstaaten waren, denen noch vor kurzem zugetraut worden war, sich am österreichischen Kunstbesitz bereichern zu wollen, ist es bemerkenswert, wie entgegenkommend sich offensichtlich Glück verhalten hat. Wahrscheinlich aber war er darüber informiert oder hat zumindest angenommen, dass vor allem die französischen Experten einen direkten Draht in die Reparationskommission darstellten. Denn Glück war zwar Mitglied in einer Regierungskommission, die mögliche Verkaufsobjekte auswählen sollte, eine Auflösung der bestehenden Sammlungen war aber verständlicherweise nicht in seinem Interesse.

Und die Forderungen der anderen Nachfolgestaaten der Donaunarchie standen ja auch noch im Raum. Und tatsächlich war es insbesondere Raymond Kœchlin, der in der Folgezeit immer wieder von der Reparationskommission für Entscheidungen über den österreichischen Kunstbesitz als Experte herangezogen werden sollte. Dass auch er prinzipiell gegen eine Zerteilung der Sammlungen war, äußerte er in einem Schreiben an Glück vom 3. November 1920²⁶. Und trotz der Aufstellung einer dreigeteilten Liste über mögliche abzugebende Tapisserien aus Schönbrunn durch Kœchlin, kam es letztlich nie zu einer Umsetzung der Verkaufspläne, bis die ökonomische Lage der jungen Republik sich durch eine internationale Kreditaktion im Herbst 1922 besserte.

Teilnahme am Internationalen Kunsthistorischen Kongress 1921

Dank der interalliierten Inventarisierungsmission war Glück nun auch mit den französischen Kollegen in Kontakt. Über Raymond Kœchlin erfuhr er im bereits erwähnten Schreiben vom 3. November 1920, dass die Pariser *Société de l'Histoire de l'Art* an einer Wiederaufnahme der *Internationalen Kunsthistorischen Kongresse* arbeite²⁷. Auf diesen traf sich seit 1873 die internationale Gelehrten- und Museumswelt und diskutierte sowohl über kunsthistorische wie über musealpraktische Themen. Lange waren diese Kongresse eine Domäne der deutschen Kunsthistoriker gewesen, vor dem 1912 in Rom abgehaltenen war mit dem Amsterdamer Kongress 1898 lediglich eine von neun Veranstaltungen nicht im deutschsprachigen Raum abgehalten worden²⁸. Und nun sollte der erste nach dem Krieg stattfindende Kongress ausgerechnet in Paris stattfinden, in einer politisch aufgeladenen Situation.

Dass deutsche Vertreter nicht eingeladen sein würden, war absehbar, für die junge Republik Österreich stellte sich diese Frage aber differenzierter dar. Denn Kœchlin, einer der Organisatoren des Kongresses, stellte im selben Schreiben vom 3. November auch gleich die Frage, ob Glück sich nicht vorstellen könne, teilzunehmen und auch andere österreichische Kollegen einzuladen. Und obwohl sich die wissenschaftlichen Beamten des *Kunsthistorischen Museums* auf Anfrage des Unterrichtsministeriums gegen eine Entsendung österreichischer Delegierter aussprachen, war Glück gerne bereit nach Paris zu fahren, sofern das Ministerium seine Reisekosten übernehme²⁹. Hans Tietze, Ministerialreferent für Museumsfragen im Unterrichtsministerium und Zuständiger für die Bearbeitung der Forderungen der Nachfolgestaaten, plädierte ebenfalls für eine Entsendung Glücks als Einzelperson, der sich „*internationalen Ansehens erfreut und in den in Betracht kommenden Kreisen in Paris besonders gut angeschrieben ist.*“³⁰ Glück sollte auf dem Kongress Stimmung machen gegen eine Umsetzung des Prinzips nationalen Kulturerbes, bei dem museale Sammlungen in ihrem Bestand angegriffen würden. Bereits im Frühjahr 1921 war er anscheinend erstmals wieder in Frankreich unterwegs gewesen und hatte in Paris auch Raymond Kœchlin einen Besuch abgestattet³¹. Nach der Rückkehr von dort wusste er dem Wiener Aristokraten Karl Lanckoroński zu berichten: „*In Paris habe ich der politischen Situation wegen für die italienische Sache nichts mehr*

erreichen können, doch habe ich versucht gegen die belgischen [Hervorhebung im Original; LC] Ansprüche Stimmung zu machen.“³²

Und im September ging Glück abermals nach Paris, diesmal zum Besuch des *Kunsthistorischen Kongresses*. In den Kongressakten ist er als Vizepräsident der Sektion II (Abendländische Kunst) verzeichnet, einen Vortrag hielt er allerdings nicht³³. Raymond Kœchlin nahm sich auch dort wieder seiner an³⁴, außerdem waren Kollegen aus verschiedenen anderen Ländern zugegen, darunter auch aus den Staaten, die Österreich gegenüber Forderungen auf Kulturgüter erhoben hatten, wie Belgien, Italien und die Tschechoslowakei. Was genau dort passierte und inwiefern Glück mit diesen Delegierten in Kontakt war, lässt sich nicht eindeutig klären. Das Kongressprotokoll gibt nur die gehaltenen Vorträge wieder, eigenen Aufzeichnungen Glücks zu seinem dortigen Aufenthalt sind nicht überliefert. Aufschlussreich ist aber, wie er sich im Nachhinein gegenüber Wilhelm von Bode äußerte, dem Direktor des *Kaiser Friedrich-Museums* in Berlin und zu dieser Zeit mächtigsten deutschen Museumsmann. Mit diesem war Glück auch vor dem Krieg schon in ständigem Kontakt gewesen und Bode hatte ihn in einem Schreiben vom 2. Dezember 1921 gefragt: „Waren Sie wirklich in Paris zu dem kunsthist.[orischen] Kongress, wo die boches [frz. Schimpfname für Deutsche; LC] verboten waren? Ich habe es nicht glauben wollen!“³⁵ Glücks Antwort an Bode vom 9. Dezember lässt an Deutlichkeit nicht zu wünschen übrig: Seine Teilnahme sei vor allem strategischer Natur gewesen, er habe „Stimmung“ gegen weitere Entnahmen aus den österreichischen Sammlungen machen wollen und er sei sicher, „dass der Zweck die Mittel heiligt. [...] Für uns und unsere Kunstpolitik halte ich es für durchaus notwendig, diese Beziehungen aufrecht zu erhalten. Was man drüber denkt [Hervorhebung im Original; LC], ist eine andere Sache.“³⁶ Zudem könne man mit Kollegen „wie Kœchlin und André Michel [...] auch in diesen Zeiten verkehren.“³⁷ Und obwohl Glück die Grenze zwischen den beiden Lagern der ehemaligen Kriegsgegner längst übersprungen hatte, blieb er mit Bode und vor allem auch Max J. Friedländer, Assistent Bodes an der Gemäldegalerie des *Kaiser Friedrich-Museums* und Leiter des Berliner Kupferstichkabinetts, in engem Kontakt³⁸.

Kontinuitäten und unerwartete Brückenschlüsse

Neben der Einladung zum *Kunsthistorischen Kongress* in Paris lassen sich aus der Korrespondenz Gustav Glücks noch einige weitere, für den politischen Kontext ungewöhnliche Beziehungen erkennen. Mit den Kollegen aus den Museen der ehemals zur Donaumonarchie gehörigen Staaten in Budapest und Prag bestand weiterhin Kontakt. Elek Petrovics, Leiter des Budapester *Kunsthistorischen Museums*, war mit Glück auch während des Krieges in fachlichem Austausch. Im Mai 1921 scheint Glück ihm sogar einen Hinweis auf einen möglichen Verkauf eines Velazquez in Wien gegeben zu haben³⁹. Und gleichzeitig war Petrovics Teil der ungarischen Delegation, die die nach dem Krieg formulierten weitreichenden Forderungen auf Kulturgüter in Wien zu verhandeln hatte⁴⁰. Glück gegenüber äußerte er anlässlich einer neuen Verhandlungsrunde im September 1927, wie er selbst diese anscheinend nicht ganz freiwillig ausgeübte Position wahrnahm: „Wie ich er-

fahren habe, soll ich am 18.-ten [sic] September wieder in ~~Wien~~ [Streichung im Original; LC] Baden erscheinen, um an den österreichisch-ungarischen Verhandlungen teilzunehmen. Wir werden uns also bald wiedersehen – für mich einer der sehr wenigen mildernden Umstände!“⁴¹ Dass letztlich die Abgaben an Ungarn vergleichsweise glimpflich ausfielen im Vergleich zu dem nach dem Krieg von ungarischer Seite formulierten Anspruch auf die Hälfte aller Sammlungen, könnte auch dem persönlichen Verhältnis der beiden Verhandlungspartner geschuldet sein. Ob Glück auch mit Gabriel von Terey (Gábor Térey), dem früheren Leiter des Budapester Museums, dauerhaft in Kontakt war, lässt sich nicht zweifelsfrei klären. Zwar schrieben sich beide noch während des Krieges und der Inhalt des ersten in den Beständen der ÖNB erhaltenen Briefs vom 24. April 1924 deutet nicht auf eine erstmalige Wiederaufnahme des Kontakts hin, doch scheint von Terey erst zu dieser Zeit über die „vielen bedeutenden Erwerbungen, die Sie in den letzten Jahren gemacht haben“⁴² informiert worden zu sein und äußerte den Wunsch, bald einmal wieder nach Wien zu kommen.

Für Vincenc Kramář, Direktor der Prager Nationalgalerie, scheint Glück nach dem Krieg eine zentrale Rolle bei der Informationsbeschaffung und Vermittlung gespielt zu haben. Vom 6. Juli 1920 ist eine Anfrage nach Expertise zur Erneuerung des Firnis bei einem Gemälde von Frans Hals überliefert⁴³. Und noch im Juni 1926 bat er Glück, die erste Ausgabe der von der Prager Nationalgalerie herausgegebenen eigenen Publikationsreihe an die bereits genannten Hofstede de Groot und Raymond Koechlin sowie an Abraham Bredius, einen nach Monaco ausgewanderten niederländischen Kunsthistoriker und ehemaligen Leiter des Mauritshuis in Den Haag, weiterzuleiten⁴⁴. Auch bat er um die Nennung einer ungarischen, russischen, skandinavischen und spanischen Fachzeitschrift. Glück hatte offensichtlich selbst 1926 noch Informationen und Beziehungen, auf die Kramář nicht zurückgreifen konnte. Ob Kramář auch an der Ausarbeitung der tschechoslowakischen Forderungen beteiligt war, lässt sich nicht eindeutig sagen. Im *Archiv der Republik* findet sich jedoch ein Hinweis, der in diese Richtung deutet: In einer Stellungnahme vom 26. Juli 1924 befürwortet Hans Tietze die Lockerung des seit Ende des Krieges bestehenden Ausfuhrverbotes für Kulturgüter in Privatbesitz für eine spätgotische Madonnenstatue, an der Kramář Interesse bekundet hatte⁴⁵. Durch den Verkauf an die Prager Nationalgalerie könne man laut Tietze eventuell einen Verzicht der Tschechoslowakei auf die aus Wien im Rahmen des Vertrags von St. Germain geforderte *Krumauer Madonna* aus dem *Kunsthistorischen Museum* erwirken – Kramář scheint hierzu offensichtlich in kompetenter Position gewesen zu sein.

Ein mindestens ebenso überraschender, aber genau anders herum gelagerter Fall lässt sich für Glücks Kontakte zu italienischen Kunsthistorikern aus seinem Korrespondenznachlass rekonstruieren. Karl Moll, Mitbegründer der *Wiener Sezession* und Mitglied im *Verein der Museumsfreunde*, hatte Glück bereits am 4. Oktober 1920 von einem in Mailand aufgetauchten Bild des sienesischen Malers *Duccio di Buoninsegna* berichtet⁴⁶. Glück war interessiert, die Verhandlungen mit dem itali-

enischen Zwischenhändler zogen sich allerdings in die Länge und die Tatsache, dass das Bild bei versuchter Ausfuhr italienischerseits mit einem Ausfuhrverbot belegt werden könnte, machte die Sache nicht einfacher⁴⁷. An dieser Stelle schaltete sich Ende 1922, anscheinend auf Anfrage Glücks, Ettore Modigliani, Direktor der Mailänder *Pinacoteca di Brera* ein⁴⁸. Modigliani war einer der Kunstexperten gewesen, die im Februar 1919 bei den italienischen Entnahmen in Wien beteiligt gewesen waren. Umso erstaunlicher ist es, was er auf Glücks Nachfrage hin zu berichten wußte: Nicht nur sei Glücks Vermutung falsch, dass die versuchte Ausfuhr in der dafür zuständigen italienischen Kommission abschlägig beurteilt worden sei, weil das Bild nach Wien gehen solle. Dass es sich um einen möglichen Verkauf an das Wiener Museum handle, habe im Gegenteil überhaupt erst dazu geführt, dass auf sein Betreiben und das Gino Fogolaris – Direktor der *Gallerie di Venezia* und ebenfalls 1919 beteiligt – überhaupt über eine Freigabe des Bildes diskutiert worden sei⁴⁹. Und obwohl Modigliani auch in der Folge noch nach Wegen zur Freigabe des Bildes suchte und letztlich sogar der frisch an die Macht gekommene Benito Mussolini anscheinend im Handstreich mittels Einsetzung einer neuen Kommission die Freigabe erreichte, die Angelegenheit blieb aus unbekanntem Gründen unvollendet⁵⁰. Dass aber ausgerechnet die zwei Kunsthistoriker, die sich direkt nach Ende des Krieges durch die Ausnutzung ihrer Machtposition den Zorn ihrer österreichischen Kollegen zugezogen hatten, Glück nun eine derartige Hilfestellung anboten, ist bemerkenswert.

Dass es schon wieder so harmonisch zwischen den Fachgenossen der beiden Staaten zugeht, könnte von anderen, aus der Korrespondenz Glücks rekonstruierbaren Sachverhalten herrühren. Glück war mit Adolfo Venturi, einem einflussreichen Professor für Kunstgeschichte an der Universität Rom, in Kontakt. Die beiden hatten sich schon vor und während des Krieges geschrieben⁵¹. Im Bestand der ÖNB findet sich für die Nachkriegszeit ein erstes Schreiben auf den 10. November 1920 datiert⁵². Der unvermittelte Einstieg in selbiges macht aber deutlich, dass hier für die Zwischenzeit eine Überlieferungslücke besteht, möglicherweise ist der Kontakt nie abgerissen. Und in einem Schreiben vom 22. August 1921 bat Georg Gronau, Leiter der *Kasseler Gemäldegalerie*, den Kunsthistoriker Roberto Longhi, Dozent an der Universität Turin und Schüler eben jenes Venturis, in Wien zu empfangen. Dieser mache gerade eine Studienreise in Europa und sei bereits in Spanien, Frankreich und Deutschland unterwegs gewesen, fürchte aber, in Wien „seiner Nationalität wegen keine allzu freundliche Aufnahme zu finden.“⁵³ Im folgenden Brief bedankte sich Gronau dafür, dass Glück, obwohl „durch die Erfahrungen besonders schwer betroffen“⁵⁴, Longhi freundlich aufgenommen habe. Zudem fand im Frühjahr 1922 in Florenz die erste große internationale Leihausstellung nach dem Krieg, die *Mostra della pittura italiana del Seicento e del Settecento* statt, mit Leihgaben aus verschiedenen europäischen Museen und Privatsammlungen. Gustav Glück war persönlich bereits am 23. November 1921 von Giovanni Poggi, Direktor der Florentiner *Uffizien* nach möglichen Leihgaben aus Museums- und Privatbesitz angefragt worden, vermutlich eine direkte Folge seines vor-

herigen Entgegenkommens gegenüber Longhi, der an der Organisation der Ausstellung beteiligt gewesen zu sein scheint⁵⁵. Warum Österreich selbst keine Leihgaben stellte⁵⁶, ist unklar und ebenso wenig lässt sich nachvollziehen, ob Glück selbst sich die Ausstellung anschaute und dort möglicherweise italienische Kollegen traf⁵⁷. Von einer Abschottung der beiden Lager voneinander konnte aber bereits zu diesem Zeitpunkt keine Rede mehr sein.

Ebenfalls sehr früh nahm Glück wieder Kontakt zu belgischen Kollegen auf, obwohl auch Belgien noch laufende Forderungen auf Kulturgüter aus Wien hatte. Die Beziehungen zu Belgien haben für Glück vermutlich immer eine besondere Rolle gespielt, galt der flämischen Malerei doch sein besonderes Forschungsinteresse. Leider tritt hier besonders deutlich eine Lücke im Bestand zutage. Mit Georges Hulin de Loo, Kunsthistoriker an der Universität Gent, Mitglied der Museumskommission der Brüsseler *Musées Royaux des Beaux-Arts de Belgique* (MRBAB) und renommiertesten belgische Fachmann für flämische Malerei, war Glück schon vor dem Krieg in Kontakt gewesen. Für die Folgezeit allerdings scheint es eine große Überlieferungslücke zu geben, der erste, inhaltlich unvermittelt einsteigende Brief in der ÖNB datiert vom 26. August 1925⁵⁸. Ähnlich unklar verhält es sich mit dem Direktor des Brüsseler Museums, Hippolyte Fierens-Gevaert, von dem lediglich ein Brief vom 5. November 1926 erhalten ist⁵⁹. Aus den Beständen des Museumsarchivs der Brüsseler MRBAB lässt sich allerdings nachvollziehen, dass anlässlich der Organisation einer großen Leihausstellung belgischer Kunst im Pariser Ausstellungshaus *Jeu de Paume* ab März 1923 wieder Kontakt zwischen Glück und den belgischen Kollegen bestand. Die Organisatoren wollten gerne Leihgaben aus dem KHM und Fierens-Gevaert scheint sogar nach Wien gekommen zu sein, um mit Glück über die Angelegenheit zu sprechen⁶⁰. Auch der spätere Nachfolger Fierens-Gevaerts als Direktor der MRBAB, Léo von Puyvelde, zu dieser Zeit noch Professor für Kunstgeschichte an der Universität Gent, nutzte die Gelegenheit, um Glück über Fierens-Gevaert zur Teilnahme am *Congrès International des Sciences Historiques* einzuladen⁶¹. Dieser sollte 1923 in Brüssel abgehalten werden und Glück wurde auch hier offensichtlich auf persönlicher Basis eingeladen, ohne dass es offizielle Einladungen an deutsche oder österreichische Institute gegeben hätte⁶². Einige Bilder wurden letztlich nach Paris entliehen, ob Glück auf die Einladung zum Kongress einging, lässt sich nicht klären⁶³.

Daneben bestanden auch persönliche Beziehungen nach Belgien. An Fanny Hymans, Witwe des 1912 verstorbenen ehemaligen Direktors der Brüsseler *Bibliothèque Royale de Belgique*, scheint Glück schon im Sommer 1920 geschrieben zu haben⁶⁴. Diese war hochofrenet über Glücks Kontaktaufnahme, ihre bisherigen Versuche, über Max Lehrs, Direktor des *Dresdener Kupferstichkabinetts*, Informationen über Glücks Situation zu bekommen, seien bisher gescheitert. Mit ihr tauschte sich Glück in den folgenden Jahren regelmäßig über ihre Arbeit an der Fertigstellung der Manuskripte ihres verstorbenen Mannes und über gemeinsame Bekannte aus⁶⁵. Auch zu Charles Polydore de Mont hatte Glück weiterhin engen Kontakt. De Mont war bis 1919 Direktor des Antwerpener *Musée*

Royal des Beaux-Arts gewesen und hatte aufgrund der Beschuldigung des sogenannten *Flamen-Aktivismus*⁶⁶ von seiner Stelle zurücktreten müssen. Während des Krieges hatte er sich mit Glück ausgetauscht und auch nach dem Krieg brach der Kontakt nicht ab, auch wenn de Mont jetzt als Privatgelehrter auftrat und von Glück Auskünfte und Publikationen erfragte⁶⁷.

Späte Kontaktaufnahmen

Neben diesen überraschend früh wieder aufgenommenen oder gar nicht abgebrochenen Beziehungen zu ausländischen Kollegen fällt auf, dass Vertreter einiger wichtiger Museen erst spät wieder in Glücks Korrespondenz auftreten. Ernst Friedrich von Liphart, deutsch-baltischer Leiter der Gemäldegalerie der *Eremitage* in Sankt Petersburg, war vor dem Krieg mit Glück in Kontakt gewesen. Es dauert aber bis April 1925, bevor er erstmalig wieder an Glück schrieb⁶⁸. Von seiner Stelle als Leiter der Gemäldeabteilung sei er in der Zwischenzeit aufgrund der politischen Umstände im mittlerweile sowjetischen Russland zurückgetreten und widme sich allein der Betreuung der italienischen Gemälde, berichtete er Glück in diesem ersten Schreiben. Lipharts Wunsch nach einem Wiederanknüpfen der alten Beziehung scheint Glück nachgekommen zu sein, wie die Briefe aus der Folgezeit belegen. Als ein Resultat dieser Kontaktaufnahme ist auch der Brief von James von Schmidt, dem Assistenten Lipharts an der Gemäldegalerie der *Eremitage*, einzuordnen⁶⁹.

Auch nach Spanien scheinen erst spät Kontakte geknüpft worden zu sein. Es ist Georges Hulin de Loo, der, anscheinend auf Nachfrage Glücks, diesem in einem Schreiben vom 19. April 1926 die personelle Situation am Madrider *Museo del Prado* erklärt⁷⁰. Glück war zu diesem Zeitpunkt anscheinend schon auf dem Weg nach Spanien, wohin Hulin de Loo ihm einen zweiten Brief schickte⁷¹. Vor seiner Abreise scheint Glück keine Kenntnis über die dortigen Fachleute gehabt zu haben, nach seiner Rückkehr jedoch stand er mit Juan Allende-Salazar, Kunstgelehrter aus dem Umkreis des Museums, in regelmäßigem Kontakt⁷². Und vom Direktor des *Prado*, Fernando Alvarez de Sotomayor, wurde Glück 1928 im Namen der spanischen Regierung zur offiziellen Feier des hundertjährigen Todestages Francisco de Goyas eingeladen⁷³.

Und auch die skandinavischen Länder mussten lange warten auf einen Besuch Glücks. Der bereits angesprochene Otto Andrup aus Dänemark versuchte ab März 1922, ihn zu einigen Vorträgen in seiner Heimat zu überreden und bot ihm eine Übernahme der Kosten und ein Honorar⁷⁴. Das Projekt scheiterte anscheinend an einer plötzlichen Erkrankung Glücks⁷⁵. Axel Ludvig Romdahl, Leiter des *Konstmuseet* im schwedischen Göteborg, hatte ebenfalls gehofft, Glück bei dieser Reise auch zu einem Vortrag in Schweden zu bewegen⁷⁶. Das Projekt einer Skandinavien-Reise mit mehreren Vorträgen in Dänemark und Schweden scheint dann erst im Oktober 1926 geklappt zu haben. Johan „Johnny“ Roosval, erster Professor für Kunstgeschichte an der Universität Stockholm und Mitarbeiter des *Nordiska Museet*, bedankte sich anschließend überschwänglich bei Glück: Er habe „sehr viel von Ihren Vorträgen und von dem Umgange mit Ihnen, den Kunstwerken gegenüber, gelehrt [sic].“⁷⁷

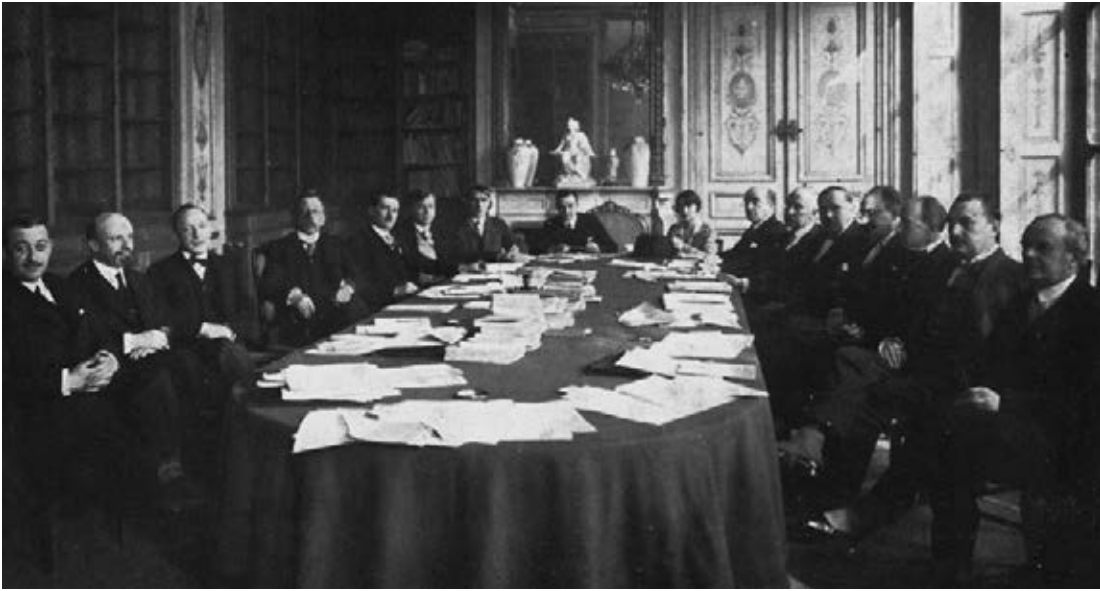


Abb. 5: Gustav Glück (2.v.r.) bei einer Sitzung der *Commission Consultative de l'Office International des Musées* am 8./9. Februar 1929 im *Institut International de Coopération Intellectuelle* in Paris. Ebenfalls anwesend: Alvarez de Sotomayor (l.; Museo del Prado), Henri Verne (2.v.l.; Musées Nationaux de France), Max J. Friedländer (3.v.l.; Kaiser Friedrich-Museum) und Jean Guiffrey (7.v.r.; Musée du Louvre)
(Foto: *Museion. Bulletin de l'Office International des Musées* 7 [April 1929] 64)

Gustav Glück, ein europäischer Museumsman

In einer Synthese des Vorangegangenen lassen sich einige grundlegende Feststellungen treffen. Der politische Kontext der Nachkriegszeit hat für Glücks Arbeit eine Rolle gespielt, aber sein Effekt war nicht in allen Fällen ein negativer. Der unerwartet frühe Kontakt zu den französischen Kollegen wurde durch die Entsendung der Inventarisierungsmission nach Wien überhaupt erst möglich gemacht. Die italienischen Entnahmen riefen insbesondere bei den englischen Experten Solidarität mit den österreichischen Museen hervor und sogar für den Fall der italienischen Fachleute lässt sich feststellen, dass die quasi gewalt-samen Aktionen selbst zwischen den beteiligten Akteuren keine nachhaltigen persönlichen Animositäten hervorriefen. Auch zu den alten Bekannten aus den ehemals zur Donaumonarchie gehörigen Museen in Prag und Budapest war Glück offensichtlich in gutem Verhältnis, die sich ziehenden Verhandlungen um die Abgabe von Kulturgütern scheinen daran nichts geändert zu haben. Dass Glück als Kunsthistoriker ein Forschungsinteresse für altniederländische Malerei hatte und in diesem Bereich eine hohe Kompetenz besaß, mag eine Erklärung für seine Kontakte zu den belgischen Kollegen gewesen sein, persönliche Beziehungen zu einigen Akteuren eine andere. Auch im Umgang mit den Vertretern der im Krieg neutralen Niederlande änderte sich nichts, ebenso wenig wie an der schon immer engen politischen wie

fachlichen Bindung an Deutschland. Eine Einschränkung stellte der politische Kontext allerdings sicher im Austausch mit den Konservatoren der Petersburger *Eremitage* dar. Das Fehlen des Austauschs mit Kollegen des *Prado* mag auf den ersten Blick überraschen, anscheinend war Glück aber auch vor dem Krieg nicht mit diesen in Kontakt gewesen. Die Nachkriegssituation mag hier eine Kontaktaufnahme verzögert haben, verhindert hat sie sie nicht. Denn in der Zwischenzeit hatte sich auch der Kontext für die Arbeit der Museen geändert: Nach Deutschlands Beitritt zum *Völkerbund* 1926 – Österreich war bereits 1920 beigetreten – hatte dieser im Rahmen seines Programmes zu intellektueller Zusammenarbeit die Gründung einer internationalen Museumsorganisation beschlossen: Das *Office International des Musées*, auf den der heute unter dem Dach der UNESCO agierende *International Council of Museums* zurückzuführen ist, nahm seine Arbeit auf. Und obwohl Glück schon lange nicht mehr Leiter des *Kunsthistorischen Museums* war, sollte er, und nicht der diesen Posten nun besetzende Hermann Julius Hermann, der österreichische Vertreter im ersten Organisationsgremium, dem sogenannten *Comité de gestion* werden⁷⁸. In diesem saßen einige der wichtigsten Persönlichkeiten der Museumswelt der 20er-Jahre wie Arduino Colasanti, italienischer *Generaldirektor für Antiken und Schöne Künste*, Frederic G. Kenyon, Direktor des *British Museum* oder Henri Verne, *Directeur Général des Musées Nationaux* in Frankreich⁷⁹. Auch einige der Bekannten der letzten Jahre sollten sich dort mit ihm einfinden: Max J. Friedländer, Jean Guiffrey und auch Fernando Alvarez de Sotomayor⁸⁰. Die internationale Museumsorganisation wurde in den Folgejahren eine Plattform zum Austausch neuer Ideen der Museumspraxis und Gustav Glück war in vorderster Reihe mit dabei.

¹ G. F. Kennan, *Bismarcks europäisches System in der Auflösung. Die französisch-russische Annäherung 1875–1890*. Frankfurt a. M. 1981, 12.

² Ch. Kott, *Préserver l'Art de l'Ennemi? Le Patrimoine Artistique en Belgique et en France occupées, 1914–1918*. Brüssel 2006.

³ Vgl. Ch. Kott, *Kunstwerke als Revanche? Die Problematik der Restititionen im und nach dem Ersten Weltkrieg in Westeuropa*. In: G. Ulrich Großmann, P. Krutisch (Hg.), *The Challenge of the Object/Die Herausforderung des Objekts. 33rd congress of the International Committee of the History of Art/33. Internationaler Kunsthistorikerkongress. Congress-Proceedings, 1355–1359* (bisher nur online veröffentlicht <[http://](http://www.academia.edu/6168467/Kunstwerke_als_Revanche_Die_Problematik_der_Restititionen_im_und_nach_dem_Ersten_Weltkrieg_in_Westeuropa)

www.academia.edu/6168467/Kunstwerke_als_Revanche_Die_Problematik_der_Restititionen_im_und_nach_dem_Ersten_Weltkrieg_in_Westeuropa>). Von Valentine Gay existiert eine Masterarbeit an der *École du Louvre* zur Thematik: *Le débat autour des dispositions concernant l'art et le patrimoine dans le traité de Versailles*. Mémoire dirigé par François-René Martin et Michela Passini, mémoire de master soutenu à l'École du Louvre en mai 2010.

⁴ Y. Huguenin-Bergemat, *Kulturgüter bei Staatensukzession. Die internationalen Verträge Österreichs nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie im Spiegel des aktuellen Völkerrechts*. Berlin, New York 2010.

⁵ So die Forderung der Tagung *Transnationale Museumsgeschichte* an der TU Berlin vom 17.–18. Februar 2012 <<http://www.kunstgeschichte.tu-berlin.de/index.php?id=559>> (Zugriff: 28. Feb. 2014). Am Lehrstuhl von Prof. Dr. Bénédicte Savoy an der TU Berlin ist auch eine Arbeitsgruppe mit selbem Titel angesiedelt.

⁶ Die bisher einzige Arbeit zum *Office International des Musées* ist eine Abschlussarbeit der *École nationale des Chartres*. Vgl. M. Caillot, *La revue Museion (1927–1946). Les musées et la coopération culturelle internationale*. Thèse de master, 2011 (unveröffentlicht). Zur dt. Beteiligung am OIM vgl. Ch. Kott, *The German Museum Curators and the International Museums*

Office, 1926–1937. In: A. Meyer, B. Savoy, *The Museum is Open. Towards a Transnational History of Museums 1750–1940*. Berlin, Boston 2014, 205–217.

7 Teilnachlass H 16/1985 (Autogr. 1073/1 bis 1097/28 und Cod. Ser. n. 29256 bis 29310) in der Sammlung für Handschriften und alte Drucke der ÖNB. Der Bestand kam als Schenkung aus dem Umfeld der Familie Glück 1985 an die Nationalbibliothek.

8 Zu Glücks Direktion läuft momentan ein Forschungsprojekt am *Kunsthistorischen Museum*. Vgl. Wencke Deiters, *Die Wiener Gemäldegalerie im Wandel der Zeiten – von 1911 bis 1938* (Arbeitstitel; voraussichtliches Erscheinungsjahr 2016).

9 Vgl. J. Rainer, *Die Rückführung italienischer Kulturgüter aus Österreich nach dem Ersten Weltkrieg*. In: E. Widmoser, H. Reinalter (Hrsg.), *Alpenregion und Österreich. Geschichtliche Spezialitäten. Hans Kramer zum 70. Geburtstag*. Innsbruck 1976, 105–111; A. Lhotsky, *Die Verteidigung des Österreichischen Kunstbesitzes* (Nachtrag zu *Die Geschichte der Sammlungen*). o.O. 1946, 1–13; Ch. Gastinel-Coural, *Vienne 1918–1922. Des œuvres d'art en échange de pain. À propos de l'inventaire estimatif des collections des Habsbourg établi par les conservateurs français. Bulletin de la Société de l'Histoire de l'Art Français* 2011 [im Druck]; Huguenin-Bergénat, *Kulturgüter bei Staatensukzession*, 79–92.

10 Vgl. Martin an Glück am 11. Juli 1919 (ÖNB, HAD, NL Glück, 1087/12-11) u. Schreiben von Six an Glück vom 4. Juli 1919 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1093/4-2).

11 Vgl. Dodgson an Glück am 14. Mai 1919 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1077/17-3). In diesem nennt Dodgson den

14. April als Einsenddatum des von Glück gesandten Briefes.

12 Vgl. Dodgson an Glück am 10. September 1919 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1077/17-4).

13 In den *Lloyd George Papers* der britischen *National Archives* findet sich ein Schreiben Glücks. Vgl. M. Herren, *Shifting Identities and Cosmopolitan Machineries. A New World Imagined at the 1919 Peace Conference in Paris*. In: Ch. Brosius, R. Wenzlhuemer (Hrsg.), *Transcultural Turbulences. Towards a Multi-Sited Reading of Image Flows*. Heidelberg u.a. 2011, 67–82, hier 80–81.

14 Vgl. undat. Schreiben Glücks aus dem Archiv des Außenministeriums (Archives du Ministère des Affaires étrangères et européennes, Nantes, Ambassade 620). Ich danke Chantal Gastinel-Coural für diesen Hinweis.

15 Im NL Glück finden sich Schreiben der Botschaftsangehörigen Joseph Romieu und seiner Frau, des Wiener Korrespondenten der *Le Temps*, Marcel Dunan, ebenso wie des ab Frühjahr 1920 amtierenden Botschafters Pierre Lefèvre-Pontalis. Zu ihnen vgl. Gastinel-Coural, *Vienne 1918–1922*, 2.

16 Vgl. Schreiben von Buschbeck an Glück vom 2. August 1919 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1076/5-4). Der Vorschlag sei ursprünglich von de Groot selbst gekommen anlässlich eines Besuchs von Max Eisler, Privatdozent der Universität Wien, in Holland.

17 Artikel 196 des *Staatsvertrags von St. Germain-en-Laye*.

18 Artikel 195 des *Staatsvertrags von St. Germain-en-Laye*.

19 Zwei undatierte Schreiben von Madame Romieu stammen vermutlich aus dieser Zeit (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1090/37-

1 u. 1090/37-5). Zur Schilderung der Situation im verarmten Wien vgl. H. Loewenfeld-Russ, *Im Kampf gegen den Hunger. Aus den Erinnerungen des Staatssekretärs für Volksernährung 1918–1920* (Studien und Quellen zur österreichischen Zeitgeschichte 6). Wien 1986.

20 Vgl. Andrup an Glück am 19. Juni u. 7. Okt. 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1073/6-1 u. 6-2).

21 „Gesetz womit die Staatsregierung zur Verpfändung, Veräußerung und Ausfuhr einzelner Gegenstände aus staatlichem Besitz ermächtigt wird“ (Nr. 479) im *Österreichischen Staatsgesetzblatt* vom 18. Oktober 1919, Nr. 171, 1147–1148.

22 Zum Verlauf der Aktion vgl. Gastinel-Coural, *Vienne 1918–1922*, u. R. Salmon, *Raymond Kœchlin, expert pour la France des richesses historiques de l'Autriche (1919-1921)*. Vortrag im Rahmen des Kolloquiums *Les Habsbourg et la France* (Centre de Recherche du château de Versailles, 22.–24. November 2012) <<http://chateaufersailles-recherche.fr/francais/recherche-et-formation/colloques-et-journees-d-etudes/annee-2012/les-habsbourg-et-la-france.html>> (Zugriff: 28. Feb. 2014).

23 Zwei Briefe von Guiffrey vom 17. Dez. 1902 und 5. Okt. 1909 sind im Bestand der ÖNB erhalten (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1082/23-1 u. 23-2). Das erste Schreiben von Witt an Glück datiert vom 10. Nov. 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1095/34-1).

24 Vgl. beschriftete Visitenkarte des Wiener Aristokraten Karl Lanckoroński an Glück vom 20. Jan. (o.J.): „Wollen Sie übermorgen Donnerstag 5 Uhr bei uns Tee trinken mit Herrn Kœchlin und seinen Freunden?“ (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1085/46-1).

25 Vgl. Guiffrey an Glück am 13. Feb. 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1082/23-3).

26 Vgl. Kœchlin an Glück am 3. Nov. 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1085/18-2).

27 Vgl. Kœchlin an Glück am 3. Nov. 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1085/18-2).

28 Zur Geschichte der Internationalen Kunsthistorischen Kongresse vgl. H. Dilly, Trouvailles. Images latentes du congrès international d'histoire de l'art. In: W. Feuerhahn, P. Rabault-F Feuerhahn (Hrsg.), *La fabrique internationale de la science. Les congrès scientifiques de 1865 à 1945*. Paris 2010, 105–122. Der erste Kongress fand 1873 in Wien statt.

29 Vgl. Aktennotiz betr. „Kongress für Kunstgeschichte“ vom 19. Aug. 1921 aus der Musealverwaltung des Unterrichtsministeriums (Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, UM Allgemeine Reihe, Unterricht III/3, Sign. 15, Fasz. 3019, Z. 6524/21).

30 Stellungnahme von Tietze vom 31. Aug. 1921 aus der Musealverwaltung des Unterrichtsministeriums (Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, UM Allgemeine Reihe, Unterricht III/3, Sign. 15, Fasz. 3019, Z. 6524/21).

31 Vgl. Kœchlin an Glück [adressiert an das Pariser Hotel Avenida] am 7. u. 18. März 1921 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1085/18-4 u. 18-5).

32 Glück an Lanckoroński am 24. März 1921 (ÖNB, HAD, NL Lanckoroński, Autogr. 612/26-2).

33 Vgl. *Congrès d'Histoire de l'Art. Organisé par la Société de l'Histoire de l'Art français. Comptendu analytique*. Paris 1922, 23. Glücks Name fehlt im Register der gehaltenen Vorträge. Vgl. ebd., 232–239.

34 Vgl. Kœchlin an Glück [im Pariser Hotel Avenida] am 26. Sept. 1921 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1085/18-8).

35 Bode an Glück am 2. Dez. 1921 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1075/14-6).

36 Glück an Bode am 9. Dez. 1921 (Stiftung Preußischer Kulturbesitz – Staatliche Museen zu Berlin, Zentralarchiv; IV/Nachlass Wilhelm von Bode; 6.1.1 Schriftwechsel/Briefeingänge/Personen A-Z; Glück, Gustav).

37 Ebd. André Michel war Professor am *Collège de France* und bis 1920 Konservator am Louvre gewesen.

38 Friedländer berichtete viel über die Berliner Museen und seine Meinung zu fachlichen, musealen und Entwicklungen des Kunstmarkts.

39 Vgl. Petrovics an Glück am 20. Mai 1921 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1088/36-1).

40 Vgl. Petrovics an Glück am 3. April 1927 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1088/36-4). Petrovics teilte Glück mit, dass er eine Fortsetzung der Verhandlungen veranlasst habe.

41 Petrovics an Glück am 8. Sept. 1927 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1088/36-7).

42 Terey an Glück am 24. April 1924 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1094/19-8).

43 Vgl. Kramář an Glück am 6. Juli 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1085/24-1).

44 Vgl. Kramář an Glück am 8. Juni 1926 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1085/24-2).

45 Vgl. Tietzes Stellungnahme zu „Bundesdenkmalamt. Rekurs des Philipp Madl Wien gegen die Verweigerung einer Ausfuhrbewilligung“ vom

26. Juli 1924 (Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, UM Allgemeine Reihe, Unterricht III/3, Sign. 15, Fasz. 3067, Z. 17800/III-12/24).

46 Vgl. Moll an Glück am 4. Okt. 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1088/3-8).

47 Im Nachlass Glücks findet sich diesbezügliche Korrespondenz mit Moll, inkl. eines beiliegenden Schreibens des italienischen Händlers Balboni, Glücks Assistenten Ernst Buschbeck, Ludwig von Baldass und Johannes Wilde, dem italienischen Repräsentanten in Wien, Orsini-Baroni und dessen Mitarbeiter Giacinto Auriti, sowie Entwürfe für Schreiben an einen nicht näher bezeichneten „Minister“. Der Inhalt der Briefe lässt vermuten, dass es sich um ein Mitglied der italienischen Regierung handelt.

48 Vgl. Modigliani an Glück am 22. Nov. 1922 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1088/1-3).

49 Vgl. ebd.

50 Vgl. Giacinto Auriti an Glück am 26. Juni 1923 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1073/10-1) u. Moll an Glück am 25. Mai 1923 (ebd., Autogr. 1088/6-3).

51 Venturi hatte davor zuletzt am 7. April 1915 geschrieben (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1094/38-3).

52 Vgl. Venturi an Glück am 10. Nov. 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1094/38-7).

53 Gronau an Glück am 22. Aug. 1921 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1086/18-7).

54 Gronau an Glück am 16. Nov. 1921 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1086/18-8).

55 Vgl. Poggi an Glück am 23. Nov. 1921 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1089/10-1). Die Annahme Francis Haskells, dass

eine Anfrage an Österreich gar nicht erst erfolgt sei, ist damit widerlegt. Vgl. F. Haskell, *The ephemeral museum. Old master paintings and the rise of the art exhibition*. New Haven 2000, 132.

56 Der einzige zum Thema publizierte Aufsatz von Mazzocca geht nicht auf die Entstehungsumstände der Ausstellung ein. Vgl. F. Mazzocca, *La mostra fiorentina del 1922 et la polemica sul seicento. Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Classe di lettere e filosofia V 2* (1975) 837–901. Haskell weiß zu berichten, dass Gentileschi Flötenspieler aus der Sammlung Liechtenstein ein Wunschobjekt der Organisatoren gewesen sei. Vgl. Haskell, *The ephemeral museum*, 132.

57 Hans Tietze war sicher dort. Vgl. Tietze an Glück am 17. Mai 1922 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1094/25-6). Ob Glück zu diesem Zeitpunkt überhaupt schon wieder selbst in Italien war, lässt sich nicht klären. Gegenüber Karl Lanckoroński kündigte er eine Reise für Ende März 1921 an. Vgl. Glück an Lanckoroński am 24. März 1921 (ÖNB, HAD, NL Lanckoroński, Autogr. 612/26-2).

58 Vgl. Hulin de Loo an Glück am 26. Aug. 1925 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1084/18-3).

59 Vgl. Fierens-Gevaert an Glück am 5. Nov. 1926 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1081/34-1).

60 Vgl. Glück an Fierens-Gevaert am 3. April 1923 (Musées royaux des Beaux-Arts de Belgique, Dossier No 5562/Exposition de l'art Belge, Paris, 1923).

61 Vgl. Van Puyvelde an Fierens-Gevaert am 31. März 1923 (Musées royaux des Beaux-Arts de Belgique, Dossier No 5562).

62 Vgl. K. Dietrich Erdmann, *Toward a global community of historians. The International Historical Congresses and the International Committee of Historical Sciences 1898–2000* (unter Mitarb. v. Jürgen Kocka, Wolfgang J. Mommsen und Agnes Blänsdorf). New York 2005, 77–78.

63 Aus dem Kongressprotokoll lässt sich erkennen, dass Glück keinen Vortrag hielt. Möglicherweise war er trotzdem anwesend, ähnlich wie auf dem *Kunsthistorischen Kongress 1921*, wo er auch keinen Vortrag hielt.

64 Vgl. Hymans an Glück am 9. August 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1084/22-1). Das letzte Schreiben aus dem Krieg datiert vom 13. Okt. 1916 (ebd., Autogr. 1084/21-6).

65 Das letzte Schreiben Hymans an Glück datiert vom 25. Jan. 1925 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1084/22-9).

66 Während des Krieges hatten einige Vertreter des flämischen Bevölkerungsteils in Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht aktiv für eine Betonung des flämischen Elements in der belgischen Politik, Kultur und Gesellschaft gearbeitet. Dies führte nach dem Krieg zu schwerwiegenden Zerwürfnissen innerhalb des Staates. Vgl. S. de Schaepdrijver, *La Belgique et la Première Guerre mondiale*. Brüssel 2005, 137–170 u. 251–312.

67 Ein erstes Schreiben von de Mont an Glück nach dem Krieg datiert vom 7. Aug. 1920 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1088/8-7).

68 Vgl. Liphart an Glück (undatiert) mit Poststempel vom 30. April 1925 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1086/28-8).

69 Vgl. Schmidt an Glück am 29. Okt. 1927 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1092/8-1).

70 Vgl. Hulin de Loo an Glück am 19. April 1926 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1084/18-4).

71 Vgl. Hulin de Loo an Glück am 10. Mai 1926 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1084/18-5).

72 Ein erstes Schreiben von Allende-Salazar an Glück datiert auf den 4. März o.J. (lt. Poststempel „1926“). Zu dieser Zeit war Glück noch in Spanien unterwegs (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1073/3-1).

73 Vgl. de Sotomayor an Glück am 16. Feb. 1928 (ÖNB, HAD, NL Glück, 1093/11-1).

74 Vgl. Andrup an Glück am 27. März 1922 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1073/6-3).

75 Vgl. Andrup an Glück am 11. April 1923 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1073/6-5).

76 Vgl. Romdahl an Glück am 27. Juli 1922 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1090/35-1).

77 Vgl. Roosval an Glück am 15. November 1926 (ÖNB, HAD, NL Glück, Autogr. 1090/42-1).

78 Vgl. Schreiben des Sekretärs des OIM, Oprescu an den Untergeneralsekretär des Völkerbunds, Albert Dufour von Féronce vom 14. April 1927 (Archives de l'UNESCO, Archives de l'OIM, I/Organisation, 6/Comité consultatif d'experts [composition] 1927–1939).

79 Vgl. undat. Liste der einzuberufenden Experten für ein am 14. Januar 1927 geplantes erstes Treffen des OIM (Archives de l'UNESCO, Archives de l'OIM, I/Organisation, 7/Comité consultatif d'experts [réunions] 1926–1932).

80 Vgl. Liste der Teilnehmer der *Première réunion d'experts*. Genève, 13 et 14 janvier 1927. In: *Museion. Bulletin de l'Office International des Musées 1* (April 1927) 11.



ISBN 978-3-412-22215-4

Karl JAROŠ
Die ältesten griechischen Handschriften des Neuen Testaments
Bearbeitete Edition und Übersetzung

Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2014
952 Seiten, 5 s/w-Abbildungen
<http://www.boehrlau-verlag.com>

Weit über 5000 griechische Handschriften des Neuen Testaments sind bis heute bekannt. Davon werden im vorliegenden Band 104 Handschriften ediert, die aus dem ersten bis vierten Jahrhundert stammen und damit einen besonderen Thesaurus für die gesamte Christenheit darstellen. Sie umfassen bereits 60 Prozent vom griechischen Text des Neuen Testaments. Die Handschriften werden jeweils nach acht Gesichtspunkten präsentiert: Herkunft, Aufbewahrung, Beschreibung, Inhalt, Datierung, Bibliographie, Hinweise, wo die Abbildungen zu finden sind, und Transkription. Jede transkribierte Zeile ist mit einer deutschen Übersetzung versehen. Die genaue Kenntnis der ältesten griechischen Textüberlieferung ist für Theologen und für jeden wichtig, der sich ernsthaft mit der Bibel und der Entstehung der einzelnen Schriften des Neuen Testaments beschäftigen will.



ISBN 978-3-11-031346-8

Jürg FLEISCHER, Horst J. SIMON
Sprachwandelvergleich – Comparing Diachronies

Berlin: De Gruyter 2013
VIII, 229 Seiten
<http://www.degruyter.com>

Die in diesem Band versammelten Beiträge wenden das aus der kontrastiven Linguistik stammende Konzept des Sprachvergleichs auf die Diachronie an. Ziel ist, dadurch Aussagen zum Sprachwandel zu treffen, die über die Einzelsprache hinausgehende Generalisierungen erlauben. Auch erscheint eine Wandelerscheinung einer bestimmten Sprache vor der Folie vergleichbarer Entwicklungen schärfer konturiert; der Ansatz ermöglicht es somit auch, das Sprachspezifische einer Entwicklung zu erkennen. Beim Vergleich nahe verwandter Sprachsysteme ist die Frage zentral, weshalb sich eine bestimmte Sprache trotz identischer Ausgangslage anders entwickelt hat als die mit ihr nahe verwandte(n) Sprache(n); beim Vergleich nicht näher miteinander verwandter Systeme stellt sich dagegen die Frage, ob Verschiedenheiten in der Entwicklung für die jeweilige Sprachfamilie spezifisch sind. Die untersuchten Daten stammen v.a. aus der (diachron besonders gut belegten) indogermanischen Familie, daneben werden auch seltener betrachtete Sprachen abgedeckt

Osten | Orient



ISBN 978-3-447-06837-6

Mor Ignatios APHREM I. BARSAUM
*Geschichte der syrischen Wissenschaften und
Literatur*
Eichstätter Beiträge zum Christlichen Orient 2

Wiesbaden: Harrassowitz 2014
LII, 506 Seiten
<http://www.harrassowitz-verlag.de>



ISBN 978-3-447-10119-6

Konrad PETROVSKY
*Geschichte schreiben im osmanischen Südosteuropa. Eine Kulturgeschichte orthodoxer
Historiographie des 16. und 17. Jahrhunderts*

Wiesbaden: Harrassowitz 2014
X, 272 Seiten
<http://www.harrassowitz-verlag.de>



ISBN 978-1-61451-460-2

Sofia KOTZABASSI (Ed.)
The Pantokrator Monastery in Constantinople
Byzantinisches Archiv 27

Berlin: De Gruyter 2013
X, 270 Seiten
<http://www.degruyter.com>



ISBN 978-3-412-21107-3

Marina DMITRIEVA, Bálint KOVÁCS (Hrsg.)
*Armenier im östlichen Europa – Armenians in
Eastern Europe 2: Die Kunst der Armenier im
östlichen Europa*

Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2014
256 Seiten, 27 farb. und 28 s/w-Abb.
<http://www.boehrlau-verlag.com>

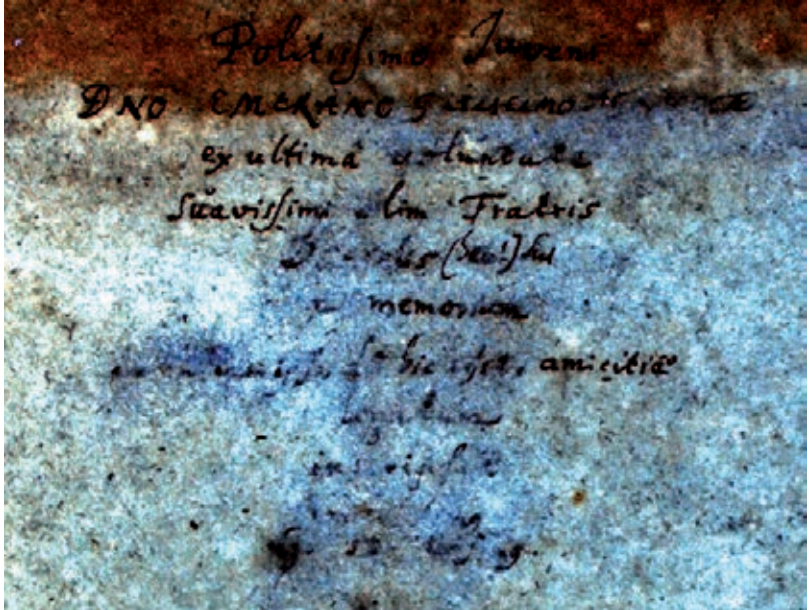


Abb. 1: Widmung auf dem inneren Buchdeckel:
Politissimo Juveni | DNO. EMERANO GULIELMO AG[RICO]LAE | Ex ultima voluntate | Suavissimi olim Fratris | D[omi]ni Jelis (neu) Sui | In memoriam | [...] cum ipso, dum hic esset, amicitiae | Legabam | ins[c]rips[er]e | G [...] [...] Jimus
(© ÖNB, Musiksammlung, S.A.77.C.1, innerer vorderer Buchdeckel)

Stand der Forschung

Die Österreichische Nationalbibliothek beherbergt unter der Signatur S.A.77.C.1 je ein seltenes Exemplar des Barocklauten-Tabulaturdruckes *Neue Lauten-Früchte* sowie *Hundert Geistliche Melodien Evangelischer Lieder* des Komponisten Esaia Reusner (Löwenberg 1636–Berlin 1679). Die Besonderheiten dieser Musikdrucke wurde vor kurzem im Detail beschrieben¹, und können wie folgt zusammengefasst werden: Beide Musikdrucke sind offenbar schon zur Entstehungszeit zu einem Buch zusammengebunden worden. Das herausragende Merkmal dieses „two-in-one“ Buches ist die zum Zeitpunkt der Buchbindung erfolgte Einordnung von 54 originalen Kupferstichen nach Motiven barocker Gemälde, ausgeführt durch namhafte Künstler des 17. Jahrhunderts.

Der Musikdruck

Zum Zeitpunkt der Drucke *Neue Lauten-Früchte* und *Hundert Geistliche Melodien Evangelischer Lieder* im Jahr 1676 war Esaia Reusner als „Churfürstlich-Brandenburgischer Cammer-Lautenist“ am Hof der Kurfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm (16. Februar 1620 bis 9. Mai 1688) in Berlin tätig. Beide Musikdrucke wurden durch die Rungische Buchdruckery in Berlin ausgeführt und konnten dort auch gekauft werden, was Reusner im Vorwort wie folgt angibt: „Dieses Werklein wird sonsten in Berlin in der Rungischen Buchdruckery zu erfragen / und um einen billigen Preiß zu erkauffen seyn. Ubrigens empfehle mich allen Liebhabern zu geneigter Gunstgewogenheit.“ Wie jedoch dieses illustrierte Doppelbuch nach Wien und in die Musiksammlung der heutigen Österreichischen Nationalbibliothek kam, ist bislang ungeklärt.

Ein früher Besitzer: Emeran Wilhelm Agricola

Im Zuge der Untersuchung des illustrierten „two-in-one“ Buches konnte eine bisher unter dem neuzeitlichen Schutzumschlag verborgene – leider nur noch in Fragmenten erhaltene – Widmung entdeckt werden (Abb. 1).

Der Text kann wie folgt übersetzt werden: „Dem hoch gebildeten jungen Mann Emerano Gulielmo Agricola, nach dem letzten Willen des einst geliebten Bruders, seines, ach!, ..., in Erinnerung an eine Freundschaft mit ihm, solange er [auf Erden] weilte, hat testamentarisch übergeben ...“ Aus dieser Widmung ergibt sich, dass der Besitzer dieser Tabulatur ein gewisser Emeran Wilhelm Agricola war.

Unter dem Familiennamen Agricola wird in *Neue Deutsche Biographie*² auf eine verzweigte und wohlhabende Familie aus Regensburg verwiesen. Und tatsächlich finden sich in den historischen Archiven von Regensburg vielfältige Hinweise auf einzelne Familienmitglieder. Die aus dem Jahr 1717 überlieferte, von Johann Seifert erstellte *Seifertsche Stammtafel*³ gibt einen Überblick über die zweihundertjährige Geschichte der Regensburger Patrizierfamilie Agricola. Diese mit dem Familienwappen

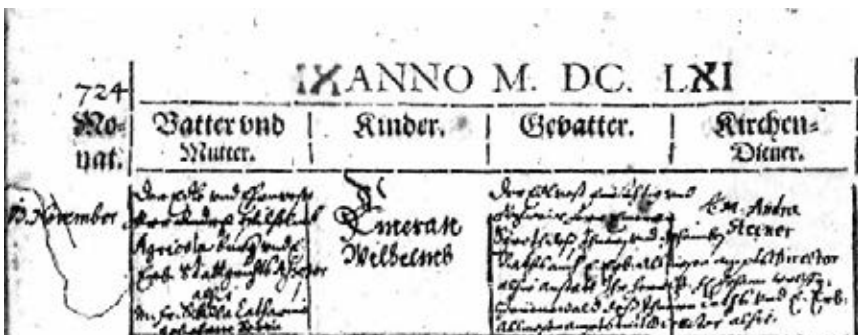


Abb. 2: Geburtseintrag des Emeran Wilhelm Agricola. Kirchenbuch für Regensburg. Regensburg, M.DC.LXI
 © Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, LAELKB_1-18, Seite 410)

der Familie Agricola geschmückte Stammtafel zeigt, dass Emeran Wilhelm Agricola der älteste von vier Söhnen und zwei Töchtern des Vaters Andreas Wilhelm Agricola (22.05.1625 bis 9.11.1684) und der Mutter Sibylla Catharina See (7.8.1644 bis 16.11.1682) war. Zu den Söhnen der Familie Agricola gehörte auch Christoph Ludwig Agricola (5.11.1665 bis 8.8.1724), ein noch heute sehr bekannter Landschaftsmaler.

Der Geburtstag des Emeran Wilhelm Agricola am 13. November 1661 konnte durch den Eintrag im evangelisch-lutherischen Kirchenbuch für Regensburg bestätigt werden⁴ (Abb. 2).

Bei dem prominenten Paten für Agricola handelt es sich um Johann Wolfgang Grünewald (Grienewald, geboren 1623 als Sohn des Inneren Rates Tobias Grünewald). Johann Wolfgang Grünewald wurde Syndicus und Stadtsekretär, heiratete 1651 eine Tochter von Leonhard See und erlangte 1654 einen Sitz im Inneren Rat von Regensburg. Kurz darauf wurde er zum Almosenamtsdirektor und Geheimen Rat berufen. Von 1676 bis zu seinem Tode 1684 leitete er das Steueramt als Direktor⁵.

Offensichtlich ging Emeran Wilhelm Agricola in seiner Heimatstadt Regensburg in die Schule, wo er 1680 mit Abschluss seines Studiums am Gymnasium eine kurze Abhandlung mit dem Titel „*Dyas historiam martis Assyriaci et Aegyptiaci eruens ... subjiciet ... Emeranus Wilhelmus Agricola auctor*“ über den Krieg zwischen den Assyryern und Ägypter publizierte.

Am 23. Juni 1684 schrieb sich Agricola als Emmeranus Gulielmus Agricola Retisbonensis in der Facultas Juridica der Universität Leyden als Student, 23 Jahre, ein⁶, möglicherweise als Stipendiat seiner Heimatstadt.

Nur zwei Jahre später findet sich über Emeran Wilhelm Agricola ein Eintrag im Bürgerbuch von Regensburg, wonach er am 24. April 1686 als Erbbürger seinen Bürgereid geleistet hat⁷. Also trat er als ältester Sohn an die Stelle seines im Jahr 1684 gestorbenen Vaters Andreas Wilhelm Agricola.

In der *Seifertschen Stammtafel* von 1717 findet sich folgender Eintrag „*Emeram Wilhelm Agricola, geb. den 13. November 1661. Wird als Volontair vor Ofen kranck starb in Wien*“. Agricola nahm also an dem Feldzug teil, wurde vielleicht sogar verwundet, als Ofen (= Buda, heute Teil von Budapest) im Jahr 1686 von den Kaiserlichen Truppen und deren Verbündeten belagert und letztlich erobert wurde mit dem Ziel, die osmanischen Besatzer endgültig aus Ungarn und somit aus dem Habsburgerreich zu vertreiben. Entweder reiste er allein nach Ungarn, oder – was wohl wahrscheinlicher ist – er begleitete, wie schon sein Vater zuvor, hochrangige Adlige auf deren Reisen und Kriegen. Der Vater, Andreas Wilhelm Agricola, stand als Hofmeister im Dienste des Grafen Georg Heinrich von Hardegg „*und reiset mit selbigen in fremde Länder*“⁸. Bekannt ist auch, dass im Jahr 1686 der Kurfürst von Bayern, Maximilian II. Emanuel, über Wien nach Ungarn zum Kampf gegen das Türkische Heer reiste. Sein königlicher Tross bestand aus 797 Personen, 1044 Pferden und 100 Wagen. Prominentestes Mitglied seiner Truppe war der Bayrische Heerführer General Johann Karl Graf von Sereni. Auch der Bayrische Hof-Lauteunist Rochus Berhandtzky musste den Kurfürsten begleiten. Eingedenk des ideellen und des künstlerischen Wertes des Buches kann vermutet

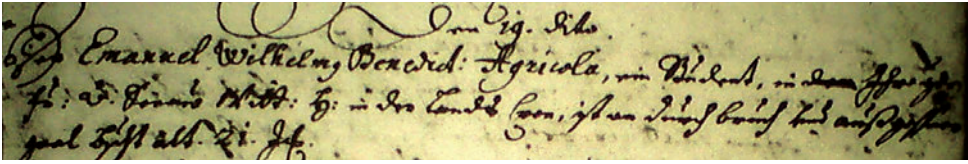


Abb. 3: Totenbeschauprotokoll vom 19. August 1686. Wien
 (© Archiv der Stadt Wien, K12_1.1.10, Totenbeschauprotokolle 1-84, fol. 34)

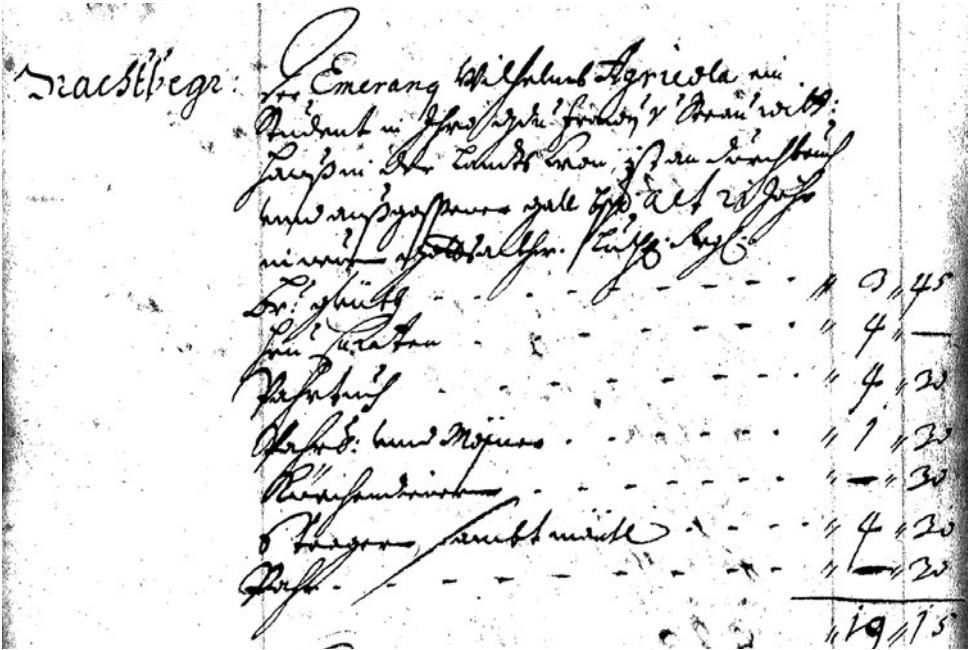


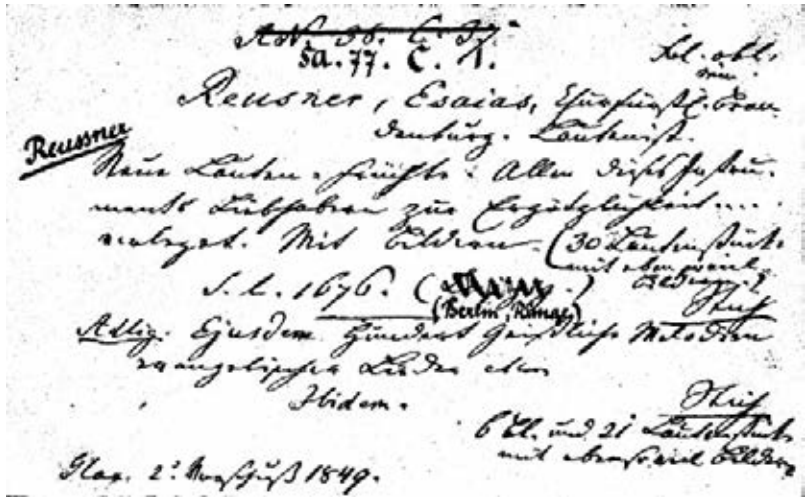
Abb. 4: Eintrag im Bahrleibbuch. Dompfarre St. Stephan zu Wien, 20. August 1686
 (© Bahrleibbuch von 1686 der Dompfarre St. Stephan zu Wien, fol. 24)

werden, dass Emeran Wilhelm Agricola den bebilderten Musikdruck auf seine Reise nach Ofen und Wien mitnahm.

Krank oder verwundet findet Emeran Wilhelm Agricola im August 1686 in Wien Unterkunft und stirbt am 19. August des Jahres 1686. Dieser Umstand wird zweifelsfrei sowohl durch einen Eintrag im Totenbeschauprotokoll vom 19. August 1686⁹ (Abb. 3) als auch durch den nahezu gleich lautenden Eintrag vom 20. August 1686 im Bahrleibbuch der Dompfarre St. Stephan zu Wien¹⁰ (Abb. 4) nachgewiesen.

Die Eintragung im Bahrleibbuch von St. Stephan kann wie folgt gelesen werden: „Der Emeran[us] Wilhelm Agricola ein Student in Ihro G[nä]d[ig]e[n] Frawe[n] v[on] Seeau witt[ib]en Hauß in der LandtsCron, ist an durchbruch v[un]d außgossener gall[.], B[e]sch[au]t [.] alt 21 Jahr in neuem Gottsackher Luth. Regl.“

Abb. 5:
Alter
Katalogzettel
mit Hin-
weisen
zum Reus-
nerschen
Tabulatur-
buch
(© ÖNB,
Musik-
sammlung)



Auf der linken Seite des Eintrages ist vermerkt, dass Emeran Wilhelm Agricola, obwohl lutherisch-evangelischen Glaubens, ein vornehmes Nachtbegräbnis erhielt. Die vergleichbaren hohen Beerdigungskosten von insgesamt 19,15 Gulden ergaben sich u.a. aus den Kosten zur Leihe der Totenbahre samt Tuch, den Kosten für Kirchendienern und Priestern, Kosten für Träger samt Mänteln sowie ein Bruderschaftsgeläut. Da über die näheren Umstände seines Todes in den Regensburger Quellen nicht berichtet wird, kann vermutet werden, dass sowohl genauere Informationen als auch sein Hab und Gut in Wien zurückblieben.

Die Einträge sowohl im Totenbeschauprotokoll als auch im Bahrleibbuch geben übereinstimmend an, dass Emeran Wilhelm Agricola im Haus der Frau von Seeau in der damaligen wie heutigen Landskron-gasse in Wien starb. Die Landskron-gasse verläuft in unmittelbarer Nähe zu St. Stephan parallel zum Hohen Markt im Zentrum von Wien. Paul Harer berichtet in seinem Wien-Buch von 1952¹¹, dass das Haus Nummer 548 in der Landskron-gasse ab 17. Dezember 1681 der Maria Anna Freiin von Gallenfels, vormals Gräfin von Seeau, geborene Freiin von Schwarzenhorn, gehörte. Als geborene Freiin von Schwarzenhorn war Maria Anna die Erbtochter des Freiherrn Rudolf Schmid von Schwarzenhorn. Dieser schrieb Weltgeschichte, als er 1651 als Botschafter dem Sultan Mehmed IV. als Geschenk 40 außerordentlich wertvolle Tulpenzwiebeln aus europäischen Züchtungen schenkte. Als jedoch die Türken im Jahr 1683 Wien wieder einmal erobern wollen, zerstörten ihre Truppen die Herrschaft des ehemaligen Botschafters so vollständig, dass das Anwesen St. Margareten unbrauchbar und verkauft werden musste.

Moritz Graf Dietrichstein und Anton Schmidt

Die Recherche zum Lautenbuch in der Österreichischen Nationalbibliothek brachte einen alten Katalogzettel zum Vorschein (Abb. 5). Dieser historische Katalogzettel zeigt oben die durchgestrichene Signatur

„AN.38.C.3“ und darunter die noch heute gültige Signatur „SA.77.C.1“. Außerdem findet sich auf dem Katalogzettel ein Hinweis auf das Jahr 1849. Es galt also abzuklären, ob und wie diese Einträge mit dem heutigen Besitz des Musikbuches durch die Österreichische Nationalbibliothek zusammenhängen.

Ein Eintrag im *Jahrbuch der Musikbibliothek Peters*¹² gibt folgende Information: „Der neue Präfekt gab nun den Auftrag, die allenthalben in der H.B. zerstreuten musikalischen Werke, Bücher und Noten, Handschriften und Drucke, zusammenzufassen, neu zu katalogisieren und in einer bestimmten Zahl der 62 verschließbaren Eichenholzkästen aufzustellen, die für diesen Zweck als Abhilfe des drückenden Raummangels 1827 für den Prunksaal angefertigt wurden. Im Rahmen dieser ‚Armaria nova‘ sollte eine geschlossene musikalische Bibliothek geschaffen werden.“

Ab dem Jahre 1826 trat Moritz Graf Dietrichstein (19. Februar 1775 bis 27. August 1864) als neuer Präfekt der Hofbibliothek (H.B.) seinen Dienst an. Im November 1826 war der Augustinersaal, der mit Büchern, Mineralien und Büsten des Klosters vollgestopft war, auf Betreiben Dietrichsteins der Hofbibliothek zugedacht worden. Ab 1827 wurden Bücher und Objekte offenbar umgeordnet. In den Jahren 1827 und 1828 wurden 62 verschließbaren Eichenholzkästen für den Prunksaal beantragt. Am 8. Juli 1829 erfolgte die offizielle Übernahme des Augustinersaals durch die Hofbibliothek. Mit *Armaria nova* wurden die in den Jahren 1828 und 1829 neuen, im Prunksaal aufgestellten Eichenholzkästen bezeichnet. Sämtliche in den neuen Schränken verstaute Werke erhielten zuerst von Dietrichstein die „AN-Signaturen“. Die so neu geschaffene Musiksammlung befand sich in 16 dieser Holzkästen im Prunksaal.

Ab dem Jahr 1829 wurde der Hofbeamte und Musikschriftsteller Anton Schmidt (30. Jänner 1787 bis 3. Juli 1857) durch Dietrichstein als Skriptor mit der Betreuung und Aufstellung der neu geschaffenen Musiksammlung betraut. Dieser Anton Schmidt trieb in der Folgezeit die systematische Katalogisierung der Musiksammlung voran und gab allen in Folge der *Armaria nova* im Prunksaal gelagerten Musikalien die bis heute gültigen „SA-Signaturen“, welche bisweilen auch als *Sala Augustina* gedeutet werden. Somit ist klar, dass sich das Reusner'sche Doppelbuch schon zu Zeiten der *Armaria nova* im Bestand der Hofbibliothek befunden haben muss, möglicherweise im Eichenholzkasten Nr. 38, und in der Folgezeit erhielt das Werk durch Anton Schmidt die endgültige Signatur.

Für den Zeitraum zwischen 1686 und 1827 konnten keine Hinweise zum Verbleib des Musikdruckes ermittelt werden. Für einen Ankauf des Musikdruckes durch die Hofbibliothek im Rahmen von Auktionen oder Versteigerungen anderer Sammlungen konnten sowohl in historischen Katalogen als auch in den Archiven der Österreichischen Nationalbibliothek keine Anhaltspunkte gefunden werden.

Jedoch muss sich das Buch bereits zum Zeitpunkt der Neuordnung der Musiksammlung im Besitz der Hofbibliothek befunden haben. Die räumliche Nähe des Sterbeorts des Emeran Wilhelm Agricola in der Landskronngasse in Wien zum Augustinersaal der Hofburg lässt es plausibel erscheinen, dass das bebilderte Tabulaturbuch bereits frühzeitig

in die Musiksammlung des Wiener Hofes gelangte. Seine letzte Gastgeberin, Frau Maria Anna Freiin von Gallenfels, gehörte zum alteingesessenen Adelsgeschlecht der Familien von Schwarzenhorn und von Seeau, bekannten Mitglieder des Wiener Hofes.

Die historische Signatur AN.38.C.3 belegt, dass das illustrierte Lautenbuch im Zuge der *Armaria nova* durch den damaligen Präfekten der Hofbibliothek Moritz Graf Dietrichstein um 1827 katalogisiert wurde. Die endgültige Signatur S.A.77.C.1 erhielt der bebilderte Musikdruck in der Folgezeit durch Anton Schmidt, den neuen Skriptor von Moritz Graf Dietrichstein.

Danksagung

Der Autor dankt Frau AR Dr. Gabriele Mauthe, Archiv der Österreichischen Nationalbibliothek, sowie Herrn Peter Király, Kaiserslautern, für ihre freundliche Unterstützung bei den Recherchen.

1 B. Fischer. Esaia Reusner, Neue Lautenfrüchte und Hundert Geistliche Lieder. *Biblos* (2011) 60, 119–122; ders., Die Besonderheiten der Neue Lauten-Früchte und Hundert Geistliche Melodien Evangelischer Lieder von Esaia Reusner in der Österreichischen Nationalbibliothek. In: P. Király (Hrsg.), *Jahrbuch der Deutschen Lautengesellschaft*. Frankfurt am Main 2013, 93–106.

2 *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 1. Berlin 1953, 97.

3 Johann Seifert, *Stam[m]-Taffeln Gelehrter Leute*, Bd. 1. Regensburg 1717, 4

4 Kirchenbuch für Regensburg. Regensburg, M.DC. LXII, Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, LAELKB_1-18.

5 *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* 93 (1952) 237.

6 *Album Studiosorum Academiae Lugduno-Batavae MDLXXXV–MDCCLXXV*, hrsg. v. Martin Nijhoff. Haga 1875, 668.

7 Regensburg, Stadtarchiv, Reichsstadt Regensburg, Politica III, 8, S. 160, Eintrag 1.

8 Johann Seifert, *Stam[m]-Taffeln Gelehrter Leute*, Bd. 1. Regensburg 1717, 4.

9 Wien, Archiv der Stadt Wien, K12_1.1.10, Totenbeschauprotokolle 1-84, 34.

10 Bahrleibbuch von 1686 der Dompfarre St. Stephan zu Wien, fol. 24.

11 P. Harrer, *Wien, seine Häuser, Menschen und Kultur I* 3. Wien 1952.

12 R. Haas, Die Musiksammlung der Nationalbibliothek in Wien. *Jahrbuch der Musikbibliothek Peters* 1931, 51.



ISBN 978-3-205-78950-5

Waltraud HEINDL
Gehorsame Rebellen
Bürokratie und Beamte in Österreich
Band 1: 1780–1848

Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2013
414 Seiten, 13 s/w-Abb.
<http://www.boehrlau-verlag.com>

Die Entwicklung der modernen Bürokratie nahm im Zuge der Aufklärung ihren Ausgang. Im josephinischen Jahrzehnt wurden durch eine reiche Anzahl von Gesetzen und Verordnungen entscheidende Maßstäbe gesetzt, die Beamten an den Universitäten juristisch ausgebildet, die Mechanismen des Apparates festgeschrieben. Das Kräftespiel zwischen Staat und bürokratischer Institution wurden damit bestimmt – allerdings nicht immer im Sinne der Staatsgewalt!

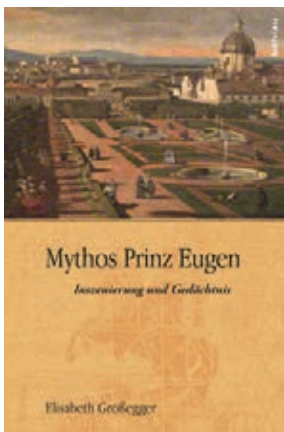


ISBN 978-3-205-78950-5

Waltraud HEINDL
Josephinische Mandarine
Bürokratie und Beamte in Österreich
Band 2: 1848–1914

Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2013
332 Seiten, 11 s/w- und 1 farb. Abb.
<http://www.boehrlau-verlag.com>

Sektionschefs, Hofräte, Statthalter – Beamte der hohen Bürokratie – belastet mit dem widersprüchlichen Erbe: Absolutismus, josephinischem Beamtenethos und 1848er Revolution! Die Hauptfragen lauten: Wie kamen sie mit dem nach der Revolution erneuerten Absolutismus, wie nach 1867 mit dem Verfassungsstaat zurecht? Wie meisterten sie in dieser neuen Welt die komplexen Konflikte zwischen Kaiser, Regierung, Parlament, Parteien, nationalen Bewegungen?



ISBN 978-3-205-79501-8

Elisabeth GROSSEGGER
Mythos Prinz Eugen
Inszenierung und Gedächtnis

Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2014
406 Seiten, 57 s/w- und 12 farb. Abb.
<http://www.boehrlau-verlag.com>

Prinz Eugens ungebrochene Präsenz im Gedächtnis der Nachwelt lässt ihn als Mythos erscheinen. Wie, wann und warum die Erinnerung an ihn über die Jahrhunderte lebendig bleiben konnte, ist Inszenierungen an historisch markanten Eckpunkten geschuldet. Grossegger untersucht diese Inszenierungen des Gedächtnisses von den ersten militärischen Erfolgen Prinz Eugens bis in die Gegenwart. Exemplarisch zeigt sie, wie diese performativen Akte maßgeblich an der Durchsetzung und Ausformung kultureller Identität beteiligt sind.

Erster Weltkrieg – Neuerscheinungen zum Erinnerungsjahr 2014

Im Jubiläumsjahr 2014 erscheint naturgemäß eine große Zahl an Werken zum Thema Erster Weltkrieg 1914–1918, denn das ist wahrlich ein „Megathema“. Man weiß gar nicht, wo beginnen bei der Flut an Neuerscheinungen, man verliert den Überblick und man wird es leider auch nicht schaffen, alles zu lesen. Allein im deutschsprachigen Raum gibt es bereits jetzt (Februar 2014) über 100 Neuerscheinungen, auch in österreichischen Verlagen. Neben Bekanntem finden sich zahlreiche neue Funde, andere Blickwinkel und Schwerpunkte. Das Material in den Archiven der Welt ist riesig und noch lange nicht aufgearbeitet. Man darf sich daher getrost an Manfred Rauchensteiner halten, der in einem Interview meinte: Es wird „... auch in den nächsten 100 Jahren nicht möglich sein, alle vorhandenen Manuskripte zu durchforsten.“ Zu erwähnen sind unbedingt auch noch die Aktivitäten im Netz, hier nur eine kleine Auswahl: mit den *Europeana Collections 1914–1918* <<http://www.europeana-collections-1914-1918.eu/>> wollen die europäischen Bibliotheken ein digitales Gedächtnis zum Thema schaffen. Dazu kommen unzählige andere Initiativen wie *ANNO* <<http://anno.onb.ac.at/>>, die eigens gegründete Plattform *Centenaire.org* <<http://centenaire.org/fr>> oder das *operationwardiary* <<http://www.operationwardiary.org/>> der British Library. Die Rezensentin konnte daher hier nur einige, subjektiv ausgewählte gedruckte Werke der Neuerscheinungen aus Österreich herausgreifen und versucht, einen persönlichen Eindruck zu geben und Lust aufs Selberlesen zu machen:

Manfried Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*.

Wien: Böhlau 2013
1222 S., 32 s/w-Abb., 2 Karten
ISBN 978-3-205-78283-4

Wolfram Dornik, Julia Walleczek-Fritz, Stefan Wedrac, unter Mitarbeit von **Markus Wurzer** (Hrsg.), *Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich*.

Wien: Böhlau 2014
466 S., 6 Grafiken, ISBN 978-3-205-79477-6

Christa Hämmerle, *Heimat/Front. Geschlechtergeschichte/n des Ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn*.
Wien: Böhlau 2014

279 S., 8 s/w-Abb., ISBN 978-3-205-79471-4

Jean-Paul Bled, *Franz Ferdinand: Der eigensinnige Thronfolger*.

Wien Böhlau 2013
322 S., 18 s/w-Abb., ISBN 978-3-205-78850-8

Edgard Haider, *Wien 1914: Alltag am Rande des Abgrunds*.

Wien: Böhlau 2013
288 S. 136 s/w-Abb., ISBN 978-3-205-79465-3

Alfred Pfoser und Andreas Weigl (Hrsg.), *Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg*. Gemeinschaftsprojekt des Wiener Stadt- und Landesarchivs, der Wienbibliothek im Rathaus sowie des Vereins für Geschichte der Stadt Wien.

Wien: Metro Verlag 2013
700 S., zahlr. Abb., SBN: 978-3-99300-142-1

Manfried Rauchensteiner (Hrsg.), *An Meine Völker! Der erste Weltkrieg 1914-1918*. Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek vom 13.3. bis 2.11.2014.

Wien: Amalthea Signum Verlag 2014
256 S., zahlr. Abb., ISBN: 978-3-855002-864-6.

Zu Beginn ein, im wahrsten Sinne des Wortes, gewichtiges Werk von Manfred Rauchensteiner: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*. Manfred Rauchensteiner, langjähriger Direktor des Wiener Heeresgeschichtlichen Museums, zeichnet sich durch profunde Sachkenntnis und hohe wissenschaftliche Kompetenz aus. Sogleich beim Aufschlagen des Inhaltsverzeichnisses des dicken Bandes wird klar: Dies ist ein Standardwerk, ein Nachschlagewerk. In 32 Kapiteln wird dieser Weltkrieg, der das 20. Jahrhundert gleich am Beginn an den Abgrund führte, beschrieben, erklärt und in zahlreichen Facetten detailliert analysiert. Rauchensteiner hat sich jahrzehntelang mit dieser Thematik befasst. Das nun vorliegende Buch ist eine vollständig überarbeitete und wesentlich erweiterte Fassung des vor zwanzig Jahren erschienenen Werkes *Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg 1914–1918*. Der Verlag nennt es „eine mitteleuropäische Enzyklopädie“.

Im ersten, einleitenden Abschnitt zeigt Rauchensteiner die Atmosphäre und Fakten vor dem „Großen Krieg“. Der Erste Weltkrieg ist die „*Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts*“, wie es der amerikanische Diplomat George F. Kennan so trefflich ausdrückte. Die Kriegsbegeisterung im Juli 1914 hatte ihre Ursachen schon mehr als ein Jahrzehnt davor, Krieg war etwas Selbstverständliches und Notwendiges. „*Es musste etwas geschehen*“, das dachten und äußerten auch sehr viele Intellektuelle. Rauchensteiner zeigt die verschiedenen Interessen Österreich-Ungarns, des Deutschen Reiches, Russlands und Großbritanniens, die Situation der Türkei und die vielen Unternehmungen diplomatischer Beauftragter. Die Lage und das Vorgehen der Serben werden klar erläutert: Sehr zutreffend stellt Rauchensteiner fest, dass Demütigungen

und schwere Schädigungen langfristig Aversionen und Rachegefühle entstehen ließen. Am Vorabend des Krieges war Österreichs Außenpolitik fast ausschließlich mit dem Balkan beschäftigt, und das hieß täglich auf Unvorhergesehenes reagieren zu müssen. Von den zahlreichen anderen Staaten, die selbst handfeste Interessen am Balkan hatten, ganz abgesehen. Die Hochfinanz und die Industrie befanden sich seit den Balkankriegen in einer kritischen Lage, kosteten doch alle diese Unternehmungen und militärischen Aktionen enorme Summen an Geld. Steigende Arbeitslosenzahlen und eine beträchtliche Teuerung waren die Folgen für die Bevölkerung.

Das Streben der Nationen nach Autonomie wurde in Europa überwiegend ignoriert, die Gewalt nahm daher zu. Rauchensteiner analysiert die Ideen und Forderungen der einzelnen Nationen gründlich und mit viel Einfühlungsvermögen für die Völker, deren Geschichte und Handlungsmotive. Der Autor hält immer wieder inne und erörtert kontrafaktische Fragen, „was wäre gewesen, wenn?“ - was die Analyse zusätzlich interessant macht.

Ausgehend von den militärischen Ereignissen an allen Fronten, den strategischen Entscheidungen der Armeekommandos, dem Schlachtengeschehen zeigt Rauchensteiner aber einen wesentlich weiteren Horizont der Ereignisse: Eine Analyse der wirtschaftlichen Lage der Doppelmonarchie, der Finanzierung dieses Krieges, die Situation in den Fabriken, im Alltag mit der Verknappung aller lebensnotwendigen Güter und den daraus entstehenden Unruhen. Die innenpolitischen Ereignisse und die politischen Umwälzungen im Ausland und deren Folgen bis zum endgültigen Zerfall der Donaumonarchie ergänzen das Bild. Die Ansicht, dass nur ein Krieg helfen könnte, die anstehenden Probleme zu lösen, war nicht nur in Österreich-Ungarn eine immer gängigere Ansicht in diesen Tagen. Auch das *Fin de Siècle*, das „Wegtreten“ fand sich nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wirtschaft und der Politik. Die Völker des Reiches drifteten zusehends auseinander und aus der Monarchie, Jahrzehnte lang staute sich ein Nichthandeln in Europa auf, das letztendlich durch ein Einzelereignis eine Unzahl an Dominosteinen anstieß und eine Kettenreaktion auslöste. Rauchensteiner erläutert sehr anschaulich, dass sich diese Entwicklung schon Jahrzehnte zuvor abgezeichnet hatte. Auch international gab es fast jedes Jahr irgendwo auf der Welt einen Krieg. Dass dann ein Einzelereignis einen Weltkrieg entfesselte, darf nicht mehr verwundern. Und Österreich-Ungarn? „... tat schließlich, was es glaubte, tun zu müssen, und legte Hand an sich selber an.“ (S. 17) Rauchensteiners Bestreben ist es zu zeigen, dass nicht nur die militärischen Vorgänge zu berücksichtigen sind, sondern gerade auch der politische Gesamtrahmen,

das schon vor dem Krieg sehr fragile Gebilde der Habsburgermonarchie, dessen Auflösungsprozess nicht plötzlich kam, sondern durch den Krieg beschleunigt wurde.

Die folgenden Kapitel widmen sich sehr detailliert dem Heer, seinen Offizieren und Soldaten, einem österreichisch-ungarischen Heer, das für eine Großmacht bescheiden dimensioniert war; weiters der Bündnispolitik: dem Zweibund Österreich-Ungarns mit dem Deutschen Reich von 1879, der die Grundlage des militärisch-politischen Verhältnisses bildete, und der 1882 mit Italien zum Dreibund erweitert wurde. Militärisch waren die in diesen und anderen Bündnissen getroffenen Vereinbarungen sehr vage, geprägt von Misstrauen und Geheimhaltung. De facto wusste keiner, was der Andere tatsächlich plante.

Objektiv zeigt Rauchensteiner das Attentat des 28. Juni auf, das die Nachwelt mit vielen Interpretationen und Meinungen versehen sollte. Tatsächlich war der Besuch nichts Ungewöhnliches und Warnungen und Bedenken hielten sich im üblichen Rahmen. Schock und Rachegefühle in Wien waren die Folge, auch wenn nicht alle um den Thronfolger Franz Ferdinand trauerten, aber er wäre eine durchaus berechtigte Hoffnung gewesen. Der nächste Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef wurde mit völliger Absicht von Kaiser Franz Josef nur in eine Beobachterrolle gedrängt: Der Kaiser vollzog eine neoabsolutistische Rückwendung und entfesselte letztendlich im Bündnis mit dem Deutschen Reich den Krieg. Der Autor zeigt dies anschaulich in seinen Kapiteln zu „*Blutige Sonntage*“ und „*Entfesselung des Krieges*“, wobei die Frage diskutiert wird, welche Rolle Kaiser Franz Josef beim Kriegsausbruch zukommt. Der Kaiser führte einzelne Unterredungen, bei denen irgendwann bis zum 2. Juli das Wort „Krieg“ fiel. Rauchensteiner wörtlich: „(...) wohl am ehesten bei einer der Audienzen des Grafen Berchtold am 30. Juni oder am 2. Juli, fiel jenes Wort, das als Votum des Monarchen verstanden wurde: Krieg!“ (S. 123) Damit war eine Entscheidung getroffen worden, denn das Votum des Kaisers galt. Am 7. Juli fuhr der Monarch nach Bad Ischl zu seinem Sommeraufenthalt. Er nahm an keinem Ministerrat mehr teil, wo diese entscheidende Kriegssituation besprochen wurde. Auch am 19. Juli fehlte der Kaiser im gemeinsamen Ministerrat, der die endgültige Absendung des Ultimatums an Serbien beschloss. Es folgte kein Krisenrat, kein Treffen mehr. Der Kaiser unterfertigte, wie einen alltäglichen Verwaltungsakt, das ihm vorgelegte Papier und eröffnete damit die Kriegshandlungen. Bis auf die Monarchie hatten alle anderen Länder immer wieder Krieg geführt, Österreich das letzte Mal allerdings 1866. Und doch sprengte dieser Weltkrieg „vom ersten Tag an die Dimensionen des Überlieferten und Vorausgedach-

ten.“ (S. 126) Wie konsequent der Krieg vorbereitet wurde, zeigt Rauchensteiner an verschiedenen Dokumenten: der schon vor dem 20. Juli fertig formulierten Proklamation Kaiser Franz Josefs „An Meine Völker“, Tagebucheinträgen der militärischen Kommanden, dem britischen Vermittlungsangebot, der „Sommatation“ an Belgien, an den finanziellen Transaktionen der russischen Botschaft in Berlin und der Mobilmachung in Frankreich. Damit waren die Würfel gefallen: „Weder in Wien noch in Berlin, St. Petersburg oder Paris wollte man einen Schritt zurück machen.“ (S. 129) Rauchensteiner erläutert in Folge detailliert die Kriegserklärungen und deren Folgen, denn mit dem Eintritt Großbritanniens weitete sich der Krieg auch auf außereuropäische Gebiete aus – keine Chance mehr auf eine begrenzte Aktion gegen Serbien.

Die ungeheure Kriegsbegeisterung, die auch eine große Anzahl Intellektueller erfasste (Stefan Zweig, Hugo v. Hofmannsthal, Sigmund Freud, Arthur Schnitzler) erklärt sich dadurch, dass der Krieg als Veränderung wahrgenommen wurde und das Entsetzliche zunächst verdrängt wurde. Die Bevölkerung jedoch bekam unmittelbar die Auswirkungen des Krieges im Alltag zu spüren: erste Einberufungswellen, Zensur, Verteuerung von Lebensmitteln, Knappheit der Geldmittel, Verfügungen für den Ausnahmezustand. Das fünfte Kapitel „Gott sei Dank, das ist der große Krieg!“ zeigt den Aufmarsch der Truppen und die militärischen Organisationen, den Transport von Menschen, Waffen und Material, die Einleitungsfeldzüge. Chef des Generalstabs war Franz Conrad von Hötzendorf, zum Oberkommandant wurde Erzherzog Friedrich ernannt, der sich den Entscheidungen Hötzendorfs fügte und keinen tatsächliche Handlungsbefugnis hatte, wie Rauchensteiner aufzeigt. Der Krieg begann an mehreren Fronten und sah zunächst für Österreich verheißungsvoll aus. Doch schon im August kam es zur Aufsplitterung der österreichischen Kräfte. Der Fall Lembergs am 2. September musste „auch den letzten Träumer wecken“. (S. 200)

Die nächsten Kapitel vermitteln die Dramatik: „Der erste Kriegswinter“ brachte sehr schnell das „Ende der Euphorie“, und es war spätestens jetzt klar, dass dies ein langer Krieg werden würde. Durch Handelsverbote für Ein- und Ausfuhr kam es sehr rasch zu dramatischen Einschränkungen im Alltag der Menschen. Auch Industrie und Wirtschaft waren nicht wirklich auf einen langen Krieg eingestellt, denn Menschenmaterial hatte man genug, die Soldaten kämpften aber mit Hunger, Maschinen hingegen benötigten Treibstoff, Waffen und Munition. Rauchensteiner zeigt auch, wie problematisch die ärztliche Versorgung wurde. Kriegsberichterstatter waren nur bei Erfolgen an der Front zugelassen. Dem Kriegspressequartier

entzog sich der Oberkommandierende Conrad. Der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich wurde nur flüchtig und „... auf eine mitunter schon regelrecht verletzende Art informiert.“ (S. 263) Ebenso war Conrad bestrebt, den Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef auszuschalten, er ignorierte ihn, informierte ihn nicht und sorgte auch dafür, dass seine Offiziere nicht mit ihm sprachen.

Das Kapitel „Das Ende der Euphorie“ schildert detailliert die Kämpfe am San, die Operationen zwischen Deutschen und Österreichern und die ersten Vermutungen, dass sich der Krieg über den Winter hinziehen wird. Auch der „Seekrieg“ lief nicht wie geplant, die österreichische Kriegsmarine musste ohne Italiener und Deutsche auskommen. Durch die Kriegserklärungen Frankreichs und Großbritanniens veränderte sich das Szenario rasch. Am 4. November 1914 verkündete der türkische Sultan den Heiligen Krieg gegen Briten, Franzosen und Russen und rief auf, mit seinen Verbündeten Deutschland und Österreich-Ungarn zu kämpfen. Der Feldzug gegen Serbien endete in einer totalen Niederlage der Österreicher. Die Gesamtbilanz der ersten Kriegsmomente war erschütternd und sollte in diesem Krieg nie wieder wettgemacht werden können. Rauchensteiner analysiert die Kriegsziele der einzelnen Beteiligten und zeigt, dass schon 1914 in den Überlegungen der Entente die Auflösung der Österreichisch-ungarischen Monarchie ein Ziel war. Im Jänner 1915 ging man daran, aus den Karpaten nach Przemysl vorzudringen und die von den Russen eingeschlossene Festung zu entsetzen. Drei Karpatenschlachten forderten immense Opfer und demoralisierten ein ganzes Heer. Im März ging die Festung ohne Sturmversuch an die Russen über, 120.000 Österreicher gingen in russische Gefangenschaft. Die Niederlagen führten zu beträchtlichen Differenzen und Antipathien zwischen Deutschen und Österreichern bezüglich der Führung der militärischen Operationen.

Rauchensteiner versucht in seinen Schilderungen immer wieder auch das psychologische Umfeld miteinzubeziehen. Wer war Held? Wer war Feigling? Wo entstanden Stereotype über ganze Volksgruppen? Wie war die Stellung der einzelnen Volksgruppen im Militär?

Der Kriegseintritt Italiens 1915 sorgte für eine weitere Verschlechterung des ohnehin nicht frictionsfreien Verhältnisses zu Österreich-Ungarn, wie Rauchensteiner im Kapitel „Der König von Italien hat Mir den Krieg erklärt!“ erläutert. Sehr rasch entwickelten sich Diskussionen um Gebietsabtretungen Österreichs. Kaiser Franz Josef war zu keinen Konzessionen bereit. Dass ein weiterer Gegner in diesem Krieg in eine militärische Katastrophe führen würde, war klar, und nun wurde zudem noch Rumänien Italiens Verbündeter. Rauchensteiner zeigt die Situation anschaulich auch an Tage-

bucheintragungen von Josef Redlich. Schlag auf Schlag erfolgten in den darauffolgenden Wochen die Kriegserklärungen Italiens an die Türkei, Bulgarien und an das Deutsche Reich. Die nächsten vier Kapitel zeigen die Reaktionen auf die italienischen Forderungen, die heikle Situation der Italiener in der k. u. k. Armee und Kriegsmarine, die verschiedenen Kriegsschauplätze im Süden und Westen Österreichs, die militärischen und politischen Entscheidungen, deren Folgen und das Leid der Soldaten in den vier Isonzo-Schlachten sowie an den Kriegsschauplätzen im Osten, die zu einem Abnutzungskrieg wurden. Die „schwarz-gelbe“ Offensive wurde zum Desaster.

„Das Nüchtern-Buchhalterische des Weltkriegs hat bis in die Gegenwart auch wenig Anziehungskraft auf Historiker ausgeübt. Doch der fabrikliche Krieg Österreich-Ungarns und die ‚Heimatfront‘ gehören zu den wichtigsten Schauplätzen dieses Kriegs“ (S. 429), meint Rauchensteiner und beschäftigt sich auch mit diesem Themenkomplex näher. Interessant sind seine Ausführungen unter anderem zu den „Soldatenspielerien“ mit denen eine vormilitärische Jugenderziehung vorangetrieben werden sollte. Beleuchtet wird von Rauchensteiner auch die Frage „Wie finanziert man einen Krieg?“. Aufschlussreiche Zahlen zu Firmen, Lieferanten, Anleihen, Gemeinden und Banken geben Einblick und zeigen, dass enorme Geldmengen gebraucht wurden.

Ausführlich werden die Kriegsziele in Mitteleuropa und das Vorgehen der Mittelmächte behandelt. Durch das schlechte Einvernehmen der deutschen und der österreichischen Heeresführung waren die Voraussetzungen zu einem gemeinsamen Vorgehen denkbar schlecht. Die Ideen für ein Mitteleuropa, Verhandlungen für ein einheitliches Wirtschaftsgebiet und Zollbündnisse werden ausführlich geschildert. Doch nach wenigen Monaten war diese Idee auch schon wieder tot. Mit der Zuversicht der Abwehrerfolge an der russischen Front und der Niederwerfung am Balkan hoffte man in Österreich-Ungarn 1916 den Krieg erfolgreich beenden zu können. Jedoch wurde daraus nichts. Die zwei folgenden Kapitel beschäftigen sich mit dem Ende von „Illusionen“, die eine betraf Südtirol, die andere die Brusilov-Offensive und den Einsatz von Giftgas, dem der Kaiser im Februar 1916 zustimmte. Rauchensteiner erläutert detailliert die militärischen Ideen, Pläne, Fehlentscheidungen, Konfrontationen und Intrigen in den jeweiligen Militärkommandos. Die Ermordung des Ministerpräsidenten Stürgkh, der Tod Kaiser Franz Josefs und die Thronbesteigung Karls verursachten im November 1916 folgenschwere Veränderungen. Die Zukunft Österreich-Ungarns war ungewiss, die deutsche Dominanz lehnte man ab, dennoch benötigte man Deutschland militärisch und wirtschaftlich. Kaiser Karl

I., noch keine 30 Jahre alt, musste sich sofort den Problemen stellen und an allen Aufgaben, die von ihm erwartet wurden, scheitern: Frieden schaffen, die Monarchie konsolidieren und die deutsche Dominanz abschütteln.

Das Kapitel „Zeichen an der Wand“ schildert das dringendste Problem, den Hunger, die Versorgung der Bevölkerung, und damit die Eindämmung der Radikalisierung und die Gefahr von Revolten. Während man überlegte, wie der Krieg weitergeführt werden wird, brachte die Februar-Revolution in Russland den weiteren Gang der Geschichte in eine neue Dimension. Tausende Fahnenflüchtige waren die Folge, die Friedenspartei gewann rasch Anhänger. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker war zentrales Thema, und somit stellte sich die Frage, ob ein Friede ohne Annexionen möglich wäre. In Wien bezog ab März 1917 das Parlament das Haus am Ring, der Reichsrat wurde am 30. Mai wieder einberufen. Die Nationen aber begannen sich bereits Ende Mai 1917 von der Habsburgermonarchie abzuwenden. Rauchensteiner analysiert die weiteren Vorgänge im Reichsrat unter der Regierung Clam-Martinic und in den Ländern.

Die Bereitschaft, weiterhin Entbehrungen auf sich zu nehmen, ohne Ziel, ohne zu wissen, wie lange der Krieg noch dauern sollte, nahm rapide ab. Gleichgültigkeit, Unwillen, Hass führten zu einem immer größer werdenden Auseinanderleben von Front und Heimat, wie Rauchensteiner anschaulich dokumentiert. Österreich konnte im Frühsommer einen Erfolg in der Seeschlacht um Otranto verbuchen und nach der Kerenskij-Offensive waren ganz Ostgalizien und die Bukowina wieder in österreichischer Hand. Frieden war damit aber keiner in Sicht. Im April 1917 wurde streng geheim ein Brief Kaiser Karl erörtert, den sein Schwager Sixtus Bourbon-Parma der französischen Regierung übermittelt hatte und in dem ein Sonderfrieden vorgeschlagen wurde. Jedoch die europäischen Staaten misstrauten einander und arbeiteten auch weiterhin gegeneinander.

Italien wurde in der 12. Isonzoschlacht an den Rand des Abgrunds gedrängt, unter ungeheurem Verbrauch an Menschen und Material. Flucht und Vertreibung waren unmittelbare Auswirkungen für die Menschen, Rauchensteiner zeigt die Mechanismen und Folgen für die Betroffenen, die katastrophalen Bedingungen in den Lagern. Der Rücktransport der Flüchtlinge verlief ebenso dramatisch wie die Zwangsevakuierungen. Dazu kamen noch Kriegsflüchtlinge und die Gruppe der „Internierten“, Deserteure, feindliche Ausländer, Gefangene. Die Zustände waren unbeschreiblich, die von Rauchensteiner immer wieder genannten Zahlen sind auch heute noch unvorstellbar.

Im Osten war es seit September 1917 kaum mehr zu Kampfhandlungen gekommen, die Ok-

toberrevolutionen tat ein Übriges: massenhafte Desertionen und Lücken in der Front. Ende November gab es von russischer Seite Friedensideen und ein Waffenstillstandsangebot. Für Österreich-Ungarn bedeutete dies jedoch auch, dass der Bestand der Monarchie zur Diskussion stand, und Österreich hatte de facto keine Möglichkeit, ohne Deutschland Frieden zu schließen. Auch über die Kriegsziele, etwa in der Polenfrage, konnte keine Einigung erzielt werden. Das Auseinanderdriften der Reichsteile, die schreckliche Versorgungslage, das gleichzeitige Bemühen des Außenministeriums, durch einen Friedensschluss mit Russland und Rumänien die Monarchie wieder zu stabilisieren, war fast ein Ding der Unmöglichkeit. Die Alliierten wiederum sahen keinen Grund, sich geschlagen zu geben, und konnten sich auf keine Erklärung einigen. Woodrow Wilson entschied daraufhin, eine eigene amerikanische Erklärung abzugeben: Wilsons 14 Punkte, ein Kriegszielkatalog, der vor dem Hintergrund der Verhandlungen in Brest-Litovsk erstellt und am 8. Jänner 1918 verkündet wurde. „Fast taggleich wurden Frieden diktiert, gab es Massenstreiks, erreichten die k. u. k. Truppen bei Odessa das Schwarze Meer, zerbrach das Bündnis mit dem Deutschen Reich in seiner bisherigen Form, revolvierten Flotteneinheiten und Ersatzmannschaften. Das Ende zeichnete sich ab.“ (S. 905) Besser kann man die sich nun überstürzenden Ereignisse nicht ausdrücken. Rauchensteiner schildert in diesem Kapitel die Streiks, die Erregung der Gemüter und den Zorn gegen die schleppenden Verhandlungen in Brest-Litovsk, wo das Selbstbestimmungsrecht der Völker zum Stolperstein wurde, sowie die Unterbrechungen und das Dilemma des „Brotfriedens“. Trotz dieses Friedens, des Friedens von Bukarest und des Friedens mit Russland, herrschte real kein Frieden. Eine Reihe von Meutereien, Unruhen, nationalen Protesten und revolutionären Bewegungen hielt fortan bis Kriegsende die militärischen Assistenzsätze auf Trab.

Den Kaiser verfolgte die „Sixtus-Affäre“ in das Jahr 1918 hinein, wo sie sich erst zu einem veritablen Skandal entwickelte. Die Möglichkeit für weitere Friedensgespräche war damit zerstört. „Das Todesurteil über die Monarchie war gefällt.“ (S. 941) Eine letzte österreichisch-ungarische Offensive in Italien wurde am 13. Juni gestartet, und scheiterte schon nach Kurzem chaotisch: Die Junischlacht in Venedig brachte der Habsburgermonarchie den Todesstoß.

Der Abschnitt „Vier Millionen Helden“ wirft viele Fragen nach Tapferkeit, Feigheit, Heldentum auf, schildert die entsetzlichen Opfer, die Qualen der Heeresangehörigen. Letztendlich zerfiel die Armee, die Hoffnung wurde aufgegeben und das Reich dümmerte vor sich hin. Rauchensteiner zeigt exemplarisch in vielen Einzelbeispielen die

persönlichen Schicksale dieser Tragödie. Das Ende der Habsburgermonarchie war dann ein eher stiller Tod. Eingeleitet wurde das Ende durch die Kapitulation Bulgariens am 14. September 1918 und durch das Abziehen der ungarischen Verbände aus Italien. Das „Völkermanifest“ Kaiser Karls „An Meine getreuen österreichischen Völker“, das zum Ziel hatte, alle zu vereinen und den Neuaufbau Österreich-Ungarns voranzutreiben, war das Papier nicht mehr wert und wurde zum Signal für die Auflösung. Am 3. November 1918 wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Die ehemaligen Länder der Habsburgermonarchie teilten sich in Sieger und Besiegte: Nord- und Südslawen waren Sieger, Österreich und Ungarn die Besiegten.

Erst am 18. Jänner 1919 wurde der Krieg endgültig beendet. Rauchensteiner umreißt in seinem Nachwort, was diese in Paris geschlossenen Verträge und Konventionen nach sich zogen, wie nachhaltig die Veränderungen in Europa waren, und er macht deutlich, unter welch zahlreichen Einflüssen Schuldfragen gestellt werden, die oft erst nach Jahrhunderten und nach Kenntnis aller Quellen einigermaßen zufriedenstellend beantwortet werden können. Dabei erinnert auch er an das Thema „Erinnerungsorte-Gedächtnisorte“, das in Österreich und allen Nachfolgestaaten sehr unterschiedlich gehandhabt wurde und wird. Durch die Überbewertung des Zweiten Weltkrieges blieb der erste Krieg nicht so sehr im Gedächtnis. Es sind Orte der Erinnerung zu schaffen, um der unabsehbaren Mehrheit der Menschen, die schon lange nicht mehr leben, eine Stimme zu geben.

Der Erste Weltkrieg dauerte viereinhalb Jahre, kostete weltweit 9 Millionen Soldaten das Leben, 20 Millionen Menschen waren schwerverletzt, Millionen Zivilisten waren getötet worden, drei Millionen starben an Seuchen, und riesige Landstriche Europas waren verwüstet. Humanität und Völkerrecht kamen unter die Räder. George Kennans Formulierung, der Erste Weltkrieg sei die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ gewesen, entspricht Rauchensteiners Meinung, dieser Krieg hatte eine Zeitenwende gebracht. Und in der Tat waren dieser Krieg und seine Folgen Auslöser für einen nur 21 Jahre später folgenden Zweiten Weltkrieg, der Staaten aller Kontinente und aller Weltmeere mit sich reißen sollte.

Der Fachmann Manfred Rauchensteiner hat sich jahrzehntelang mit der Thematik wissenschaftlich auseinander gesetzt und legt mit diesem Werk seine Erkenntnisse einem breiten Publikum vor. Das Buch ist sehr gut zu lesen, auch für den interessierten Laien, und bietet viel Stoff zum Nachdenken durch die ausnehmend gut erklärten Vorgänge militärisch-politischer Natur sowie aus menschlichen und national staatlichen Beweggründen. Auch der soziale und kulturelle Hinter-

grund aller Länder wird detailreich herausgearbeitet, wirtschaftliche und gesellschaftspolitische Veränderungen werden miteinbezogen. Der Autor widmet sich ausführlich weiteren wesentlichen Fragen wie der Finanzierung dieses Krieges, den Millionen Kriegsflüchtlingen, Gefangenen und Deportierten und nicht zuletzt der Frage nach den Mentalitäten, die Gewichtungen verschoben und schon dadurch viele Vorgänge in Gang setzten.

Rauchensteiners Herangehensweise ist von seriöser Integrität: Er hinterfragt kritisch seine eigenen Arbeiten, stellt sich der Kritik und verarbeitet angeregt neue Erkenntnisse. „*Es ist mittlerweile viel Gutes und weniger Gutes geschrieben worden. Manchmal mangelt auch die gewisse Demut, mit der man sich wohl auch einer Zeit zu nähern hat, die man nicht selbst durchlebt hat. Vor allem aber galt und gilt es immer wieder, die Archive zu durchforsten und Antworten auf Fragen zu suchen, die sich mittlerweile aufdrängen. Vieles und Viele haben dazu beigetragen, auch meine eigene Sicht der Dinge zu verändern und die Darstellungen anzureichern. Dafür habe ich Dank zu sagen.*“ (S. 1063) Wo liest man heute von einem ausgewiesenen Fachmann noch so aufrechte und der Sache gerechte Worte?

Das nächste Werk beleuchtet den Ersten Weltkrieg aus verschiedenen Perspektiven und wählt einen anderen Ansatz der wissenschaftlichen Fragestellung – den Vergleich:

Wolfram Dornik, Julia Walleczek-Fritz, Stefan Wedrac, unter Mitarbeit von **Markus Wurzer (Hrsg.)**, *Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich*. Wien: Böhlau 2014.

Dieser Band ging aus einer Konferenz des Projektes „*Erster Weltkrieg im Vergleich*“ hervor, die vom Verein *Forum: Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg* veranstaltet wurde. Dieser Verein hat es sich zum Ziel gesetzt, die nationale und internationale Forschungslandschaft zu vernetzen (<www.ersterweltkrieg.at>). Anhand einzelner Beiträge werden Kontinuitäten und Brüche der Entwicklung in Europa vom 19. bis ins 20. Jahrhundert aufgezeigt. Der Titel *Frontwechsel* drückt den Perspektivenwechsel der sich gegenüberstehenden Soldaten aus, den Wechsel zwischen Heimat und Front, den Wechsel zwischen den Zeitachsen. Trotz zahlreicher Forschungsarbeiten zu dieser „*Urkatastrophe*“ blieben viele Studien in den nationalen Geschichtserzählungen verhaftet. „*Durch die Reduktion auf national beziehungsweise räumlich begrenzte Aspekte bleiben aber zentrale Fragestellungen zu Funktion und Auswirkungen der ‚Urkatastrophe‘ unberührt, zudem besteht dabei auch die Gefahr einer Simplifizierung*“ (10), stellen die HerausgeberInnen fest. Diachrone Ansätze im Vergleich bieten einen Ausweg aus der „gewöhnlichen“, begrenzten Perspektive. Vergleichen bedeutet nicht „gleich-

setzen“, sondern dient dazu, langfristig sich abzeichnende Entwicklungslinien nachzuverfolgen und Unterschiede deutliche aufzuzeigen. Somit wird der Erste Weltkrieg nicht als Markstein eines Endes und eines Anfangs gestellt, sondern in eine lange Reihe von Entwicklungen eingefügt, wodurch sich andere Aspekte beleuchten lassen. Es hilft, die Perspektive zu erweitern, Brüche und Epochengrenzen neu zu diskutieren. Aus diesen Überlegungen wurde auch versucht, die Beiträge nicht räumlich und zeitlich zusammenzufügen, sondern gerade diese Anordnung zu vermeiden. Auch den Ereignissen im Hinterland der Front sollte besonderes Augenmerk geschenkt werden, da diese noch wenig erforscht wurden. Drei methodische Eckpfeiler stehen am Beginn des vorliegenden Bandes: Gerhard P. Gross setzt sich mit dem Kriegsausbruch 1914 und der Fischer-Kontroverse auseinander, die die Kriegsschulddebatte maßgeblich beeinflusst hat. 1961 war das Buch von Fritz Fischer *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/1918* erschienen, das Deutschland eine große Verantwortung für den Ausbruch dieses Weltkrieges zuwies. Die Folgen waren „*ein publizistisches Erdbeben*“ (20): Nicht nur die Fachwelt debattierte hoch emotional, sondern auch die breite Öffentlichkeit diskutierte mit. Es war ein regelrechter Schock für Deutschland, nicht nur für Hitler, sondern nun auch noch für den Ersten Weltkrieg verantwortlich sein zu sollen. Groß schildert den Wandel von der in aufgeheizter Stimmung hitzig geführten Debatte bis schließlich zu neuen kulturgeschichtlichen Fragestellungen in den letzten Jahrzehnten. Die „*Kriegsschulddiskussion*“ wurde entemotionalisiert. Christopher Clarks neuestes Werk *The Sleepwalkers. How Europe went to War in 1914* analysiert auch die Politik und das Vorgehen aller anderen europäischen Staaten, nicht bloß Deutschlands, und kommt zu dem Schluss, dass niemand einen Krieg wollte, ihn aber auch keiner verhindert hatte. Die Debatte um die Kriegsschuld ist damit wohl aber nicht beendet. Eine neue Ebene der Diskussion wurde jedoch gefunden.

Hannes LEIDINGER zieht eine Zwischenbilanz betreffend die Weltkriegsforschung, in welcher die vergleichende Forschung immer breiteren Raum einnimmt. Der Vergleich ist ein nützliches Mittel, um Dinge in ihrer Differenz wahrzunehmen und auch zu klassifizieren. Viele Untersuchungen wurden und werden erst in den letzten Jahrzehnten möglich, durch Erschließung neuer Quellen und durch neue soziale, mentale und geographische Räume. Leidinger warnt aber auch, dabei nicht die Gesamtschau, also Zusammenhänge und Entwicklungen, aus den Augen zu verlieren.

Manfried RAUCHENSTEINER zeigt anhand von Tagebüchern „*Kriegermentalitäten*“, also was einen

„Krieger“ im 20. Jahrhundert ausmachte. Zugleich zeigt diese Perspektive von „unten“ verschiedene, gesellschaftliche Problemstellungen. „Krieger“ drückt nach Rauchensteiner mehr aus als „Soldat“, der Begriff meint klar „Personen, deren Berufung es ist zu kämpfen“. Der Begriff „Mentalität“ wurde von Rauchensteiner gewählt, weil er den „Bogen vom kollektiven Erleben des Geschehens an der Front bis zum kollektiven Gedächtnis“ (49) schlagen wollte. „Kriegermentalitäten“ sind keine normalen Haltungen, sondern „Reaktion und Ergebnis auf Ausnahmesituationen“ (50). Rauchensteiner zeigt in seinem Beitrag anhand von sechs privaten Aufzeichnungen einfacher Infanteristen und Unteroffiziere, was diese „Krieger“ tatsächlich erleben mussten, von Begeisterung, Neugierde, Abschiedsschmerz, Enttäuschungen, Leid und Schmerz bis zu Tod, Überforderung und Persönlichkeitsveränderung. Den romantischen „Idealtypus des Kriegers“ findet man in diesen Tagebuchaufzeichnungen und Korrespondenzen nicht. Der Begriff, der stereotyp verwendet wurde, war der des „Helden“, da aber sprach man meist von toten Kriegern, die für ihr Vaterland gestorben waren. Medaillen, Tapferkeitsmedaillen wurden ebenfalls sehr oft posthum verliehen. Die übrig gebliebenen Krieger kämpften innig um Erinnerung, Initiativen für Denkmäler und Gedächtnisorte häuften sich ab 1915. Das Ende des Krieges war gekennzeichnet von Widerstand, Meuterei und Auflösung, ein unrühmliches Ende für alle Krieger.

Der weitere Band ist in drei große Abschnitte unterteilt: „Erleben vs. Erinnern“, „Selbstbestimmung vs. Fremdherrschaft“ und „Politik vs. Militär“.

Im ersten Teil lesen wir von Erfahrungen einfacher Soldaten und ihrer Rückkehr in die veränderten Staaten, von der Kriegsfürsorge bis zu den Kriegssammlungen und dem Krieg in der Literatur. Liisi Eglit berichtet über österreichische und insbesondere estnische Soldaten, deren Heimkehr nach Estland von gewalttätigen Turbulenzen in der Heimat überschattet war: dem Unabhängigkeitskampf Estlands von Sowjetrußland. Dies unterschied sich von anderen kriegführenden Nationen, denn diese Staaten hatten mit einer Fülle von Problemen zu kämpfen, die es anderswo so nicht gab, und dies hatte Auswirkungen auf die Kriegsheimkehrer. Sie kamen *de facto* in einen weiteren Krieg heim, und ihr Rückkehrprozess vollzog sich bis in die 1920er und 1930er Jahre. Eglit befasst sich ausführlich mit dieser Rückkehr in die Heimat, mit dem Ablegen des Soldatenlebens, der Heimreise, dem Ankommen zu Hause, dem Rückfindungsprozess in die Gesellschaft und der Integration als Zivilperson, beleuchtet beide Seiten, die des Soldaten und die der Gesellschaft in der Heimat, und vergleicht deren Situation mit anderen Ländern und Heimkehrern – auch den Öster-

reichern, ergänzt durch Medienberichte und die öffentliche Meinung zu den Kriegsheimkehrern.

Über die Kriegsgefangenenfürsorge katholischer Ordensgemeinschaften schreibt Anjette Bräcker. Sie untersucht die Frage, wieweit kleinere und größere Orden – unter dem Aspekt ihres Anspruchs der allumfassenden Nächstenliebe – Handlungsspielräume über die Grenzen nationalstaatlicher und imperialer Politik hinaus öffnen konnten. Ausgewählt wurden die Verhältnisse in den Gebieten der Albaner, Bosnien-Herzegowina, Serbien und Montenegro sowie die Städte Konstantinopel/Istanbul und Adrianopel/Edirne. Die Autorin steht noch am Beginn ihres Forschungsprojektes und widmet sich daher in diesem Beitrag dem Beispiel der Kriegsgefangenenfürsorge. Knappe materielle und personelle Hilfsressourcen mussten nachvollziehbar an Hilfsbedürftige verteilt werden: Einerseits spielte die Zugehörigkeit zu einer Gruppe (Katholiken) eine Rolle, andererseits wurde die allumfassende Nächstenliebe gelebt und das Kriterium der Hilfsbedürftigkeit als Maßstab genommen. Die Sichtung der Quellen ergab, dass sich am Beginn der Balkankriege 1912 das karitative Wirken zunächst auf die Überlebenssicherung der im Gebiet heimischen Katholiken richtete. Im Verlauf des Ersten Weltkriegs bemühte sich Papst Benedikt XV. intensiv um eine Kriegsbeendigung. Der Papst sah sich als Vermittler in internationalen Auseinandersetzungen, dies ebnete den Weg zur Zusammenarbeit mit staatlichen Hilfsorganisationen. Professionalisierung und straffe Organisation halfen fortan, das Kriegselend zu lindern.

Auch Julia WALLECZEK-FRITZ widmet sich den Aktivitäten humanitärer Organisationen und zeigt die eingeschränkten Möglichkeiten ausländischer Helfer, bedingt durch das Gegenseitigkeitsprinzip für die Gefangenenspolitik jeweils beider Staaten, „Kontrolle durch Fürsorge“. Sie erörtert die so genannten „Schwesternreisen“ im Winter 1915/1916 und im Sommer 1916 im Habsburger- und im Romanov-Reich. Diese Inspektionsreisen sollten die Situation der Kriegsgefangenen prüfen und Missstände gemäß der Haager Landkriegsordnung aufdecken. Die Resultate blieben „überschaubar“. Auslöser war eine Gefangenenspolitik der Gewahrsamsstaaten, die auf dem Gegenseitigkeitsprinzip beruhte und in der militärpolitische Ziele mittels Repressalien erreicht werden sollten. Die Arbeit untersucht die Rahmenbedingungen der Gefangenschaft und die Fürsorgetätigkeit an sich (Rot Kreuz-Missionen, Young Men's Association YMCA), illustriert durch tabellarische Übersichten. Als Conclusio wird festgehalten: „Man darf sich aber keiner Illusion hingeben und zu einer Überbewertung tendieren, denn weder Österreich-Ungarn noch Russland ließen sich zur Gänze in die Karten schauen.“ (134)

Aibe-Marlene GERDES untersucht in ihrem Beitrag das Sammeln und Dokumentieren, das vielleicht auch Erinnern ist. Sie vergleicht österreichische mit deutschen Kriegssammlungen, wobei die Kriegssammelbewegung insbesondere in Deutschland und Österreich ein regelrechtes gesellschaftliches Massenphänomen war. Nicht nur staatliche Institutionen sammelten, es wurden auch unzählige Privatsammlungen angelegt. Die Autorin zeigt sehr klar auf, dass die Kriegssammlung der k.k. Hofbibliothek in Wien von Beginn an einen anderen Fokus verfolgte als die Kriegssammlung in Berlin: In Wien gab es einen nur schwachen ideologischen, politischen Unterbau für diese Sammel-tätigkeit. Man sammelte hier im Bewusstsein als Zeitzeuge eines bedeutenden historischen Ereignisses und mit dem Auftrag als Wissenschaftsinstitution, Material für künftige Forschung aufzubauen. Direktor Karabacek betonte ausdrücklich in allen seinen Korrespondenzen, dass diese Sammlung aus wissenschaftlichen Gründen angelegt wird. Und wie der Sammelauftrag der Hofbibliothek vorsah, wurde ein nationaler Schwerpunkt Österreich in den Vordergrund gerückt, jedoch mit einem speziellen Schwerpunkt auf die „orientalischen“ Kriegsdokumente, sprich aus den Balkan-ländern. Das ist auch das Besondere dieser Wiener Kriegssammlung: ihre Vielsprachigkeit und der demonstrative Einbezug des Balkans. Man orientierte sich auch an den deutschen Vorbildern, unternahm Studienreisen und kooperierte mit den deutschen Institutionen. Die Autorin zeigt weiters die Schwierigkeiten beim Sammeln im Umgang mit Staat und Militär auf, auch wenn in Wien Material durch die Pflichtablieferung gut gesammelt werden konnte. Ein Blick auf lokale Sammlungen, private Kriegssammlungen und Sammlungen nach 1918 als „vergessene Erinnerungen“ ergänzen Gerdes Beitrag. Die zu unrecht als bloße Propaganda angehäufteten Kriegssammlungen werden erst in neuerer Zeit ernsthaft befohrt und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt, so etwa im Projekt *Europeana Collections 1914–1918*.

Der folgende Beitrag von Ralph ANDRASCHKE-HOLZER widmet sich österreichischer Kriegsprosa und Kriegsromanen. Er zeigt, wie drei Forschungsrichtungen, die Militärgeschichte, die Literatursoziologie und die kulturwissenschaftlich orientierte Geschichtsforschung, sich diesem Thema nähern, welche neueren Arbeiten dazu publiziert wurden. Dabei wird deutlich, wie schwer es in diesem Gebiet fällt, Vergleiche zu ziehen und erläutert dies ausführlich an zwei Beispielen der österreichischen Autoren Robert Mimra und Kornel Abel.

Den ersten Abschnitt beschließt Maciej GÓRNY mit einem Blick auf die Kriegführung der Eliten im Osten. Der Autor versucht die Kriegsgewalt und die Mobilisierung der Intellektuellen in Verbin-

dung zu bringen. Die unterschiedliche Wahrnehmung der Ereignisse an der Westfront und an der Ostfront sind dabei zentrale Fragen. Der „Krieg der Geister“ wurde von Wissenschaftlern und Künstlern geführt, mit eigener Logik, die sich fast nie mit den staatlichen Grenzen deckte.

Der zweite Abschnitt „Selbstbestimmung vs. Fremdherrschaft“ widmet sich den Themen Kriegsverbrechen, Besatzung, Umgang mit Minderheiten sowie mit dem Stadt-Land-Konflikt, und der Rezeption in den Medien. Daniel Marc SEGESSER analysiert die in Serbien begangenen Grausamkeiten von 1914, über die nach 1918 geschwiegen wurde, und deren Klassifizierung als Kriegsverbrechen stark vom Recht der Zivilisten auf Landesverteidigung und der Haager Landkriegsordnung abhing. Ziel seines Beitrages ist es, die österreichisch-ungarischen Operationen im August 1914 in Serbien und die dort begangenen Grausamkeiten in ihrer Wahrnehmung durch die zeitgenössischen Publizisten und im Vergleich mit anderen vor und während des Ersten Weltkrieges zu betrachten. Am Schluss analysiert der Autor noch, wie mit den Ereignissen 1914 bei Kriegsende in Österreich und bei der Pariser Friedenskonferenz umgegangen wurde. Heiko BRENDEL und Emmanuel DEBRUYNE untersuchen nach bestimmten Kategorien die Besatzungsherrschaften an der West- und Balkanfront und illustrieren die Vorgänge durch eine Landkarte. In diesem 200.000 km² großen Areal lebten und kämpften bis zu 16 Millionen Menschen. Wie auch Autor SEGESSER kommen Brendel und Debruyne zu dem Schluss, dass das öffentliche Interesse an den Ereignissen in Frankreich und Belgien ungleich größer war als das an der Balkanfront, wengleich hier die Folgen schwerwiegender waren. Elisabeth HAID untersucht die Kriegspropaganda anhand der galizischen Ruthenen aus der Perspektive Österreich-Ungarns und Russlands. Sie stellt fest, dass die Presse die politischen Debatten zu den galizischen Ruthenen nur sehr subjektiv aufnahm, ganz im Sinne der eigenen politischen Propaganda.

Stephan LEHNSTAEDT vergleicht in seinem Beitrag die Besatzungen am Beispiel Polens im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Sein Zugang ist der Versuch, wie ein diachroner Vergleich funktionieren könnte. Polen war unter mehreren Teilungsmächten, Russland, Preußen und Österreich, aufgesplittert. Daher kann auch synchron verglichen werden. Der Autor legt dabei den Schwerpunkt auf die „Nutzbarmachung“ Polens, also die wirtschaftlichen Folgen der Besatzung, und verschweigt auch nicht die Problematik dieser Vergleiche.

Über die italienische Besatzung auf slowenischem Gebiet im Vergleich mit dem Zweiten Weltkrieg berichten Petra SVOJŠAK und Bojan GODESA, die zeigen wie einschneidend die Einführung der italienischen Sprache und die Umstellung des

Bildungssystemen waren. Zum Abschluss dieses Kapitels zeigt Claire MORELON, wie städtische und ländliche Räume Böhmens im Ersten Weltkrieg und Frankreichs im Zweiten Weltkrieg mit sozialen Konflikten im Zentrum an der Peripherie umgingen. Die Autorin erläutert, wie kriegsbedingte Versorgungsengpässe die Erfahrungen der Zivilbevölkerung prägten und sich so die Gegensätze zwischen Heimat und Front verschärften.

Der dritte Abschnitt „Politik vs. Militär“ widmet sich zur Gänze Macht- und Gebietsansprüchen. Zu Beginn vergleicht Stratos N. DORDANAS die Politik der k. u. k. Monarchie mit den griechischen und bulgarischen Gebietsansprüchen im Rahmen der makedonischen Frage, insbesondere wird das Schicksal der Hafenstadt Kavala beleuchtet mit Ausblick auf die weiteren Ereignisse im Zweiten Weltkrieg. Lothar HÖBELT untersucht generell das Verhältnis Politik und Militär in den wichtigsten kriegsführenden Mächten Europas. Kriegswirtschaftslehre war ein wichtiges Instrument der Kriegsführung und immer politisch bestimmt. Am Beispiel Otto Neuraths und seiner Kriegswirtschaftslehre zeigt Günther SANDER wie „Kriegssozialismus“ instrumentalisiert wurde und Eingang in die politischen Debatten erfuhr. Der Autor schildert wie die nationalen Volkswirtschaften litten, aber auch welche Vorteile manche Industriezweige (vor allem technische Innovationen) aus dem Kriegsgeschehen ziehen konnten. Neurath vertraute auf planerische Vernunft, auf Machbarkeit und rationale Organisation. Für ihn hatte Kriegswirtschaftslehre nichts mit Kriegsbegeisterung zu tun. Neurath trat auch als sehr direkter Kritiker der antiserbischen Politik Österreichs auf und suchte nachzuweisen, dass die negative Einschätzung der wirtschaftlichen Situation Serbiens keiner Realitätsüberprüfung standhielt. Verena MORTIZ beschäftigt sich mit den Nachrichtendiensten Österreich-Ungarns und Russlands in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg und fragt nach einer Einbindung von „Intelligence Studies“ in eine Geschichte internationaler Beziehungen. Ausgehend von den verschiedenen Arten des Geheimdienstes und den Reaktionen außenpolitischer und militärischer Entscheidungsträger werden die weitreichenden Konsequenzen dargestellt. Diese Folgen erstreckten sich nicht nur auf außenpolitische, militärische Reaktionen und Planungen, sondern beeinflussten tatsächliche oder lediglich geschürte Bedrohungsszenarien. Die Einschätzung Dritter betreffend die Beziehungen Österreich-Ungarns mit dem Russischen Reich lässt interessante Einblicke in die Bündnispolitik am Vorabend des Krieges zu. Die Quellenlage ist hier sehr viel besser als man annehmen möchte, auch wenn zum Beispiel ein Großteil der Akten des Evidenzbüros der k. u. k. Armee mit Absicht vernichtet worden war. Auch

die Akteure mit ihren Absichten und Motiven wären fern von Geheimhaltung oder gar Unterhaltungsliteratur ein Desiderat für die Forschung auf dem Gebiet der Sozial-, Kultur und Mentalitätengeschichte, wie die Autorin betont. Den Abschluss des Bandes bildet M. Christian ORTNER, der einen Überblick über die Entwicklung des Kampfverfahrens der k. u. k. Armee erstellt. Er zeigt, wie sich die Kampfverfahren dieser Armee während der Erfahrungen im Ersten Weltkrieg veränderten und sich den Gegebenheiten anpassten, schildert die Ausbildungsvorschriften für die Soldaten und erläutert die technische und materielle Ausrüstung des Heeres.

Der Band schließt mit einem Personen- und Ortsregister sowie einem Verzeichnis der AutorInnen. Das Buch „Frontwechsel“ eröffnet den LeserInnen einen weit gespannten Bogen an Themen, die in spezieller Sicht des Vergleichs untersucht werden und somit einen spannenden, anderen Einblick in die Thematik geben. Zugleich werden eine Fülle an weiteren Forschungsdesiderata vorgestellt, die zeigen, wie „unerforscht“ der Erste Weltkrieg auch heute noch ist.

Der handliche Band von Christa Hämmerle bietet eine kritische Forschungsbilanz und zugleich eine Frauen- und Geschlechtergeschichte zum Ersten Weltkrieg, die aufschlussreiche Zusammenhänge erkennen lässt:

Christa Hämmerle: *Heimat/Front. Geschlechtergeschichte/n des Ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn.* Wien: Böhlau 2014.

In die Kriegsbegeisterung fielen damals auch bereitwillig die bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegungen ein und leisteten freiwillig Kriegsfürsorge. Nur eine kleine Gruppe von Mitgliedern des radikaleren Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins opponierte von Anfang an gegen den Krieg und engagierte sich auch in der europäischen Friedensbewegung. Die Mehrheit der Frauenvereinigungen schloss sich zur „Frauenhilfsaktion im Krieg“ zusammen, deren Tätigkeiten weit über die bereits im 19. Jahrhundert übliche Frauenwohltätigkeit hinausging. Tausende von Frauen fanden eine Tätigkeit als Kriegskrankenschwester attraktiv. Viele adelige und bürgerliche Frauen meldeten sich freiwillig, um patriotisch dem „Vaterland“ zu dienen und ebenfalls „im Felde“ zu stehen. Und tatsächlich waren diese Frauen oft nicht in der „Heimat“, sondern an der „Front“ bzw. sehr nahe an der Front im Einsatz. Was die Frauen dort erlebten, wird in diesem Band untersucht. Trotz vorhandener autobiographischer Quellen und Untersuchungen zu Traumata sind die Kriegserinnerungen dieser Frauen nicht in das kollektive Gedächtnis der Nachkriegsgesellschaft

eingegangen. Weiterführende Untersuchungen zu diesem Fokus sind daher nötig.

Die Aktivitäten der Kriegsfürsorge begannen bereits im Juli 1914 und waren an kommunale Einrichtungen und andere Institutionen gebunden, so in Wien an das Rathaus, die Magistrate, an Vereine und Schulen. Viele Erlässe für Schülerinnen und Schüler wurde für die Aktionen im Rahmen der Kriegsfürsorge herangezogen: Von der Herstellung von Liebesgaben, unzähligen „patriotischen Sammlungen“ („*Gold gab ich für Eisen*“) bis zur Werbung für die Zeichnung von Kriegsanleihen.

Sehr deutlich zeigen die Forschungen auch, wie groß das Ausmaß war, in dem Frauen die eingezogenen Männer ersetzen mussten: Von der Landwirtschaft über Büros und Geschäften, Post, Bahn und Wiener öffentliche Verkehrsmittel bis zur Industrie. **Tatsächlich kam es aber langfristig gesehen von 1914 bis 1918 nicht zu einer Zunahme an Frauenarbeit, sondern zu einer Verschiebung hin zu kriegswichtigen Bereichen, insbesondere zur stark wachsenden Rüstungsindustrie.** Die „Heimatfront“ zerfiel jedoch schon bald, bedingt durch die rasch katastrophaler werdende Versorgungslage der Bevölkerung. Die Männer an der Front unterlagen in ihrem Geschlecht Hierarchien und Differenzen untereinander, ihre Männlichkeit stand auf dem Prüfstand. Vom Drückeberger bis zum Krieger reichte dabei die Palette. Wie solche Zuschreibungen und Positionen von den massenhaft betroffenen Männern erfahren und gedeutet wurden, ist kaum erforscht. Ebenso unbekannt in der Forschung ist die Lage der in der Habsburgerarmee diskriminierten jüdischen Soldaten, die der Homosexuellen oder der sonst wie „ungehorsamen“ Soldaten. Auch Frauen waren an der unmittelbaren Kriegsfrente tätig, sei es als Prostituierte, als „*Hilfskräfte für die Armee*“ bei Soldatenmangel, sei es, weil sie nicht flüchten konnten. Alle wurden sie zu Opfern und überschritten in verschiedenen Formen die ihrem Geschlecht gesetzten Grenzen.

Sieben Einzelbeiträge zeigen exemplarisch die Rolle der Frauen und Männer in diesem Krieg. Der erste Beitrag berichtet zu Gewalterfahrungen von Kriegskrankenschwestern, untersucht an Hand von autobiographischen Texten. Es lassen sich mehrere Gemeinsamkeiten feststellen, mit denen Frauen zurecht kommen mussten: das Ideal der liebenden, aufopfernden Weiblichkeit und Mütterlichkeit in krassem Gegensatz zu den Erfahrungen im Kriegseinsatz. Der vermeintliche „*Verteidigungskrieg*“ der Feinde entpuppte sich für die Frauen an der Front als entsetzliches Erlebnis mit schwer verwundeten und gefangenen Männern, die sie zu pflegen hatten und denen sie Mitgefühl entgegenbrachten. Die Kriegskrankenpflege wurde zu einem Albtraum mit extremen Belastungen. Auch

wenn sich das nicht offen in den Erzählformen und Erinnerungskulturen der Texte zeigt, lässt sich doch einiges an traumatischen Erfahrungen aus den Texten herausfiltern. Dies ist Forschungsdesiderat für die Geschichtswissenschaft. Noch gänzlich unbeantwortet ist die Frage „*Was geschah nach dem Krieg?*“. Was passierte mit den tausenden Kriegsschwestern? Wie konnten sie wieder Fuß fassen in einer Gesellschaft, die kein Interesse mehr an ihnen hatte, ihnen kein Denkmal setzte? Insbesondere die Verliererstaaten weisen eine große Diskrepanz zwischen Heroisierung der Frauen zu Kriegszeiten und dem weitgehenden Vergessen nach dem Krieg.

Der nächste Beitrag widmet sich den Feldpostbriefen eines Ehepaars. Die Forschung zur Feldpost zeigt einerseits das „andere“ Gesicht des Krieges in Einzelbiographien und andererseits das durch den Krieg gestörte Verhältnis Frau und Mann. Beide Geschlechter suchten dennoch mit großer Intensität das Verbindende und Gemeinsame abseits der grausamen Realität des Krieges. Die öffentliche Inszenierung der Feldpostbriefe zeigt ein männliches „Kriegserlebnis“ und quasi „Sonntagsbriefe“ der Frauen. Frauen wurden dazu angehalten „*starke, fröhliche*“ Briefe ins Feld zu schicken, „*keine Jammerbriefe*“. Die Autorin zeigt an Hand eines Ehepaars, wie fragil der Faden zwischen Mann und Frau war, welche Mittlerfunktion der Frau zukam, wie rollenkonform sich Frau und Mann in ihren Texten verhielten. Das Bild der „Klagebriefe“ verschärfte nach dem Krieg den Geschlechterkampf, und die Frauen wurden sehr rasch wieder in ihre traditionellen Rollen und Räume zurückgedrängt.

Die folgenden drei Beiträge behandeln die Frauenhilfsaktion im Krieg, die Militarisierung des weiblichen Handarbeitens und das Anfertigen von „Liebesgaben“ für die Soldaten: **Große Bereitschaft** war bei den „gemäßigt“ bürgerlichen, den katholischen und sozialdemokratischen Frauenbewegungen zu finden, sich aktiv für den Krieg zu engagieren, insbesondere in der ersten Kriegshälfte. In Wien wurde ein eigener „Frauenbeirat“ gegründet, in den Wiener Arbeitsstuben wurde in großem Ausmaß textiles Arbeiten organisiert, zeitweilig waren zwischen 2000 und 8000 Frauen beschäftigt. Zusätzlich gab es noch zahlreiche private Initiativen. Konflikte taten sich auf, da diese Arbeiterinnen Konkurrenz durch handwerkende Schülerinnen und durch begüterte Frauen erhielten, die so den Bedürftigen ihr „Brot“ wegnahmen, dazu kam, dass im Laufe des Krieges dieses Engagement an organisatorische und materiellen Grenzen gelangte. Viele Frauen landeten letztendlich in der Rüstungsindustrie oder in der Verelendung. Der Aufsatz „*Wäsche für Soldaten*“ zeigt die Militarisierung des Handarbeitens: Der

Begriff „Heimatfront“ charakterisiert treffend die neue Kriegszone. Breit angelegte psychologische Kriegsführung gelang mit der Mobilisierung dieser „Heimatfront“, der Mobilisierung der weiblichen Bevölkerung gleich zu Kriegsbeginn. Die Autorin zeigt in diesem Beitrag die Zuständigkeiten und Tätigkeiten der Frauen, die als genuin weibliche definiert wurden und werden, und hier im Besonderen das Stricken und Nähen. Anhand von biographischen Texten und der Sprache in Propaganda lässt sich auch eine Ideologie der Verantwortung des weiblichen Geschlechts für das Gelingen des Krieges festmachen. Das populäre „Liebesgaben“-System appellierte an weibliche Liebe und Fürsorge. Die Autorin zeigt die Organisation, die Verteilung der Liebesgaben an die unbekanntesten Soldaten, analysiert die Antworten der Soldaten und die Aufnahme dieser „Liebesgaben“ in die Kriegstagebücher und retrospektiv verfassten Kriegsmemoiren. Der „Liebesgaben“-Diskurs war öffentlich und kontrolliert, patriotische Formeln, Feindbilder und Dankesworte waren genau definiert. Versformeln, leere Worthülsen, Floskeln dominierten diese Texte. Die Kommunikation blieb hierarchisch oberhalb der SchülerInnen, und die Soldaten ihrerseits wussten, dass ihre Worte öffentlich waren. Ungeachtet dieses hohen Stellenwertes in der Kriegspropaganda, gerieten auch diese „Liebesgaben“ nach 1918 in Vergessenheit. In männlichen Kriegsaufzeichnungen sind diese ‚Liebesgaben‘ weitgehend ausgeblendet, wie die Autorin analysiert.

Die abschließenden Beiträge widmen sich der soldatischen Erinnerungskultur und der „Krise der Männlichkeit“ nach dem Ersten Weltkrieg. Der Autor Friedrich Weber, der in den 30er Jahren mehrere Erinnerungsbücher über seinen Kriegseinsatz publizierte, wird von der österreichischen Militärgeschichte als eine Art österreichischer „(Erich Maria) Remarque“ vereinnahmt. Seine Bücher haben die Erinnerungskultur an den Krieg gegen Italien maßgeblich beeinflusst. Die Autorin untersucht in ihrem Beitrag diese Zuschreibung und diesen Vergleich mit Remarque. Wissenschaftliche Rezeptionen zu Remarque in Österreich in der Zwischenkriegszeit fehlen dazu völlig. Die Autorin analysiert daher die Tendenzen in Webers Erinnerungsbüchern und zeigt, dass die an einem Vergleich mit Remarques Frontromanen orientierte Lesart der Weberschen Kriegsbücher lediglich auf Grund einer sehr selektiven Rezeption ihres Gesamtinhaltes möglich ist. Generell war man in Erinnerungen auch bestrebt, eine durch den Krieg gestörte oder zerstörte Männlichkeit wiederherzustellen und neuerliche Identifikationen zu ermöglichen. Dazu kam das Bestreben ehemaliger Berufsoffiziere, ihre verlorene Ehre zurückzugewinnen. Fritz Webers maßgebliche Werke erschie-

nen in den frühen 30er Jahren, als der Ständestaat sich zu etablieren begann und Männlichkeitsideale wieder stark gefördert wurden. Vom Soldat der k. u. k. Armee vollzog sich schon bald die Wandlung zum männlich-martialischen NS-Soldaten. Fritz Weber selbst war schon sehr früh eingetragenes und aktives NSDAP-Mitglied und übersiedelte 1933 nach Deutschland. Sein Kriegseinsatz ab 1940 allerdings ist unbekannt und daher wissenschaftlich auch noch nicht erforscht. Seine Werke vermitteln deutlich, dass Kriegserinnerungen immer veränderbar sind, gegen den Strich gelesen werden müssen und nicht den immer wiederholt zitierten Kriegsschriftstellern überlassen werden sollten. Das abschließende Beispiel der in Wien in Tageszeitungen erschienenen „Fünfzig Briefe über den Krieg“, in denen Männer ihre Kriegserlebnisse, wie sie tatsächlich erlebt wurden, geschildert werden, zeigt die andere Seite.

Das Schlusskapitel „Krank, feige und muthlos ...“ widmet sich der „Krise der Männlichkeit“ nach dem Ersten Weltkrieg. Die Autorin versucht in ihrem Beitrag, diese Krise in ihrer längerfristigen Entwicklung aufzuzeigen und stellt ein ambivalentes Bild fest. Während die Offiziere ihren Krisendiskurs massiv vorantrieben, ihren Bruch mit soldatischer Identität und die fehlenden beruflichen Perspektiven klar vermitteln konnten, findet sich nichts Dergleichen bei den „einfachen“ Soldaten und den Mannschaften. Eher sogar das Gegenteil ist festzustellen: In ihren sozialen und gesellschaftlichen Beziehungen auch zu Frauen findet sich keine „Krise“, sondern die Betonung auf Kontinuität, auf Wiedereinnehmen ihrer vorigen Positionen. Das führte unweigerlich dazu, dass Frauen sehr rasch wieder auf ihre „angestammten“ Rollen verwiesen wurden: Sie wurden entlassen, mussten freiwillig ausscheiden, Männern Platz machen. Für sie wurde der Fortschritt während des Krieges nach dem Krieg zum Stillstand, ja zum Rückschritt.

Die Autorin betont daher, dass, wenn von „Krise der Männlichkeit“ gesprochen wird, es in der Forschung wichtig ist, das Spannungsverhältnis zwischen Quellaussagen und längerfristigen Entwicklungen der Geschlechterverhältnisse auszuloten und zu erforschen.

Obwohl die Bedeutung der Frauen und Kinder primär weiblich konnotiert und der „Heimatfront“ zugeordnet wurde/wird und umgekehrt das Militär ausschließlich männlich besetzt war, waren beide „Fronten“ tatsächlich sehr eng miteinander verzahnt und von einem Miteinander und Nebeneinander der Geschlechter geprägt. Diese Auflösung der Fronten war Voraussetzung für die moderne Kriegsführung, und sie machte Frauen und Kinder zu unmittelbaren Opfern kriegerischer Gewalt, was später vielfach verdrängt wur-

de. Dies wird in vorliegendem Forschungsband zur Geschlechtergeschichte überdeutlich gezeigt. Es ist also nach den Auswirkungen des Krieges für Männer und Frauen und nach der damaligen propagierten Geschlechterordnung mit all ihren Widersprüchen zu fragen. Viele Kapitel sind hier noch nicht geschrieben, der vorliegende Band zeigt an Hand ausgewählter Beiträge die Komplexität des Themas und die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge. Christa Hämmerle ist es hervorragend gelungen, einen Einblick in die historische Forschung zu geben, der auch für den interessierten Laien viel Neues erläutert und Zusammenhänge gut erkennen lässt.

Parallel zur Heeresgeschichte, zur Geschichte der politischen Verläufe und speziellen historischen Fragestellungen widmen sich andere Neuerscheinungen Einzelpersonlichkeiten und dem Alltag im Kriegsgeschehen. Eine der umstrittensten Persönlichkeiten dieser Zeit und zugleich eine Schlüsselfigur ist ohne Zweifel der Thronfolger Franz Ferdinand:

Jean-Paul Bled: *Franz Ferdinand: Der eigensinnige Thronfolger.* Wien Böhlau 2013.

Der Autor Jean-Paul Bled, Professor für Neuere österreichische und deutsche Geschichte an der Pariser Sorbonne, ist ein Kenner der Geschichte des Hauses Habsburg-Lothringen. Bleds Buch zu Franz Ferdinand ist die deutsche Fassung seiner bereits 2012 auf Französisch erschienenen Arbeit. Bled zeichnet in seiner Biographie Erzherzog Franz Ferdinands ein Charakterbild des unpopulären österreichischen Thronfolgers mit all seinen Schatten- und Lichtseiten; dabei versteht er es, die Person in das innenpolitische Umfeld und das außenpolitische Geschehen im damaligen europäischen Staatengebilde einzufügen. Die Geschichtsschreibung ist in letzter Zeit bemüht, eine Neuerschätzung der widersprüchlichen Persönlichkeit Franz Ferdinands vorzunehmen und deren politische Zielsetzungen markanter und eindeutiger herauszuarbeiten. Mittlerweile kann als gesichert gelten, dass der jähzornige, jagdwütige Thronfolger kein Kriegstreiber, als der er auch verteufelt wurde, aber natürlich auch kein Pazifist war. Franz Ferdinand war ein Befürworter des Friedens, ohne das Risiko des Krieges auszuschließen, urteilt Bled als Resümee seiner Forschungen.

Ein einleitendes Kapitel führt in die politische Situation der Vielvölkermonarchie ein und erläutert die Stellung Österreich-Ungarns in Europa. Die weiteren elf Kapitel sind Leben und Wirken Franz Ferdinands gewidmet. Beginnend mit seinem Elternhaus, seiner Erziehung und seiner ersten Zeit beim Militär. Franz Ferdinand kam am 18. Dezember 1863 in Graz zur Welt. Sein Weg schien als Erz-

herzog vorgezeichnet, nichts deutete darauf hin, welche Bedeutung er erlangen sollte. Zwei Jahre später übersiedelte die Familie nach Wien, es war ein weiterer Sohn auf die Welt gekommen. Franz Ferdinands Mutter war schwer krank, litt an Tuberkulose. Die Kinder wurden aus diesem Grund von ihr ferngehalten, was nicht ohne Folgen für die Gefühlswelt der kleinen Kinder bleiben sollte. 1871 verstarb die Mutter Maria Annunziata, Franz Ferdinand war acht Jahre alt. Die Erziehung der Söhne wurde Hauslehrern übertragen, das Arbeitspensum war gewaltig, wie bei allen Habsburgerkindern üblich. Der Vater Karl Ludwig arbeitete selbst an den Lehrplänen mit und unterwies seine Kinder in seinem Lieblingsfach, der Kunstgeschichte. Als Franz Ferdinand zehn Jahre alt war, heiratete sein Vater zum dritten Mal, Maria Theresia von Braganza, die Franz Ferdinand eine warmherzige Stiefmutter wurde und ihm zeitlebens zur Seite stand. Mit 15 Jahren schlug Franz Ferdinand die militärische Laufbahn im Offizierskorps ein, jedoch litt seine noch immer schwache Gesundheit und er unternahm Erholungsreisen nach Ägypten, Palästina und Meran. Dann ging er im Rang eines Majors nach Prag, und kurz darauf erschütterte der Tod Kornprinz Rudolfs die Monarchie. Für Franz Ferdinand bedeutete der unerwartete Tod seines Cousins, dass sein bis dahin recht unbeschwertes Leben mit einem Schlag vorbei war: Er war nun der Thronfolger, ohne jemals die entsprechende Erziehung dafür genossen zu haben, ohne intellektuell die Eignung dafür aufzuweisen. Hinzu kam, dass Kaiser Franz Josef sich rüstiger Konstitution erfreute und keine Anstalten machte, Franz Ferdinand anzuerkennen, obwohl klar war, dass Karl Ludwig niemals regieren würde. Franz Ferdinand aber kehrte regelmäßig nach Wien zurück, um hier seine Ausbildung zu vervollkommen. Militärisch wurde er an die Spitze des in Ödenburg stationierten Husarenregiments verlegt, was ihm intensiveren Kontakt zu Ungarn ermöglichte, mit gewaltigen sprachlichen Schwierigkeiten, denn er erlernte Ungarisch nur mangelhaft. Die Beziehung zu Ungarn wurde schon in diesen frühen Tagen zerstört. Franz Ferdinand behielt eine lebenslange Animosität zu Ungarn, die Ungarn ihrerseits sahen im Thronfolger einen Feind. Dann verschlechterte sich Franz Ferdinands Gesundheit erneut, offenbar hatte er die Lungenkrankheit seiner Mutter geerbt. Um Gerüchte über seinen Gesundheitszustand zum Verstummen zu bringen, wurde eine Weltreise geplant. Zehn Monate dauerte diese Schiffsreise auf der *Kaiserin Elisabeth*, die bis nach Japan führte. Im Anschluss reiste er auf der *Empress of China* an die Westküste der Vereinigten Staaten, die er per Zug entlangfuhr. 1895/1896 erschienen Franz Ferdinands Reisewerke in zwei Bänden. Natürlich

waren dies keine Forschungsreisen gewesen, wie öffentlich verkündet, dazu fehlte es Franz Ferdinand an Bildung, auch mussten die Reisewerke sehr gründlich von Max Wladimir von Beck vor Publikation bearbeitet werden. Franz Ferdinand brachte zahlreiche Gegenstände von diesen Reisen mit, die den Grundstein für seine Sammlungen bildeten. Er hatte 14.000 Souvenirs gesammelt, 9000 davon sind derzeit im Weltmuseum in Wien in einer Ausstellung zu sehen. (<<http://www.weltmuseumwien.at/staunen/ausstellungen/franz-is-here/>>). Der eigentliche Zweck dieser Reise, nämlich die Besserung seiner Gesundheit, wurde nicht erfüllt. Schon kurz nach der Rückkehr und Wiederaufnahme seiner militärischen Pflichten in Budweis brach die Tuberkulose erneut heftig aus, eine Kur in der Nähe war unumgänglich. Victor Eisenmenger wurde zum behandelten Arzt und hatte es fortan mit einem schwierigen Patienten zu tun. Aufenthalte an der Adria und in Ägypten folgten. Tuberkulose war zu dieser Zeit nur bei der Hälfte der Fälle kurierbar, Vorsicht war also mehr als angebracht, was auch Franz Ferdinand letztlich einsah und so die Krankheit besiegen konnte. Als sein Vater Karl Ludwig verstarb, war es Gewissheit: Franz Ferdinand war nun offizieller Thronfolger der österreichisch-ungarischen Monarchie. Am 29. März 1898 informierte Kaiser Franz Josef seinen Neffen über seine künftige verantwortungsvolle Position. Franz Ferdinand war mit 35 Jahren noch Junggeselle; was jedoch nur wenige wussten, er hatte sich bereits 1894 in Böhmen in Gräfin Sophie Chotek von Chotkowa und Wognin verliebt. Gräfin Chotek und ihre Familie gehörten aber nicht zu den „standesgemäßen“ Familien und damit nahm das Drama seinen Anfang. Der Kaiser musste seine Zustimmung zu einer Hochzeit geben. Durch eine gezielte Indiskretion erfuhr Franz Josef von der Liaison und weigerte sich, seine Zustimmung zu geben. Franz Ferdinand jedoch bestand auf seiner Wahl, auch wenn dies für ihn den Thronverzicht bedeuten sollte. Ein Bedenkjahr sollte ihn zur Vernunft bringen. Alle „Manöver“ halfen nichts, letztendlich ermöglichte der Kaiser eine morganatische Ehe. Der Autor schildert detailliert die rechtlichen Schwierigkeiten dieses Arrangements. Der Kaiser war im Grunde mit dieser Ehe nicht einverstanden, und Franz Ferdinand musste mitansehen, dass seine Frau und seine Kinder von der kaiserlichen Familie ausgeschlossen blieben. Verletzte auf beiden Seiten also, ein Bruch, der zwischen den Männern nie mehr heilen sollte.

Wie schon seinen Sohn Rudolf beschränkte der Kaiser auch Franz Ferdinand ausschließlich auf militärische Aufgaben. Autor Bled charakterisiert Franz Ferdinand als unsicheren Mann mit simplen Ideen, behaftet mit Vorurteilen, an denen er ag-

gressiv festhielt, wenn er seine Unsicherheit überspielen wollte. Er schildert sein Gedankengebäude als „*einzigartige Mischung von geradezu reaktionärem Konservatismus und Reformgeist*“ (S. 120). Franz Ferdinand war ein Autokrat, ohne Sympathie für das konstitutionelle Prinzip, und war empört über das Vorgehen des Reichsrats, was ihn in seiner Ansicht noch bestärkte. Liberale, Freimaurer, Sozialisten und Juden waren regelmäßig Zielscheiben seiner Angriffe. Lediglich die Christlichsozialen fanden einigermassen Gnade in seinen Augen, was mit seinem glühenden Katholizismus erklärbar war. Ein weiterer Punkt war Franz Ferdinands Feindseligkeit gegen Ungarn, den Ausgleich hielt er für einen Fehler. Auch seine Positionen in der Außenpolitik waren vom Konservatismus geprägt, wie der Autor ausführlich erläutert.

Franz Ferdinand entwickelte eine Reihe von Ideen, um die Monarchie zu retten, und fand in der Militärkanzlei einige Mitstreiter, darunter als wichtigsten den Zivilisten Wladimir von Beck. Die Militärkanzlei war nicht zur Ausübung einer politischen Funktion gedacht; sie sollte Kommunikationsstelle zwischen Kriegsministerium und Generaltruppeninspektor sein, selbstredend unter Kontrolle des Kaisers. Jedoch versuchte Franz Ferdinand mit seinen Vertrauten auch hier eigene Politik zu machen, wie der Autor in den folgenden Kapiteln zu den politischen Krisen, insbesondere zu Ungarn und zur Wahlrechtsreform, aufzeigt: Beide Male scheiterte der Thronfolger. In der Bosnien-Krise teilte der Thronfolger mit Franz Josef zumindest die Ansicht, die Beziehungen zu Russland nicht zu gefährden. Mit dem Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf hatte Franz Ferdinand zwar Meinungsverschiedenheiten, vertraute ihm aber.

Die folgenden Kapitel befassen sich mit Alltag und Arbeit Franz Ferdinands, seinem Zuhause und der Jagd. Diese Umgebungen werfen ein etwas anderes Licht auf den schroffen und diplomatischen Thronfolger. Im Familienleben war Franz Ferdinand ein liebender Ehemann und seinen Kindern ein sehr fürsorglicher Vater, der nie aufbrausend wurde.

Der Abschnitt „*Franz Ferdinand und die Moderne*“ widmet sich der grundsätzlichen Lebenseinstellung des Thronfolgers zur Gesellschaft, nicht nur bezogen auf kunsthistorische Interessen, sondern seiner generellen Ablehnung von liberalen und progressiven Strömungen. Vielen Künstlern (Secessionisten, Jugendstilünstler, Kokoschka, Egger-Lienz, Klimt etc.) machte er das Leben schwer. In seiner Eigenschaft als Protektor der Zentralkommission für Denkmalpflege hingegen setzte er sich für den Schutz des reichen kulturellen Erbes ein, bestritt neue Wege und begründete so den Denkmalschutz in Österreich. Politisch

befand sich Franz Ferdinand noch immer in Wartestellung. Zwar hatte er seit 1906 versucht, ein politischer Faktor in der Monarchie zu werden, dies gelang jedoch nur sehr marginal, wie Bled ausführt; die Auseinandersetzungen nahmen zu. Der Autor erläutert im Detail Franz Ferdinands Vorstellungen zu einer Umgestaltung der Monarchie: 1911 wurde von Alexander v. Broch eine Schrift *Programm zum Thronwechsel* veröffentlicht, die aus dem Kreis der Männer um den Thronfolger stammte. Das Programm enthielt eine Reihe von Maßnahmen, um die politische Vormachtstellung des ungarischen Adels zu brechen, und forderte eine Überarbeitung der ungarischen Verfassung. Deutsch sollte zur Staatssprache werden. Auch Italiener für den Thronfolger ein Gegner, dem er nicht nachgeben wollte. Hinter jedem Autonomiestreben sah Franz Ferdinand Separatismus, den es zu verhindern galt. In der Zwischenzeit hatten sich die Krisen in der Außenpolitik verschärft, die Zeichen standen auf Krieg. Franz Ferdinand war kein Kriegstreiber, im Gegenteil, er wollte die Monarchie vor dieser Gefahr bewahren, insbesondere vor einem Krieg mit Russland. Dabei behandelt Bled genauer das Verhältnis und Zerwürfnis mit Conrad und Franz Ferdinands Stellung zur Marine.

Die letzten beiden Kapitel zeigen die Vorbereitungen und das Attentat selbst, die Reaktionen sowie das Begräbnis und geben eine abschließende Charakterisierung der Persönlichkeit Franz Ferdinands. Der Thronfolger war in der Bevölkerung kein wirklich „Bekannter“, er war distanziert und daher nicht beliebt. Emotionen konnte Franz Ferdinand nicht unter Kontrolle halten, persönliche Animositäten verwechselte und übertrug er auf allgemeine Interessen, unsensible Äußerungen taten ihr Übriges. Dazu kamen Eifersucht auf seinen Bruder Otto, Misstrauen und sogar Verfolgungswahn, ein Komplex des Ungeliebtseins. Seine lange Krankheit verstärkte diese Gefühle. Die Beziehung zwischen dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und Kaiser Franz Joseph war kontrovers: Gemeinsam war ihnen zweifellos die hohe Achtung der Dynastie und des monarchischen Prinzips. Im wichtigsten Punkt aber, der Frage der Organisation der Monarchie, waren sich die beiden Männer völlig uneins. Franz Ferdinand lehnte die Ungarnpolitik seines Onkels ab und missbilligte die Innenpolitik des Kaisers. Zwar faszinierte Franz Ferdinand die rasanten Entwicklungen der Technik, den Ansprüchen einer modernen Öffentlichkeit konnte er nichts abgewinnen. Somit ist der österreichische Thronfolger eher als Repräsentant der alten europäisch-monarchischen Welt anzusehen.

Die Biografie von Jean-Paul Bled zeichnet das facettenreiche Leben und Wirken des „verhinderten Herrschers“ detailliert nach. Im Abschlusskapitel

der lesenswerten Biographie stellt der Autor die Frage „Was wäre gewesen, wenn ...?“ Hätte Franz Ferdinand die Monarchie gerettet? Zwei Hypothesen werden durchgespielt: Franz Ferdinand hätte 1914 den Thron bestiegen, oder Franz Ferdinand hätte das Attentat überlebt. Wie auch immer, es war anders gekommen.

Neben publizierten Quellen hat der Autor Bled für seine Biographie auch Archivbestände ausgewertet, so den Nachlass Franz Ferdinands im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv sowie die Bestände der Militärkanzlei des Thronfolgers. Bleds Biographie ist doch deutlich an ein breiteres Publikum gerichtet, und so findet man in diesem Werk keine tiefergehenden Forschungsfragen.

Ebenso widmet sich der nächste Band nicht Forschungsfragen, sondern den Problemen im Wiener Alltag während des Krieges:

Edgard Haider: *Wien 1914: Alltag am Rande des Abgrunds*. Wien: Böhlau 2013.

Edgard Haider ist Historiker, ehemaliger ORF-Redakteur und Autor mehrerer historischer Bücher mit Architekturbezug. Sein Buch befasst sich nicht mit politischen Ereignissen und Kriegsschauplätzen, sondern zeigt den Alltag in Wien im Jahr 1914, zumeist in chronologischer Abfolge anhand von Zeitungsberichten und Sekundärliteratur, ergänzt durch zahlreiche Schwarzweißabbildungen. Es sollen vor allem Stimmungsbilder wiedergegeben werden, um das Denken und Fühlen in diesen Tagen begreifbar zu machen, auch um die „... danach viel geschmähte Generation der Groß- und Urgroßväter besser verstehen (zu können), ohne ihre Fehler zu bagatellisieren“, betont der Autor.

Der schmale Band beginnt mit dem Jahreswechsel 1913/1914 mit den Hoffnungen auf bessere Zeiten und schildert die Feste, Feierlichkeiten in Kaffeehäusern, Tanz- und Nachtlokalen, Theatern und Kinos. Zu Silvester war die Polizei damals schon am Stephansplatz ziemlich beschäftigt, um die Menschenmassen, die das Läuten der Turmuhr (nicht der Pummerin!) um Mitternacht hören wollten, im Zaum zu halten, und besonders auch danach für Ruhe und Ordnung zu sorgen. In der Hofburg nahm der Obersthofmeister Fürst Alfred Montenuovo die Glückwunschartikeln für den Kaiser entgegen. Der Kaiser und seine Familie dinierten in Schloss Schönbrunn. Die Sozialdemokraten feierten mit 1. Jänner 1914 das 25jährige Bestehen der in Hainfeld gegründeten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Trotz großer Errungenschaften, ist der Alltag der Arbeiter durch extreme Teuerung und Arbeitslosigkeit trostlos. Die folgenden Kapitel zeigen daher auch dieses Elend. Den Privilegien der Habsburger stellt der Autor das Wohnungselend und den harten Winter der

Bevölkerung gegenüber. Während der Hofstaat durchorganisiert ist und die Mitglieder finanziell versorgt sind, ist ein Großteil der Bevölkerung in Mietskasernen untergebracht. Hier stirbt jedes dritte Kind, bevor es das 14. Lebensjahr erreicht hat. Hinzu kam im Winter 1913/1914 eine für Wien extreme Kälte mit bis zu -12 Grad und Dauerfrost. Der Ansturm auf die Wärmestuben und Notschlafstellen war kaum zu bewältigen. Auch die Selbstmordrate stieg an. Die Arbeitslosen griffen zu einem damals sehr ungewöhnlichen Mittel in Wien, sie gingen auf die Ringstraße demonstrieren. Genützt hat es ihnen wenig.

Die Zeitungen hingegen berichteten zunächst optimistisch, trotz der unruhigen Lage am Balkan, trotz der sozialen Notlage vieler, die Wiener Börse äußert ebenfalls einen Trend zum Positiven. Und dann beginnt der Fasching! In Wien tanzte man sich durch unzählige Bälle, Maskenbälle, Tango-Tanzveranstaltungen und Redouten. Nicht nur die noble Gesellschaft auch die „kleinen Leut“ haben ihre Veranstaltungen. Dem lauten Vergnügen folgt die Fastenzeit, die Kirche sieht sich mit einer immer intensiveren „Modernisierung“ der Gesellschaft konfrontiert. Das Parlament kämpft mit Schwierigkeiten, ohne Ansehen beim Kaiser, nicht geachtet beim Wähler. Im März 1914 „vertagt“ sich das Parlament. Einzigartig in Europa und dennoch kein Aufschrei in der Bevölkerung. Zeitungen äußern sich sehr kritisch, zeigen die Kriegsgefahr durch Russland und die Ereignisse am Balkan auf. In Wien ist der Gemeinderat aber mit seinen Wahlen beschäftigt, die nach dem Klassenwahlrecht abgehalten werden – von einer fairen Wahl kann nicht gesprochen werden, und selbstverständlich wählen nur Männer. Am 4. Internationalen Frauentag am 8. März 1914 wird daher das allgemeine und gleiche Wahlrecht in aktiver und passiver Form für Frauen gefordert. Zentrale Themen am internationalen Frauentag im Mai sind Arbeitsbedingungen und Bildung. Politisch wurden in Wien im Frühjahr 1914 Luegers Ideale hochgehalten und weiter gepflegt – dieses Karl Lueger, dessen antisemitischen Parolen ihm erst eine Mehrheit im Gemeinderat brachten und ihn dann Bürgermeister werden ließen. Der Kaiser, dem jeder Antisemitismus verhasst war, hatte Lueger erst nach der vierten Wahl bestätigt. Lueger selbst ging erst gegen Ende seines Lebens auf Distanz zu seinen antisemitischen Ausfällen. 1914 jedoch intensivierten politische Strömungen dieses Gedankengut erneut.

Wien hingegen genoss die Ostertage, endlich wärmere Temperaturen nach dem eisigen Winter. Das Buch zeigt freundliche und witzige Illustrationen zu Modesalons, zu diversen Modetorheiten („Feschoform“!), zu kulinarischen Genüssen und Osterthemen. Im Prater blühen wieder die Bäume,

Vieles wurde hier auch renoviert. Die Attraktion schlechthin ist aber in diesen Tagen das neu eröffnete Flugfeld in Aspern, das die Menschen fasziniert am Ostersonntag 1914 besichtigen können. Die plötzliche Erkrankung Kaiser Franz Josefs in diesem Frühjahr, die er sich anlässlich des Besuchs von Kaiser Wilhelms II. zugezogen hatte, beunruhigt die Wiener. 65 Jahre Herrschaft, wird der Kaiser überleben oder folgt ihm Kaiser Franz II.? Tägliche Bulletins zum Krankenzustand finden sich in der Presse. Der Thronfolger Franz Ferdinand hat im Unteren Belvedere seine Militärkanzlei eingerichtet und wartet auf seine Stunde. In der Zwischenzeit „vertritt“ er den Kaiser. Als am 23. Mai offiziell die Genesung Kaiser Franz Josefs verkündet wird, ist trotzdem allen klar, dass dieser Mann ein Greis ist. Franz Josef selbst weiß natürlich, dass die Monarchie sich überholt hat, er ist aber nicht mehr imstande, Reformen anzugehen.

Der Mai bringt mit seinem 1. Tag die Feiern der Arbeiterschaft, 1914 bereits ein silbernes Jubiläum. Jedoch ist dies kein Feiertag, die ArbeiterInnen bekommen nicht frei, so mancher kann nicht mitmarschieren. Eine der Hauptforderungen an diesem Tag ist der Achtstundentag. Am nächsten Morgen schon werden die roten Fahnen und Spruchbänder vom Rot der Mohnblume abgelöst: Durch den Verkauf von Stoffblumen soll Geld für Arme und Kranke gesammelt werden; und wieder wird in der Vergangenheit geschwelgt, so feiert man im Sommer 1914 das 100-Jahr-Jubiläum Wiener Kongress mit großem Aufwand im Prater und einem Blumencorso.

Die nächsten Kapitel behandeln Themen, die auch heute aktuell sein könnten: So beklagte man hässliche Baulücken, Verschandelung der Stadt und den Abriss historischer Gebäude und Ensembles. Nicht nur auf der Ringstraße und in der Wiener Innenstadt kam es zu großen Neugestaltungen, auch in den Vorstädten wurde erneuert: Im 4. Bezirk wurde das „Freihaus“, das 3000 Menschen beherbergte, niedergerissen, im 7. Bezirk verkam der Spittelberg zum Rotlichtviertel. Felix Salten nannte es einen „ungeheuerlichen Vandalismus“. Grinzing, Heiligenstadt, Sievering, Neustift am Walde etc. gehörten „dem freien Belieben unwissender Baumeister, wurden auf Gnade und Ungnade emporgekommenen Maurerpolierern ausgeliefert und sind nun gräßlich entstellt.“ Kommt einem das nicht bekannt vor?

Aber es wurde auch sehr viel Neues gebaut, wie das folgende Kapitel zeigt: Theater, Hallenbäder, die Österreichische Nationalbank, Kirchen, Krankenhäuser und zahlreiche Privathäuser.

Die zwei Millionen-Metropole hatte bereits die Probleme aller Großstädte: steigendes Verkehrsaufkommen und Verkehrslärm. Sehr amüsant zu lesen sind die Klagen über die Wiener Verkehrsbetriebe und die untätige Stadtverwaltung im „gut ge-

heizten“ Rathaus. Man ist sich darüber klar, dass eine U-Bahn gebaut werden müsste. Das sollte dann allerdings noch etwas dauern. Benzinbetriebene Autobusse führen hingegen bereits; die FußgängerInnen wurden angehalten, auf den Gehsteigen nicht kreuz und quer zu gehen, sondern sich links zu halten! Das Automobil war selbstredend nur ein Luxusobjekt für Reiche. Das gravierendste Problem war aber, dass Wien eine ziemlich schmutzige Stadt war: Die städtische Straßenreinigung funktionierte nicht, der Müll wurde in offenen Wagen durch die Stadt kutschiert, die Luft war durch Rauch aus Dampflokomotiven der Stadtbahn und durch Heizungen sehr verschmutzt.

Anfang Juni kehrten Franz Ferdinand und seine Frau aus Wien nach Schloss Konopischt zurück, der Thronfolger pflegte seine Rosen. Am 21. Juni starb Bertha von Suttner in Wien, am Morgen des 27. Juni brach der Kaiser nach Bad Ischl auf. Am Sonntag, den 28. Juni, einem wunderschönen Sommertag, unterbricht gegen 14 Uhr hektisches Treiben auf den Wiener Straßen die Idylle: Die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers und seiner Frau verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Die Stadt verwandelt sich in ein Meer von schwarzen Trauerfloren, „Wien trägt Schwarz“. Der Hof verkündet Hoftrauer, zahlreiche Gremien halten Trauersitzungen ab. Die Särge des Ehepaares werden bei ihrer Ankunft am Wiener Südbahnhof bis in die Hofburg von Menschenmassen begleitet. Der Thronfolger und seine Frau aber werden nicht in der Hofburg begraben, sondern in der Familiengruft des Schlosses Artstetten. Die Wiener begleiten auch die drei Waisen des Paares auf ihrem leidvollen Weg nach ihrer Rückkehr in Wien mit großer Zuwendung. Der Kaiser empfangt die Kinder für eine halbe Stunde, er wird sie nie wieder zu sich bitten. Für ihn sind damit auch das unleidliche Thema der nicht standesgemäßen Heirat und deren noch mögliche Folgen erledigt.

Auch die Wiener trauern in diesem idyllischen Hochsommer nicht lange, denn wie Karl Kraus treffend über Franz Ferdinand schrieb: „Auf jene unerforschte Gegend, die der Wiener sein Herz nennt, hatte er es nicht abgesehen.“ (243)

In Wien bereitete man sich auf den Weltfriedenskongress vor, der vom 15. bis 19. September stattfinden soll, mit Gästen aus allen Erdteilen. Hier soll zum ersten Mal der Film *Die Waffen nieder!* nach dem Roman Bertha von Suttners aufgeführt werden. Von Frieden war jedoch keine Spur, flammte doch der Nationalitätenhass in fast allen Kronländern in diesen Tagen intensiv auf. Am 23. Juli wurde das unannehmbare Ultimatum an Serbien überreicht, am 25. Juli abends wurden die Forderungen abgelehnt. Wien jubelt: vor dem Kriegsministerium, dem Außenministerium, am Ballhausplatz, am Heldenplatz, vor der Hofburg,

auf der Ringstraße kennt die Kriegsbegeisterung keine Grenzen. Der Kaiser erließ sein Manifest „An meine Völker!“. Sehr rasch weitete sich der Krieg aus, elf Kriegserklärungen in 17 Tagen – die Botschafter der plötzlich verfeindeten Staaten verlassen Wien. Die Züge transportierten Männer, Jung und Alt, an die Front. Durch den plötzlichen Männermangel waren die Frauen nun an der Reihe und übernahmen Arbeiten im Straßendienst, bei Elektrizitäts- und Gaswerken, in Ämtern, Schulen und Kultureinrichtungen, und besonders in der Landwirtschaft. Schlagartig veränderte sich der Alltag: Die Grundrechte wurden durch Ausnahmeverfügungen außer Kraft gesetzt, Lebensmittel verteuerten sich enorm. Der Jubel und die Kriegsbegeisterung sollten bald verstummen. Am Ende lag die Welt in Trümmern.

Edgard Haider bietet ohne tiefschürfende historische Analysen ein angenehm zu lesendes Buch mit vielen Abbildungen und ermöglicht so den LeserInnen einen lebendigen Einblick in den Alltag der Wiener Bevölkerung und der Stadt. Der Band ist ein guter Einstieg in die Thematik Erster Weltkrieg und ein gutes Stimmungsbild aus Zeitungsberichten und Stimmen einzelner Autoren. Glossar, Literaturverzeichnis, Register und Bildnachweise ergänzen den Band.

Zum Abschluss sei noch kurz auf zwei umfangreiche Ausstellungskataloge von Wiener Ausstellungen verwiesen:

Alfred Pfoser und Andreas Weigl (Hrsg.), *Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg*. Gemeinschaftsprojekt des Wiener Stadt- und Landesarchivs, der Wienbibliothek im Rathaus sowie des Vereins für Geschichte der Stadt Wien. Wien: Metro Verlag 2013

Dieser umfangreiche Katalog bietet den AusstellungsbesucherInnen zusätzlich zur Ausstellung in der Wienbibliothek einen weiten Überblick und zahlreiche Informationen zu verschiedenen Themen der Gesellschaft in der Weltstadt Wien. Zu den politischen Ereignissen zeigen die Kapitel mit jeweils mehreren Einzelbeiträgen demographische und soziale Veränderungen, die Versorgungslage, die spezielle Situation der Stadt Wien, den Stadtraum und das Wohnen, die Verwaltung, die Organisation der Spitäler und Lazarette, aber auch Kultur, Kunst und Wissenschaft in Kriegszeit, die Militarisierung der Jugend, die Stellung der Frauen im Krieg und die Rolle der Medien sowie der Propaganda. Einleitend befasst sich der Katalog mit dem „verschwundenen“ Weltkrieg, kaum ein Denkmal der Erinnerung ist existent, der Krieg wurde regelrecht „verräumt“. Dies hatte Auswirkungen auf die Forschungen bis heute. Wien war eine glanzvolle Metropole eines riesigen

Reiches gewesen, die sich durch vier Kriegsjahre komplett veränderte und zur „Versuchsstation des Weltunterganges“ wurde, wie Karl Kraus es formulierte. Die ehemalige Reichs- und Residenzstadt war während des Krieges politisches und administratives Zentrum: Die Stadt war einerseits Kasernenstadt, Zentrum der Kriegswirtschaft, andererseits auch noch immer sicherer Fluchort für viele Menschen aus den umkämpften Gebieten. Nach dem Krieg allerdings gelang vielen Betrieben die Umstellung auf Friedensproduktion nicht oder nur schwer. Wien war zwar von unmittelbaren Kriegsschäden verschont geblieben, hatte allerdings lange mit anderen Problemen zurechtzukommen: Entbehrungen, Krankheiten, Tuberkulose, Hunger und Mangelernährung hinterließen Spuren in der Wiener Bevölkerung. Diese Beschädigungen bereiteten den Boden für das „Rote Wien“, für den Ausbau der Fürsorge und für soziale Einrichtungen, aber leider auch für revanchistische Ideen, für radikale Strömungen und autoritäre Lösungen – der Nährboden für den Zweiten Weltkrieg.

Der erste industrielle Krieg löste, wie auch die oben erwähnten Werke zeigen, die Grenzen zwischen militärischer und ziviler Sphäre auf und erfasste alle Lebensbereiche. Die aus der Not entsprungenen tiefgreifenden Veränderungen blieben oft dauerhaft und ermöglichten einen radikalen sozialen, politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Wandel.

Die Geschichtsschreibung befasste sich seit Ende des Krieges mit verschiedenen Fragestellungen und bewertete die Zeit ganz unterschiedlich. Waren es zu Beginn Fragen nach Schuld und Siegern bzw. Verlierern, widmete man sich dann den sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, sind es heute Fragestellungen zu neuen Quellen und zum Aussterben der Zeitzeugen aus dem kollektiven Gedächtnis, da die Forschung in den letzten Jahren schwerpunktmäßig die Ereignisse des Nationalsozialismus untersucht, ja sogar „gehypt“ hat. Alle ForscherInnen sind sich einig, dass es dringend notwendig ist, die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges in allen seinen Facetten wissenschaftlich zu erforschen und neu zu bewerten, um auch den Zweiten Weltkrieg kritischeren wissenschaftlichen Fragestellungen zu öffnen.

Der vorliegende Katalog erfasst ein umfassendes Spektrum an Lebensbereichen, erforscht und dokumentiert von zahlreichen AutorInnen, was durch Kooperation zwischen Wiener Stadt- und Landesarchiv, der Wienbibliothek im Rathaus und dem Verein für Geschichte der Stadt Wien in hervorragender Weise gelungen ist. Die überaus reichhaltigen Illustrationen stammen zu einem großen Teil aus der Kriegssammlung des Wien Museums. Wer sich im wahrsten Sinn des Wortes ein Bild Wiens im Ersten Weltkrieg machen möchte,

erahnen will, was in dieser Stadt vor sich ging und welche langfristigen Auswirkungen der Krieg für Wien hatte, findet hier sehr gut zusammengestelltes und wissenschaftlich fundiertes Material.

Am Schluss darf ich den LeserInnen auch den Ausstellungskatalog „meines Hauses“ an Herz legen:

Manfried Rauchensteiner (Hrsg.), *An Meine Völker! Der Erste Weltkrieg 1914–1918*. Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek vom 13.3. bis 2.11.2014. Wien: Amalthea Sinum Verlag 2014

Diese Ausstellung befasst sich mit der Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek zur Zeit des Ersten Weltkriegs, also mit der Situation der damaligen Hofbibliothek. Grundlage für die einzelnen Beiträge war die mit Kriegsbeginn angelegte „Kriegssammlung“ der Hofbibliothek. Diese Sammlung, die vom damaligen Direktor Josef Karabacek nicht zur Kriegsverherrlichung, sondern ausschließlich aus dokumentarischen Gründen, im Sammelauftrag der Hofbibliothek für die wissenschaftliche Forschung ins Leben gerufen wurde, beinhaltet Plakate, Photographien, Flugblätter, offizielle Kundmachungen, private Aufzeichnungen und Feldpostkarten. Die Ausstellung zeigt eine große Zahl an Objekten aus dieser Kriegssammlung, wobei nicht nur das Geschehen an der Front und politische Ereignisse dargestellt werden, sondern auch der Alltag im Hinterland, in dem den Frauen die Hauptlast zukam. Sie mussten in unvorstellbarer Not Haushalt und Kinder versorgen. Das hieß u.a. stundenlanges Anstellen in endlosen Warteschlangen, die Zubereitung von Speisen nach *Kriegskochrezepten* oder die „Befolgung von Maßnahmen zum Schutze der heranwachsenden Jugend vor Verwahrlosung“, wie es auf einem Plakat von 1916 heißt. Kinder, die der Staat vielleicht noch brauchen würde, um sie als Ersatz für ihre gefallenen (Groß)Väter in den Krieg zu schicken. Patriotische Kriegsspiele wie das *Granaten-Puzzle* sollten schon die Kleinsten militärisch indoktrinieren. Das Ergebnis der pädagogischen Bemühungen ist in der Ausstellung auch am Beispiel von Kinderzeichnungen zu sehen und in Schulaufsätzen mit martialischen Titeln wie „Auf welche Weise ich die Engländer besiegen würde“, zu lesen.

Der reich illustrierte Katalog informiert in acht wissenschaftlichen Beiträgen **über die Sammlungs-**geschichte der ausgestellten Objekte: Dies reicht von der Entstehung der Kriegssammlung, über die Plakate und die ungarischen Kundmachungen in der Sammlung, über die Landkarten, Quellen und literarischen Materialien bei Handschriften und Drucken bis zur Rolle der Musik im Krieg, zur Kunstsprache Esperanto und zuletzt zum bibliothekarischen Alltag und den Auswirkungen der Kriegsjahre für den Betrieb der Hofbibliothek.

Der Kern des Katalogs enthält in siebzehn Kapiteln die Objektbeschreibungen zur Ausstellung.

Das Besondere am ÖNB-Katalog ist der dritte und letzte Teil mit zwölf Beiträgen von AutorInnen aus den ehemaligen Ländern der Donaumonarchie. Diese Idee Rauchensteiners ist eine besonders aufmerksame Geste in der Aufarbeitung und Erinnerung der Katastrophe des Ersten Weltkriegs: Diese AutorInnen setzen sich in literarische Texten mit dem fiktiven Gedächtnisort „Erster Weltkrieg“ auseinander. Die Beiträge aus Österreich, Italien, Tschechien, Polen, der Ukraine, Slowenien, Ungarn, der Slowakei, Kroatien, Serbien, Rumänien und Bosnien zeigen erstaunliche Herangehensweisen und bilden mit ihren Beiträgen eine Brücke zwischen gestern, heute und morgen.

Diese kurze Übersicht an Neuerscheinungen soll Lust auf die Lektüre machen und auch auf die vertiefende Weiterlektüre, denn in der Zwischenzeit sind natürlich zahlreiche weitere Publikationen zum Ersten Weltkrieg auf den Markt gekommen.

Gabriele Mauthe

Hermann Hauke, Wolfgang-Valentin Ikas, Katalog der lateinischen Fragmente der bayerischen Staatsbibliothek München, Band 3: CIm 29550–29990 (Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Monacensis IV 12,3). Wiesbaden: Harrassowitz-Verlag 2013, 459 Seiten, ISBN 978-3447069441.

Fragmente sind wichtige Informationsträger. Sie sind in den meisten Bibliotheken lange Zeit stiefmütterlich behandelt worden. Willkürlich aus den verschiedensten Gründen zusammengetragen, oftmals in verborgenen Ecken der Magazine abgelegt und lange Zeit vergessen, geraten sie nun immer mehr in den Fokus der Forschung.

Was einst als Spiegelblätter, Vor- oder Nachsatz, als Einband oder zur Falzverstärkung benutzt wurde, ist in den letzten Jahrhunderten aus dem Interesse am Inhalt bzw. oftmals auch aufgrund ihres Alters, später im Zuge von Restaurierungsmaßnahmen aus den Trägercodices ausgelöst und in eigens dafür angelegte Fragmentsammlungen eingeordnet worden. In Folge des oftmals fehlenden – weil als unwichtig erachteten – **Überlieferungszusammenhangs kann die Provenienz der Fragmente daher häufig nicht mehr rekonstruiert werden.**

Es ist daher kein einfaches Unterfangen Fragmente zu katalogisieren. Die Bayerische Staatsbibliothek (BSB) stellt sich dieser Aufgabe nun schon seit mehr als zwei Jahrzehnten bravurös.

Ihre Sammlung umfasst ca. 2500 Stücke. Bereits im 19. Jahrhundert wurde in der BSB ein handschriftliches Repertorium der Fragmente angelegt, das die Fragmente in 30 Systemgruppen unterteilt

te. Diese klassische Anordnung in Fachgruppen wurde auch bei der Neuordnung und dem Versetzen mit Individualsignaturen in der 1970er Jahren beibehalten. Ein Großteil dieser Fragmente wurde bereits in zwei Katalogbänden 1994 und 2001 der Fachwelt zugänglich gemacht.

Die (Neu-)Katalogisierung orientiert sich formal an den Regeln der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Katalogisierung mittelalterlicher Handschriften. Der erste Band umfasst die Fachgruppen Poesie und Prosa der Antike, den Bereich der Bibel und liturgische Fragmente, die sich auf die Messe beziehen.

Der zweite Band schließt daran mit Fragmenten an, die im Zusammenhang mit dem Stundengebet stehen, wie auch solche, die dem Bereich außerhalb des liturgischen Betens zugerechnet werden können. Zudem enthält er Fragmente zur Poesie und Prosa des christlichen Altertums und die Schriften der Kirchenväter. Abschließend werden Werke theologischen und philosophischen Inhalts aus dem Hoch- und Spätmittelalter abgehandelt.

Der dritte und nunmehr letzte Band dieser Unternehmung umfasst neben Fragmenten aus den Themenbereichen Rechtswissenschaft, Grammatik und nichtbiblische Glossare, Rhetorik, Medizin, Naturwissenschaften, Mathematik und Rechenbücher, Musik, Astronomie, Kalenderwissenschaft, Geheimwissenschaften – z.B. die Astrologie oder Geomantie – auch solche zu Geschichtsquellen und Geschichtsschreibung sowie zu Literatur des Mittelalters und der Renaissance und Miniaturen bzw. Initialen ohne Text. In den Varia finden sich Schreibmeisterblätter neben Bibliothekskatalogen und Weisheitsregeln. Als Extravagantia eingeordnet wurden Lesezeichen, Fälze und Kleinmakulatur, meist im Rahmen von Restaurierungen herausgelöst, bilden ebenso eine Signaturengruppe wie auch die gewissermaßen als Nachtrag zu sehenden Papierfragmente, die in der damaligen Systematik nicht eingebracht wurden. Leider wurden diese aber im vorliegenden Band nicht einzeln erfasst, was mit dem geringen Quellenwert der Objekte zu rechtfertigen versucht wird. Es ist zu hoffen, dass die BSB als eine der bedeutendsten Handschriftensammlungen der Welt sich auch mit diesen für sie als nebensächlich eingestuften Beständen noch genauer befassen wird bzw. durch digitale Zugänglichmachung die Forscher an der Entscheidung über deren Quellenwert beteiligt.

Die Erschließung der Fragmente geschieht in diesem Katalog auf dem bereits von der BSB gewohnt hohen Niveau. Jedes Fragment wurde mit größtmöglicher Akribie und Sachkenntnis von den beiden Verfassern katalogisiert.

Eine Besonderheit dieses Katalogs ist, dass hier nicht nur ausgelöste Fragmente aufgearbeitet, sondern auch die nichtausgelösten, ohne Indi-

vidualsignaturen ausgestatteten Fragmente aus Inkunabeln und alten Drucken in Kurzform ebenfalls verzeichnet werden. Besonders das Sichten der Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts und die Bestimmung dieser Fragmente werden sicherlich für die Beantwortung unterschiedlichster wissenschaftlicher Fragestellungen sehr dienlich sein. Zudem enthält diese Aufstellung auch ca. 10 % an Fragmenten, die bisher nicht in *BSB-Ink* nachgewiesen waren.

Die Vielfalt der in den Fragmenten aufgegriffenen Themen ist groß, neben den grundlegenden Schriften der medizinischen Autoritäten wie Avicenna, Galen oder Hippokrates sind auch einige der Hauptwerke der sieben freien Künste vertreten. Für die Geschichtswissenschaften von Interesse sind besonders die Annalen, darunter z.B. die *Annales Ratisponenses maiores* oder zahlreiche weitere Chroniken, wie beispielsweise ein fragmentarischer Ausschnitt der *Historia Francorum* des Gregor von Tours aus dem 9. Jahrhundert. Seltene Texte, teils auch literarische Kleinode wie die *Thebais* des Statius oder ein Fragment aus dem von Josephus Flavius verfassten *Bellum Iudaicum* sind in dieser Sammlung ebenso aufzufinden wie illuminierte Teile aus Prachthandschriften.

Der Katalogband enthält zudem Nachträge zu den bereits in den beiden Vorgänger-Katalogen besprochenen Fragmenten. Die zugegebenermaßen etwas komplex erscheinende und wohl nicht mehr den heutigen Bearbeitungsmoden entsprechende Systematik der Sammlung lateinischer Fragmente der Bayerischen Staatsbibliothek wird im Register dankenswerterweise ebenfalls abgebildet.

Ein besonderes Augenmerk soll hier auf das sehr ausführliche und im Vergleich zu den vorangegangenen Bänden erweiterte Register gelegt werden, das nicht nur über ein Verfasser- und Sachregister verfügt, sondern auch eine Chronologie aller Fragmente der Sammlung und diverse Konkordanzen zur Verfügung stellt. Neben einer klassischen Vorsignaturen-Konkordanz mit den nun gültigen Signaturen gibt es ebenso eine der bei Bischoffs Schreibschulen zitierten und jetzt gültigen Fragmentensignaturen. Diese wurde auch für die *Codices latini antiquiores (CLA)* und *Codices liturgici latini antiquiores (CLLA)* erarbeitet.

Daneben finden sich noch zwei weitere Konkordanzen der in den Katalogbänden von 1994 und 2001 erwähnten Signaturen von Inkunabeldubletten sowie den jetzt gültigen Inkunabelsignaturen und eine Konkordanzliste der Signaturen von Inkunabeldubletten, die sich entweder nicht mehr im Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek befinden oder sich einer modernen Inkunabelsignature nicht mehr zuordnen lassen.

Zur Vollständigkeit ist hier noch anzumerken, dass natürlich diejenigen Fragmente, die nicht

aus den Handschriften ausgelöst wurden (Signaturengruppen Clm und Cgm), mit der jeweiligen Handschrift zusammen erschlossen wurden oder werden und deshalb in den Fragmentkatalogen nicht behandelt werden.

Dank dieser enormen Katalogisierungsleistung der beiden Bearbeiter erlangt die Forschung nun einen wichtigen Zugang zu diesem bisher wenig beachteten und bisher auch schwer zugänglichen Quellenmaterial. Diese intensive Auseinandersetzung mit den Fragmenten wird aber auch dazu führen, dass neue Erkenntnisse zu einzelnen Objekten gewonnen werden können. Doch wo werden diese aufscheinen? Im gedruckten Katalog wohl nicht! Generell könnte man natürlich an dieser Stelle die Frage stellen, ob derlei gedruckte Handschriftenkataloge, besonders bei Fragmenten, wirklich noch zeitgemäß sind. Da die Forschung hier sicherlich in hoher Schlagzahl immer wieder neue Erkenntnisse liefern wird, wäre es wünschenswert, dass diese mit großem Fachwissen und großer Bestandskenntnis erstellten Katalogisate auch in einem elektronischen Katalog zeitnah verfügbar sind, damit dort tagesaktuell die neuesten Erkenntnisse sofort allen Benutzer zugänglich gemacht werden können. Dies geschieht in der BSB aber nur mit wenigen Fragmenten, wobei von außen nicht transparent ist, ob in diese Katalogisate die neuesten Forschungsergebnisse zeitnah eingearbeitet werden. Von diesen zu meist digitalisierten Fragmenten findet sich dann im Onlinekatalog ein verkürztes Katalogisat mit Link zum Digitalisat. Gerade Letzteres stellt in der Fragmentforschung ein wesentliches Arbeitsinstrument dar. Die Beschreibung des Fragments mag noch so gut sein, aber manche Aspekte können doch nur durch einen Blick auf das Objekt selbst geklärt werden. Deshalb wäre es wünschenswert, wenn Altbestandsbibliotheken Ihre Bestände in Onlinesysteme einpflegen, diese zeitnah den aktuellen Forschungsergebnissen anpassen und durch Digitalisate anreichern würden. Ein Desiderat in der Fragmentkatalogisierung bzw. -bearbeitung wäre die Etablierung einer Bibliotheken übergreifenden Plattform zur Bereitstellung und Bearbeitung von Fragmentdigitalisaten.

Katrin Jilek

Christoph Wagner-Trenkwitz: *Sie kannten Richard Strauss. Ein Genie in Nahaufnahme.* Mit 55 Abbildungen. Wien: Amalthea Signum Verlag 2013, 224 S., ISBN 978-3-85002-746-5.

Viel ist schon geschrieben worden über Richard Strauss. Alleine wenn man im Katalog der Österreichischen Nationalbibliothek nach Literatur über den berühmten österreichischen Komponisten

sucht, findet man über 2.000 Einträge. Warum also noch ein Buch über Richard Strauss? – Zunächst einmal muss man an dieser Stelle festhalten, dass es sich beim vorliegenden Buch um keine weitere Biographie handelt. Vielmehr sollen neue Einblicke und Aspekte über die Person Richard Strauss geliefert werden, und das aus einem möglichst persönlichen Blickwinkel. Deshalb werden vor allem enge Weggefährten herangezogen, um das Leben und Wirken des großen Komponisten und Dirigenten nachzuzeichnen.

An gewissen biographischen Fakten kommt man aber natürlich nicht vorbei. Und so beginnt das Buch auch mit einer chronologischen Nachzeichnung der ersten Lebens- und Lehrjahre, gewissermaßen „erzählt“ durch persönliche Erinnerungen und Briefe des jungen Richard Strauss sowie durch Aufzeichnungen begleitender Persönlichkeiten, wie dem Klassenlehrer oder Hans von Bülow, der ein früher Förderer Strauss' war.

Chronologisch geht es weiter, wobei textlich vor allem die vielen Zitate aus unterschiedlichen Briefen auffallen. Im Kapitel über den „Lebensmensch Pauline“ wird die Beziehung zwischen dem Musiklehrer Strauss und seiner Schülerin vollständig über den Briefwechsel der beiden aufgerollt. Vom ersten im Buch abgedruckten Brief aus dem Jahr 1887, als die junge Pauline de Ahna bei ihrem Lehrer über Halsschmerzen nach einem kleinen Auftritt klagt, bis zu den Briefen aus dem Jahr 1902, die von Eheproblemen und gegenseitigen Schuldzuweisungen gekennzeichnet sind, spannt sich die Beziehung von Richard und Pauline Strauss. Dazwischen liegen Verlobung, Heirat, die Geburt des Sohnes Franz und schließlich der große Streit, der ein Vierteljahrhundert später die Vorlage für die Oper „Intermezzo“ bilden sollte.

Prominente Weggefährten und Zeitzeugen kommen durch ihre abgedruckten Briefe und Erinnerungen zu Wort, wie etwa Stefan Zweig, der für Richard Strauss den Text für die *Schweigsame Frau* schrieb, Manfred Mautner Markhof, ein enger und langer Freund, oder Hugo von Hofmannsthal, der Librettist der *Elektra* und jahrzehntelanger beruflicher Begleiter von Richard Strauss. Vor allem aber wird den beiden Enkeln, den Söhnen von Strauss' einzigem Sohn Franz und dessen Frau Alice, viel Platz eingeräumt. Enkel Richard Strauss, der im Jahr 2007 verstarb, schrieb seine Erinnerungen an den Großvater noch nieder, so dass sie im Buch abgedruckt werden konnten. Er gibt vorwiegend Einblicke in das Familienleben: „Und dazu kam eben der Familienvater und Großvater, der immer für seine Familie Zeit hatte. Niemand von uns hat je von ihm ein ‚Nein, ich habe jetzt keine Zeit‘ gehört – Worte, die ich von anderen geistig schaffenden Menschen sehr wohl gehört habe. ‚Ruhe, der Meister arbeitet!‘ gab es in unserem Hause einfach nicht.“

Enkel Christian Strauss führte mit Buchautor Christoph Wagner-Trenkwitz bereits im Jahr 2009 und dann noch einmal 2013 ausführliche Gespräche, weshalb die Erinnerungen des zweiten Enkels in Interviewform zu lesen sind. Im Gespräch werden vor allem die Jahre während des Zweiten Weltkrieges aufgerollt. So kommt man natürlich auch unweigerlich zu der Frage, wie nahe das Verhältnis von Richard Strauss zu den Nationalsozialisten tatsächlich war. Christian Strauss erklärt die Sache pragmatisch: „Der Großpapa war der unpolitischste Mensch, den man sich vorstellen kann. Er war Opportunist, er hat das gesucht, was ihm nützt.“ Später im Gespräch führt er diese Ansicht noch weiter aus: „Strauss hat auch irgendwann einmal gesagt: ‚Ich habe die österreichische Monarchie überlebt, die preußische Monarchie, die Weimarer Republik, ich werde das braune Reich auch noch überstehen.‘ Es war ihm egal. Wenn die brav seine Opern gespielt und seine Familie in Ruhe gelassen haben, war ihm alles recht. Er war sicher auch ein guter Geschäftsmann, keine Frage.“

Nach der Lektüre all dieser teils so verschiedenen Erinnerungen und Erzählungen fällt auf, dass ein Aspekt von sehr vielen im Buch zu Wort kommenden Personen aufgegriffen wird: die Arbeitsweise von Richard Strauss. Immer wieder liest man darüber, wahrscheinlich weil die Vorgehensweise des Komponisten nicht nur heute fasziniert, sondern wohl auch damals schon als bewundernswert erachtet wurde. Sowohl die Enkel als auch Pauline oder Stefan Zweig beschreiben ihn als musikalischen Handwerker, der jederzeit seine Arbeit an einer Komposition unterbrechen konnte, um ein paar Stunden oder auch einen Tag später wieder genau an der Stelle die Arbeit fortzusetzen, wo er zuvor zu komponieren aufgehört hatte.

Den Abschluss des Buches bildet ein Gespräch, das Marcel Prawy anlässlich einer Matinée im Jahr 1979 mit einigen „Zeitzeugen“, u.a. dem Kammersänger Hans Hotter, dem philharmonischen Geiger Otto Strasser, Enkel Richard Strauss und Kammersängerin Biorica Ursuleac-Krauss geführt hat. So schließen noch ein paar Anekdoten und Geschichten über Richard Strauss als Komponist, Dirigent und Privatmensch den Band ab.

Neben all den Texten dürfen zahlreiche Bilder, vom 5-jährigen Richard Strauss über Familienfotos der Familie Strauss bis hin zu Fotos des Großvaters Richard Strauss mit seinem Enkel Christian in diesem Buch natürlich nicht fehlen. Nach dieser Lektüre hat man den Eindruck, als hätte man den Komponisten Richard Strauss ein bisschen näher und persönlicher kennengelernt. Dass das Buch natürlich ein vorwiegend sehr positives Bild des großen Komponisten zeichnet, soll zum 150. Geburtstag verziehen sein.

Tina Bayer

AutorInnenverzeichnis

MMag.^a Tina Bayer
Anschrift über die
Biblos-Redaktion

Mag.^a Zsuzsanna Brunner
Österreichische
Nationalbibliothek

Mag. Lukas Cladders
Universität Heidelberg
Zentrum für Europäische
Geschichts- und
Kulturwissenschaften
Historisches Seminar
Grabengasse 3–5
D-69117 Heidelberg

**Univ.-Doz. Dr. Bernhard
Fischer**
Mariahilferstraße 136, Top 1.15
A-1150 Wien

Mag. Franz Halas
Österreichische
Nationalbibliothek

**Mag.^a Helga Hofmann-
Weinberger**
Österreichische
Nationalbibliothek

Dr. Eva Maria Hois
Steirisches Volksliedwerk
Sporgasse 23/III
A-8010 Graz

Mag.^a Lydia Jammernegg
Österreichische
Nationalbibliothek

Mag.^a Katrin Jilek
Österreichische
Nationalbibliothek

Dr. Gabriele Mauthe
Österreichische
Nationalbibliothek

Dr. Alfred Pfoser
Leiter der Druckschriften-
sammlung
Wienbibliothek im Rathaus
A-1082 Wien

Mag.^a (FH) Susanne Tremml
Österreichische
Nationalbibliothek

Abbildungsverzeichnis

S. 6–14, 15, 17, 48, 39, 59, 60–61, 63, 64, 71, 73–76, 78, 81–83, 87, 89, 91–94, 131, 135: © Österreichische Nationalbibliothek

S. 26: © Rembrandt, Den Haag, Collectie IAV – Atria, institute for gender equality and women's history, Amsterdam

S. 47: © Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phonogrammarchiv Wien

S. 53: © Bernhard Paumgartner-Archiv, Institut für Musikwissenschaft der Paris-Lodron-Universität Salzburg

S. 55: © Volkskultur Niederösterreich – Niederösterreichisches Volksliedarchiv NÖVLA BA 1481

S. 95: © www.europeana.eu

S. 99, 101–102, 104, 106–107, 109–110: © Wienbibliothek im Rathaus

S. 111: © Kunsthistorisches Museum Wien

S. 114, 116: © Das historische Blatt 1919, 1920

S. 117: © Raymond Kœchlin. *Notices lues aux assemblées générales de la Société des amis du Louvre, le 30 avril 1932.* Paris 1932

S. 124: © Museion. *Bulletin de l'Office International des Musées* 7 (April 1929)

S. 132: © Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

S. 134: © Archiv der Stadt Wien

S. 134: © Dompfarre St. Stephan

Petra SCHÖNER, Gert HÜBNER (Hrsg.)

ARTIUM CONJUNCTIO

Kulturwissenschaft und Frühneuzeit-Forschung.
Aufsätze für Dieter Wuttke.

Baden-Baden: Valentin Koerner 2013

XII, 582 Seiten, 78 teils farbige Abbildungen

<http://www.koernerverlag.de/>



Kl. ARNOLD: *Eques auratus – Der fränkische Humanist Sebastian von Rotenhan (1473–1532)*. M. DOS SANTOS LOPES, P. HANENBERG: *Entdeckung und Selbstentdeckung. Kurze Anmerkungen zur literarischen Darstellung Europas in der Frühen Neuzeit*. St. FÜSSEL: *Die Bedeutung der Erfindung Gutenbergs für die Bildungs- und Kulturgeschichte Europas aus italienischer Sicht*. Kl. DÖRING, E. SCHÄFER: „Des Trückerdramas Ende“: Ein Epilog zu den innerlutheranischen Fehden nach Luther. V. HONEMANN: *Ein Stadtschreiber als Theologe: Peter Eschenloer von Breslau († 1481) über Böhmisches Ketzerei und Pest*. P. G. SCHMIDT (†): *Erasmus in der Region und in der Welt*. G. HÜBNER: *Tugend und Habitus. Handlungswissen in exemplarischen Erzählungen*. W. HÜBNER: *Sinne und Sterne in Jacob Baldes „Urania Victrix“*. P. THIERGEN: „*Pictoris nos ars delectat*“ (Vossius) oder „*Der Dichter denkt in Bildern*“. R. F. GLEI: *Der Künstler als Kunstobjekt: Lateinische Gedichte auf Rubens*. R. SUCKALE: *Dürers Stilwechsel um 1519*. M. STAEHELIN: *Übersehene Frühbelege für musikalisch-rhetorische Figuren*. J. KNAPE: *Bildtextualität, Narrativität und Pathosformel. Überlegungen zur Bildrhetorik*. Cl. WEDEPOHL: *Aby Warburg und die Aquarellkopie des Johann Anton Ramboux nach Piero della Francesca „Konstantinsschlacht“ in Arezzo*. P. SPRINGER: *Bewegte Monumente. Zu einer Karikatur von Ernst Neumann*. O. G. OEXLE: „*Geschichte*“ als Wissenschaft – „*Geschichte*“ als Roman. R. WUNDERLICH: *Glöckner unserer Stadt. Victor Hugos Roman „Notre Dame von Paris“ als Ausgangspunkt für Prolegomena einer urbanen Religionspädagogik*. W. SEGBRECHT: *Damenwahl und Kopfstand. Zu Günter Grass' Gedichtband „Letzte Tänze“*. P. SCHÖNER: *Bibliographie Dieter Wuttke 1951–2013*